





Valentin Trentin

# DIE VITAFORCE-CHRONIKEN



# DIE VITAFORCE-CHRONIKEN

© 2020 Valentin Trentin

2. öffentliche Auflage 2025

# DIE VITAFORCE-CHRONIKEN

## Vorwort

Für die neudeutschen Begriffe Fitnesscenter oder Fitnessstudio existieren zahlreiche mehr oder weniger sympathische Varianten. Es sind neben anderen auch die: Aerobic-Atelier, Anabolika-Arena, Body-Building-Bildungs-Zentrum (BBBZ), Cycling-Center, Klön-Kartause, Laufbänder-Laube, Muckibude, Muskelmausoleum, Pilates-Paradies, Pump-Bungalow, Stöhn-Stadel, Testosteron-Tempel, Tôsô-X-Hangar; oder wie wär's mit Zumba-Hazienda?

Sie alle sind entweder halbrichtig oder ganzfalsch. Wer zum Beispiel im Fitnesszentrum VITAFORCE TRAINING Muskelprotze und Proteingebirge finden will, wird lange suchen müssen. Es gibt sie, aber nur als friedliebende Raritäten.

Die meisten Besucher wollen schlicht was für ihre Gesundheit tun. Sie nehmen Juvenals «IN CORPORE SANO» etwas ernster als die gleichgültig dahinschwächelnde Mehrheit. Zudem wird nicht nur von Aerobic bis Zumba trainiert, an Kraftmaschinen der Körper gestählt und auf Laufbändern die Ausdauer angereichert. Nein, da wird auch viel gesprochen, erzählt und nicht selten geblödel, gelacht und hin und wieder auch etwas Unfug inszeniert.

DIE VITAFORCE-CHRONIKEN erzählen davon. Von Freundschaften, Klatsch, aber auch von Gesprächen, die nicht selten schon etwas tiefer schürften.

Alle Personen dieser «Comédie Humaine Sportive» sind teilweise erfunden oder frei gestaltet. Der Autor steht für Rückfragen mit diskreten Antworten zur Verfügung.



# Bialetti arabica

Wolfgang G. Falckner

«Sag mal, dieser Professor, den Namen habe ich wieder mal vergessen, ist wohl ein Altersphänomen, der ist auch schon lange nicht mehr hier gewesen. Ist er krank?», frage ich Orlando, den Inhaber und Alleinaktionär von VITAFORCE TRAINING AG. Wir haben uns soeben in der IKEA-Ledersitzecke niedergelassen und nippen an unseren heißen Espressi. «Wen meinst du? Hier gibt's keine Professoren, abgesehen von dir», sagt er.

«Ja danke, mein Bester. Rosen, Nelken oder nur ein Bier?», antworte ich routiniert fantasielos.

«Tulpen tun's auch», sagt er.

«Tulpen für Nulpen?», frage ich.

Orlando deutet ein Grinsen an und will dann wissen, ob ich «unseren Professor» meine.

«Ja, den Romanisten mit dem Apfelnamen, Professor Boskoop oder so.»

«Ach so, du meinst Gustave. Der heisst aber nicht Boskoop, sondern Pommier, Professor Dr. Gustave E. Pommier, wenn's recht ist», korrigiert Orlando.

«Stimmt, hast recht. Wie immer.»

«Ja, und auch in Zukunft.»

«Aber sicher doch, mit Gütesiegel und Zehnjahresgarantie. Aber trotzdem jetzt. Bin etwas besorgt. Wir haben ihn schon lange nicht mehr gesehen.»

«Allerdings. Der hat vor einiger Zeit sein Abo für einen Monat abgegeben.»

«Ferien?»

«Keine Ahnung. Er müsse dringend weg. Hat er jedenfalls gesagt.»

«Ah ja?» Das sage ich immer, wenn ich nicht weiterweiss oder nichts sagen will.

Darauf Orlando: «Moment mal, das ist jetzt aber auch schon wieder zwei Monate her. Sein Abo ist immer noch hier. Das weiss ich. Hab'

zufällig nachgesehen. Der taucht schon wieder auf. Hat er noch immer getan.»

«Ja, stimmt», antworte ich. «Letztes Mal sei er auf *La Réunion* hängen geblieben. Irgendeine *histoire de cul*.»

«Eine was?»

«Eine Frauengeschichte.»

«Und du glaubst ihm das?»

«Keine Ahnung», sage ich, um mein Wissen für mich behalten zu können.

Orlando blickt zur Seite hoch. Eine Kundin nähert sich dem Empfangsdesk. Das geht jederzeit vor. Er steht auf.

Er schäkert konziliant geschäftsmässig mit ihr, spielt den Charmebolzen, eine Charge, die er beherrscht, kommt angeregt zurück, trinkt etwas Kaffee und meint dann:

«Der Mann geht gegen die Siebzig, und du redest von Frauengeschichten?»

«Hat er gesagt, nicht ich. Ich glaub's ihm aber.»

Orlando schaut nach hinten in die Runde. Kontrollblick. Sind alle Geräte noch heil? Lässt Blaser keine Hantel mit Geschepper und Gefluce fallen? Wo trainiert das Starmannequin Bettina Meier gerade? Jetzt darf ich annehmen, dass er nicht mehr auf Pommier zurückkommen will.

Ich vorläufig auch nicht. Lassen wir es. Also bei der Gelegenheit jetzt bitte nur kurz etwas zu mir: Ich heisse Wolfgang G. Falckner mit CK und erkläre es vorweg: Ich bin kein Vogel des frühen Wurms. Ich bin ein unzerstörbarer Morgenmuffel, neige parallel zum Hahnenschrei zu verbaler Tobsucht und liebe die Menschheit nur in Einzelfällen. Die These: Wer behauptet, Morgenstund' habe Gold im Mund, den sollte man standrechtlich mit eine Schrotladung Valium erschiessen. Die Wahrheit: Morgenstund hat Schleim im Schlund und Blei im Arsch. So viel zur Matinee und dem Lever du Roi.

Kurze Rückblende: Aufstehen *müssen* ist das Haupttraktandum des viel zu frühen Morgen. Von *dürfen* keine Rede. Wenigstens in den ersten Minuten. Da gib't nur eines. Zur Bialletti wanken. Schlurfen, tappen auf schmerzhaft verkrampften, statingeschwängerten Beinen. Wenn

möglich schwindelfrei. Auch dann, wenn ich gar nicht will. Das Leben, ein Kontinuum von «Eigentlichs». Eigentlich müsste man, könnte man doch, sollte man wohl. Trotzdem weiss ich es. In ein paar Augenblicken trotzte ich der Fama und stehe auf.

Ich kann immer, ich muss nur wollen ... weitermachen, schon klar, aber wozu eigentlich? Die Frage muss erlaubt sein. Vor allem an jedem verdammten Morgen. Keine Schwäche jetzt und für die kommenden dreissig Jahre. Die ich vielleicht noch habe. Optimist, ja sicher, jederzeit.

Aber ohne Kaffee? Nichts zu machen. Kein aufklarendes Erwachen, kein Energieschub, keine Lebensoptik. Da ist nicht nur die Hose tot. Sondern auch das Hemd und das Jaquet. Ohne Koffein geht da gar nichts, sagen nicht nur die Hedonisten. Das glaube ich zumindest. Versuche mit Schwarztee oder Kakao sind gescheitert.

Ich sehe mich wieder mal auf dem Bettrand. GNOTHI SEAUTON. Ja wann endlich? Die Unterarme auf die Oberschenkel gestützt, den Kopf gesenkt, die Augen fest geschlossen. Zum öden Alltag antreten? Tatsächlich? Auch jetzt wieder? «Aber warum denn öde?», frage ich mich auch heute Morgen. «Wenn schon öde, dann mea culpa, aber ganz sicher. Es sind die Langweiler, welche die Welt für langweilig halten.»

Schon seit Dezennien versuche ich fast jeden Morgen, mir den weiteren Verlauf des angebrochenen Tages vorzustellen. Verpflichtungen und Termine? Heute keine. Ist eher die Ausnahme. Ich kann trödeln. Darf endlich die Privilegien des Alterns nutzen. Mein Leben habe ich mehr oder weniger sinnesfreudig bewältigt. Finanziell gesichert. Selbst mein Ableben ist versichert. Wie beinahe alles in dieser Assekuranz-Nation. Die Meinen werden nicht darben müssen. Welche Meinen denn?

Trotzdem: Jeden zweiten deprimierenden Morgen denke ich an den Tod. Wie das wohl sein wird? Generell: Wie soll man sich das vorstellen? Das Unvorstellbare betrachten. Diese sinnlose Zäsur, dieses Abtauchen ins Nichts. Ins Nichts, aus dem man gekommen ist. Und das zwingend logisch folgen muss. Das Leben, ein kurzes Aufblenden zwischen zwei Unbekannten. Ein Lebensweg im Darknet? Tappen im Dunkeln? Unverstanden und völlig zwecklos. Und im Ganzen so verdammt sinnlos?

«Aber wie willst du das am besten beschreiben, dieses sinnlose Nichts?»

Originalton Leonard Schwartz, ein Freund, mit dem ich ab und an in Orlandos VITAFORCE TRAINING müssige Debatten forcieren. «Na, dann sag mir, wie beschreibt man es am besten, dieses Nichts? Als dunkel, finster, grau oder grell leuchtend? Als Ausblende, wie in alten Schwarz-Weiss-Filmen?», doppelt Schwartz nach.

Ich weiss es genau so wenig wie er. Ich gehe metaphysischen Problemen grundsätzlich aus dem Weg. Mir genügen schon die physischen. Die Potenz lässt nach. Ich schlafe regelmässig auch am Tag; und zwar alleine. Mindestens eine halbe Stunde. Wahrscheinlich auch heute wieder, nach dem Besuch im Muskelparadies. Geh ich da heute überhaupt hin, überlege ich jetzt.

«Verdammt Defätist», knurre ich hörbar. Sie kommen immer häufiger, die Selbstgespräche und das Summen von losen Liedern. Natürlich werde ich hingehen. Allein schon wegen dem Club-Life.

Und dann geht das auch heute wieder los: «Das Wort zum frühen Tag.» So nenne ich das. Irgendein Wort beginnt in meinem Kopf zu drehen. Grundlose Worte, manchmal auch rare Worte, schwierige Worte wie *Idiosynkrasie* oder *Defraudant*. Das hält dann ein zwei Minuten vor. Bis ich dann endlich etwas wacher, etwas brauchbarer bin.

Gestern war es eine Wortkombination: *Arabian Fantasy*. Assoziiert mit Serail, Mozart, Islamischer Staat und prallen Odaliskinnen. Oder heissen die Obeliskinnen? Und schon bin ich wieder in Paris: Place de la Concorde, an der Sorbonne bei den Professoren Jaques Truchet und vor allem bei Raymond Picard und seinem «Génie de la littérature française 1600-1800. Introduction à quelques lectures.»

Das waren Höhepunkte im riesigen Hörsaal gewesen. Ich werde heute noch Picards Standardwerk in den überfüllten Büchergestellen suchen. Mal sehen wie es heute auf mich wirkt. Pommier kennt die auch, ich meine die beiden Dozenten.

Vorgestern übrigens, da war es das Wort *Sauternes*. Dazu passend die automatischen Begleitbilder: Blaukäse, irgendein süsser «Château Peu n'importe» und die verfluchten Migränen. Und das dann assoziiert mit

Markus und Sarah. Sie sind die unbestrittenen Gourmets meines näheren Bekanntenkreises. Kein Edel-Restaurant, das sie nicht kennen. Und immer mit 99 Prozent zuverlässiger Referenzen für solche mit und ohne Kochmützen. Man müsste wieder mal wieder. Wie viele Male versichert man das und unternimmt dann doch nichts.

Jetzt aber aufstehen, verdammt, befehle ich mir. So lang ich's kann, mach ich's noch. Das Andere oder der Andere kommt noch früh genug. Schluss jetzt mit Depression und Repression. Auch so ein Zwang, das Reimen. Aufstehen und sich mit ausreichender Energie versorgen. Bereit sein für die ersten Schübe, um den aufdämmernden Tag planen zu können. Der will bewältigt sein.

Selten bin ich einfach liegen geblieben, habe weitergeschlafen. Wirres Zeug geträumt: Freiwillig im Militärdienst, allein auf Wohnungssuche, auf Züge warten in einem unerkannten Bahnhof oder auch schon mal saftige Erotik mit Verflommenen als Vorbote der Morgenlatte.

Oder aber, ich muss krank sein. Dann einfach liegen bleiben, einfach weiterschlafen. Kommt höchst selten vor. Aber auch das stimmt so nicht ganz. Ein oder zwei Mal habe ich es probiert. Ich bin aber nicht mehr eingeschlafen. Schliesslich doch entnervt aufgestanden. Und seltsam, ich habe dann an diesem Tag gleich zwei satirische Artikel dem Teufel aus dem Gilet geleiert. Der eine hatte auf einen rechtslastigen Idioten von Jungpolitiker, der andere auf einen linksgedrehten notorischen Weltverbesserer gezielt und offenbar auch getroffen. Resultat: Mittleres Aufheulen.

Aber heute, nichts dergleichen. Ich stehe jetzt einfach auf und dehne meinen steifen und schmerzhaft knirschenden Rücken. Und mach jetzt das, was ich jeden verdammt Morgen mache. Ich tappe in die Küche und Sorge erst mal für Kaffee. Und ich überlege, wie ich heute der Leere entkommen könnte.

Wie gesagt, die überfällt mich penetrant nun schon fast jeden zweiten Tag. Und immer am Morgen. Quasi eine Mattinata-Depression, nur langweiliger und daher bedrückender.

Ich löffle vorsichtig den Arabica in die Löcherrondelle der Bialetti – Wie lautet eigentlich der Fachbegriff für dieses Sieb? –, verschütte mit

zittrigen Fingern ein wenig Kaffeepulver auf die Anrichte, wische sie sauber, fluche angemessen mit Ausdrücken aus dem Fäkalbereich, setze dann die italienische Wundermaschine auf die Herdplatte, denke an Camus und an die sisyphosähnlichen Erfordernisse eines einigermaßen sauber geführten Haushaltes.

Ich erinnere mich an endlose Wiederholungen zwischen Geschirrspüler, Herdplatten und Kühlschränke. Ganz zu schweigen von der Staubwischerei, Armaturenreinigungen und WC-Schüsseldesinfektionen. Höhe- und Tiefpunkte des Lebens einer Hausfrau.

Und peu à peu auch der Hausmänner. Der wachsenden und neuen Species Mann. Wobei, Mann? Die passen sich schleichend an, nutzen sich aber permanent ab. Die emanzipierten Helden des Scheuerlappens. Die beginnen verschämt, sich bereits öffentlich und schwer heuchelnd als solche zu outen. Sehen aber trotzdem aus wie graue Luschen und erinnern an Dreiminuten-Eier.

«Kommt für mich überhaupt nicht in Frage», brumme ich jetzt tatsächlich schon wieder laut vor mich hin. Das wird langsam zur lausigen Gewohnheit. Manie der Einsamen. Sofort aufhören damit. Es wird immer schlimmer, wenn ich nicht aufpasse. Denn manchmal spreche ich zur generellen Grundierung im Pluralis Majestatis: «Wir sehen das so und denken uns dabei dies und jenes.»

Ziemlich aufgeblasen, aber literarisch durchaus vertretbar. Zum Beispiel in Theater- und Konzertkritiken. Etwas so: «Wir vermögen im Regietheater kein Zukunftspotential zu erkennen.» Oder als politische Kolumne: «Wir Satiriker begrüßen und bedauern zugleich die traurige Existenz dieses schwer rechtslastigen Libertarians.»

Trotz contrat social dennoch nicht vergessen: Selber ist man ein singuläres Phänomen. Objektivität ist Illusionspflege. Subjektivität ist unser Schicksal, spinne ich den Gedanken fort, stutze dann aber und unterbreche diesen Anfall von egozentrischer Dürftigkeit. Denn was ich da verlautbare, steht nebenbei auch im Widerspruch zu meiner Abscheu gegen selbstgesprächig brabbelnde alte Männer.

Oder gegen jene grauen, greisenhaften Figuren, die in Supermärkten und auf Bahnhöfen grundlos und verwirrt vor sich hin pfeifen. Soweit

bin ich noch nicht. Und ich bin auch nicht der Hanswurst irgendeiner überwachenden Alten. Von Xanthippe-Imitanten zum Beispiel, die wir am liebsten in die nächste Besenkammer einsperren würden.

Ähnliches habe ich immer wieder zu diesem Prof. Dr. phil. Gustave Pommier geäußert. Jetzt ist mir Titel und Name wieder vollständig präsent. Der ist in der Tat eine Nummer für sich. Der soll ein Jäger und Meisterschütze sein. Auch ein Schürzenjäger? Nicht nachgewiesen. Hingegen verbürgt ist: Nicht bloss Schreibtisch und Katheter, Kolloquien und Seminare, sondern eine veritable Koryphäe. Auch auf 300 Meter Distanz zielsicher mit Karabiner, mit und ohne Zielfernrohr.

Er gilt als «professioneller Bachelor» und als beneidenswert leicht skurriles Exempel für ein insgeheim heiteres Leben sowohl im Denken als auch im Handeln. Und der trinkt Sauternes-Weine, und zwar ein- bis zwei Mal wöchentlich zu diversen Edelkäsen. Na ja, für einen Romanisten gehört sich das wohl.

Der Kaffee beginnt zu blubbern. Ich liebe dieses Geräusch, meine Kaffee-Kantate, meine Morgensuite, mein Präludium zum neuen Tag, das leider nie so vollkommen sein wird wie eine dorische Fuge (BWV 538). Der heisse Kaffee lässt mich aber jedes Mal wieder hoffen, angeregter Kreislauf und so.

Das Leben ist halt nicht nur kalter Kaffee oder schlimmer, nämlich nur Scheisse. *Ein heisser Kaffee am Morgen, befreit von manchen Sorgen.* «Doofer Slogan, wer sowas reimt, gehört ins Zuchthaus», murre ich angewidert amüsiert vor mich hin. Ich sollte wirklich aufhören damit.

Ich öffne den Geschirrschrank und wähle eine Tasse. Ich stelle sie auf den Esstisch. Genau in dem Moment erinnere ich mich wieder an den Namen in einem Traum von gestern oder vorgestern. Die Tasse da auf dem Tisch: Von Willeroy & Boch. So heisst doch die Firma. Die haben eine Geschirrserie *Arabian Fantasy* getauft. Tassen und Teller mit kitschig bunten Moscheen, Sternen, Halbmonden und eben diesen halb nackten Odaliskien.

Ich denke, das könnte eine Art humane Variante dessen sein, was ich empfinde, wenn ich in schwachem Momenten an «Tausend und eine Nacht» erinnert werde. Die muten mich im Vergleich mit den finsternen

Verhältnissen in den muslimischen Staaten wie ein verlorenes Paradies auf Porzellan an.

Ich nehme einen Schluck des siedendheissen Gebräus. Kein billiger Kaffee, ziemlich teuer sogar. Etwas luxuriös, das sicher. Aber wenn man sich sonst wenig gönnt. Sicher keine Flüge in der First Class und Reisen auf die Lofoten oder die Falklands. Das überlasse ich gerne den Geldmischlern wie Jakob Sturzenegger. Der ist Börsenmakler, schwerneureich, manchmal auch schwer von Begriff und immer zu rasch, zu schludrig im Urteil. Eigentlich verflucht oberflächlich, ergänze ich für mich. Das würde ich ihm nie sagen. Wozu auch? Man soll sich nicht Beziehungen verderben, auch oberflächliche nicht.

Jakob hört es gerne, wenn man ihn Tschäck nennt, USA und so. Auch legt er Wert darauf, dass man ihm etwas Kultur zugutehält. Die Kultur jener, die schon überall waren. Die kaufkräftigen Lieblinge der Tourismus-Industrie. Die waren, ganz klar doch, im Prado, im Louvre und im Guggenheim, weil man dort einfach gewesen zu sein hat.

Orlando ist mein Zeuge. Hier Jäck im Originalton: «Ja, die Eremitage in Petrograd, die haben wir vor einem Jahr besucht. Du musst wissen, es gibt eine Alte und eine Neue Eremitage, und verwechsle das bitte nicht mit dem Winterpaläa. Einmalig, sage ich dir, einfach einmalig. Sensationell. Ja, die nackte Maja im Prado auch, scharfes Teil, kann ich dir sagen.» Er hat wahrscheinlich *einzigartig* gemeint. Ich habe mich wohl-erzogen und angemessen für das Update bedankt.

Vor ein paar Wochen hat das bei ihm auch schon mal so getönt: «Letzten Monat haben wir in der Met, also in New York, die Walküre gesehen.» Er hat tatsächlich *gesehen* gesagt, nicht *gehört*.

«Ja genau, die Walküre. Du weisst schon, die von Wagner. Also wie gesagt, sensationelle Aufführung mit Stuart Skelton als Siegmund und Eva-Maria Westbroek als Sieglinde. Gut, kennst du wahrscheinlich nicht. Die Kulissen hättest du sehen sollen. Einfach der Wahn.»

Natürlich kenne ich die Westbroek und den Skelton. Schon gehört auf CD. Aber «in der Met» oder in New York werde ich wohl nie gewesen sein. Soll ich das jetzt bedauern? Negatives Futurum zwei? Opern sollte man ohnehin nur konzertant aufführen, ohne überdehnte Gesten,

verzweifelt auf der Bühne gerenne und ohne quirlige Kapriolen. Aber in der Loge sitze ich gerne alleine. Die Tränen bei den wunderbaren Stellen. Die sind Privatsache. Da schütteln sie dann wieder die Köpfe und finden mich seltsam, um nicht *befremdend* sagen zu müssen.

Ich hätte Jäck gerne noch gefragt, was ein Leitmotiv sei, was man bei Wagner unter alterierten Akkorden verstehe, und was er von der Geschwisterliebe halte? Ich lasse es bleiben. Zudem war Herr Sturzenegger schon bei seinem nächsten Thema, der Nullzinsrunde und dem Frankenkurs, und wie günstig der Dollar im Augenblick zu haben sei. Und übrigens, man plane eine Reise nach Boston. «Die haben da ein Symphonie-Orchester: Einmalig, Weltklasse. Die müssen wir unbedingt *gehört* haben.» Immerhin gehört. Kulturjäger und -sammler, denke ich, schweige aber ostentativ.

Aber dann hat dieser unerlöste Welt- und Zeitverbummler auch noch begonnen, über eine geplante Steuererhöhung zu fluchen. Da ist Jäck nicht zu überbieten. «Senken muss man die, senken, verdammt noch mal. Wir sind schon geschrópft genug!» So tönt das bei ihm. Gefolgt von Klagelauten jeremianischer Ausmasse. Er werde verarmen, wenn das so weitergehe mit Staat und Fiskus.

Gejammer auf hohem Niveau: Ausländer, die Bäume der lieben Nachbarn, Preisentwicklung, Zerfall der Umgangsformen und Ortsbürger, die am Waldumgang wieder Sauerkraut essen wollen. Die Probleme der Nörgler und Sörgler.

Ich habe vor ein paar Tagen einen Artikel im Zürcher Intelligenz-Blättern gelesen. Das tue ich meistens, wenn ich mit dem Laufband und selber fix und fertig bin. Darauf lege ich Wert: Mit ermatteten Gliedern, ich spreche manchmal so, also «mit ermatteten Gliedern» sitze ich dann in «meinem» Fitnesscenter, bei Orlando, auf dem Ledersofa, nach einer Stunde Training, um dann Anspruchsvolles zu lesen. Ich will mir beweisen, dass ich es auch unter erschwerten Bedingungen draufhabe. Reaktionsübungen nach dem Dreissig-Kilometer-Marsch.

In diesem Artikel – den Namen des Verfassers habe ich wie meistens gerade nicht präsent, irgendein Harvard Psychologe, ein Stephen Thinker oder Blinker – habe ich also gelesen, was ich schon immer gedacht

habe, dass nämlich jegliches Wehklagen und Geschrei über die Verhältnisse im eigenen Land Luxusgeklöne und Boutiquengeschwafel seien. Man müsse unsere Lebensweise nur mal spiegeln an den Zuständen zum Beispiel auf der arabischen Halbinsel, wo unbequeme Journalisten an unbekanntem Orten eingesperrt oder gleich ermordet wurden. Und wo Jäck trotzdem Geschäfte macht.

Wo Könige und Thronfolger sakrosankt sind, wo jedes kritische Wort als Majestätsbeleidigung interpretiert und gleichgesetzt wird mit Gotteslästerung, wo Homosexualität hautnah geegelt wird, und Prostitution und Hexerei verboten sind. Alles Delinquenzen, die mit der Todesstrafe, Auspeitschungen oder mit lebenslanger Haft bestraft werden dürfen. Man riskiert dort für Majestätsbeleidigung 1000 Stockhiebe und zehn Jahre Haft.

«Scheisscharia!», knurre ich lustvoll und abschliessend. Mir ist schon klar, dass ich solche Worte für mich behalten muss. Sogas gehört nicht aufs Papier. Ich bin doch kein Märtyrer. Das überlasse ich gerne den Katholen. Und ein Masochist bin ich auch nicht ... oder lebensmüde. Ich muss zugeben, dass wir, verglichen mit dem Weltbild und den Risiken und Nebenwirkungen des Qurans, hier immer noch im Paradies leben. Trotzdem ächzen und seufzen sie hier mit der Regelmässigkeit eines Taktfahrplanes. Sie beheulen das böse Erwachen der Finanzmärkte. Sie empören sich über minimalste Zugverspätungen, bekritteln Tempo 30 und Zebrastreifen, wimmern über Arbeitslosenquoten, beweinen verkachelte Anlagetipps und finden Tage ohne Klagelaute versiebte Tage.

Sogar traumatische Veränderungen der Armeeverpflegung («Ciao Chili Johnny!») entlocken ihnen Bitternis. Und selbstredend fluchen sie über die BMW-Kosovo-Albaner, die beim Begriff Leitkultur an Wahnvorstellungen wie Zwangsehen, Machismo, Familienehre oder Blutrache leiden. Und die an einer Konfession festhalten, die zur Ikonographie des 14. Jahrhunderts besser passen würde. Das sagt Schwartz, nicht ich. Er liegt aber vermutlich nicht daneben. Unangenehm dabei ist allerdings auch, dass ich mich jetzt schon wieder echauffiere. «Über nichts und wieder nichts», meint dann Orlando regelmässig.

Ich nehme den letzten jetzt lauwarmen Schluck Espresso, wässere die fantasiereiche Orienttasse und stelle sie in den Geschirrspüler. Was also heute tun? Das Tagebuch mit den Banalitäten meines Lebens komplettieren, einkaufen und E-Mails beantworten? Und das war's dann wieder? Das ist also mein Leben?

Vor ein paar Wochen habe ich mir vorgenommen, mindestens einmal pro Tag jemanden anzurufen. Mittel gegen Vereinsamung, habe ich gedacht. Getan habe ich es dann doch nicht. Doch, vielleicht ein oder zwei Mal. Zumindest versucht. Aber am anderen Ende der Leitung war niemand gewesen. War das jetzt ein Fingerzeit des Schicksals oder bloss der falsche Zeitpunkt? Und ich habe wieder festgestellt, dass ich im Grunde genommen nicht gerne telefonierte. Das direkte Gespräch mit den Raffinessen der Körpersprachen ist mir lieber. Einfach grundlos telefonieren als Massnahme gegen Isolation und schlimmer noch, gegen Einsamkeit? Ohne mich!

Soweit bin ich noch lange nicht, denke ich, setze mich vor den Bildschirm, boote die Maschine und öffne den Posteingang von Outlook. Ein paar Werbeseiten - Sensationelle Schlagbohrmaschine, Millionär werden mit Bitcoins und eine Salbe für einen Viermeterpenis - das war's dieses Mal.

Ich bin mit meinem Leben an sich zufrieden, ja mit seinen Dimensionen auch, danke der Nachfrage, und wie es scheint, seine Nutzniesserinnen im Allgemeinen auch. Das stimmt allerdings nur bedingt. Nicht alles Erotische hängt nur von ihm ab, wobei hängen wohl nicht das mot juste ist.

Aber da sind heute keine persönlichen E-Mails dabei, nicht einmal eine Reaktion auf Anfragen. Da gibt es tatsächlich Leute, die beantworten weder Briefe noch E-mails. Umgangsformen wie Troglodyten, fällt mir ein, wie Eremiten oder Regenwürmer, die fressen Erde und kümmern sich sonst um gar nichts.

Ich gehe ernüchert ins Badezimmer und verrichte die monotonen Morgengeschäfte: Schissen, waschen und mich anziehen. Verzeihung, ich meinte natürlich Urinieren, Defäkieren, Körperpflege und Ankleiden. Auch heute wird es wieder mal eine meiner dreissigjährigen

Trainingshosen sein. Sie sind gut erhalten, beste Qualität. Von sowas kann man sich doch nicht einfach trennen. Das gilt aber nicht für die T-Shirts und Pullover. Die wechsele ich regelmässig. Interessiert doch saumässig, oder? Spätestens dann, wenn Schweissgeruch droht.

Meine Devise: Allzeit bereit. Frauen sind da empfindlich. Na gut, Männer auch, aber die interessieren mich nicht. Nächster Gedanke: Ob ich wohl schwul sein könnte? Es gibt keine Anzeichen dafür. Sogenannte schöne Männer sind allenfalls ästhetische Objekte, aber nie sind sie solche der Begierde gewesen, wie das in Film und Romanen so schöngefärbt angeboten wird.

Dicke Freundschaften, das schon; aber mit einem Kerl im Bett? Einmal hatte es einer versucht in Piräus, ein Araber, wahrscheinlich mangels Frau. Die sollen da nicht wählerisch sein. Hauptsache ein Loch, so geht das Vorurteil. Ich bin schockiert gewesen und davongelaufen. Mein Arsch ist mir heilig. Auch heute noch kann ich nicht hinsehen, wenn in Filmen zwei männliche Schauspieler miteinander zu knutschen beginnen.

Ich will mir gerade meine Sportschuhe anziehen. Da tobt in der Wohnstube das Fixnet-Telefon los. Klingelt wie ein Apparat aus den 50er-Jahren.

«Wer zur Hölle ist das jetzt?»

Die Nummer ist unterdrückt. Aber meistens siegt die Neugier. Ich nehme ab. Und wie immer in solchen Momenten melde ich mich nicht mit dem Nachnamen. Ein kurz geschnarrtes «Ja» muss genügen. Tarif gleich von Anfang an durchgeben, das ist hier die Anordnung. Das geht dann so:

«Ja!»

«Guten Morgen Herr Falckner, spreche ich mit Herrn Wolfgang Falckner?»

Verdammte Scheisse, denke ich, ein Stossverkäufer. Sofort abwehren.

«Nein, mein Name ist Isidor Dachs.»

Kurze Blockade am anderen Ende. Genau das, was ich will.

«Wie bitte, Dachs? Guten Morgen ... ääh Herr Dachs. Jetzt nur zur Sicherheit, das ist doch die Nummer von Herrn Falckner?»

«Wenn Sie es sagen, dann gehen wir mal davon aus, Herr ...?»

«Äh ja, Meierhofer von der ...»

Ich muss das abbrechen, jetzt, sofort: «Falckner ist im Urlaub. Ich bin nur hier, um seine Kakteen zu begiessen.»

«Aber, ääh, also gestern war er noch da und hat offenbar telefoniert. Jedenfalls war besetzt.»

«Das war ich.» Ziemlich unglaubwürdig, aber besser als nichts.

«Ach so. Und Sie wissen nicht, wann er zurückkommt?»

«Doch, aber das darf ich Ihnen nicht sagen. Datenschutz, Sie werden das verstehen müssen.»

Falls er das in den nächsten Sekunden endlich begreift. Warum nur spreche ich überhaupt noch mit dem? Ich muss das abklemmen.

«Versuchen sie es später mal wieder oder am besten gar nicht. Herr Falckner ist restlos glücklich.»

«Ja gut. Und Sie, Herr Dachs, wie steht es mit Ihnen. Sind Sie auch restlos glücklich mit Ihrem Telefonanschluss?»

Jetzt wird der auch noch frech. Ich sage sec:

«Ja, sobald Sie auflegen.» Kurzes Schweigen. Dann hat er sich erholt. Tun die immer. Eine indolente Bande.

«Nur kurz noch bitte. Ich meine, sind Sie zufrieden mit Ihrem Telefonanschluss?»

«Mit dem Anschluss? Mit dem schon.»

Der merkt nichts. Oder will nichts merken.

«Das freut mich. Denn Sie haben wahrscheinlich einen Swisconext-Vertrag?»

Jetzt reicht es aber.

«Nein, Herr Falckner vielleicht, ich nicht.»

«Haben Sie nicht? Aber wenn ich Sie schon mal am Draht habe, Herr Dachs, darf ich Sie dann fragen, ob ...?»

Jetzt hole ich das dialektische Messer aus der Tasche. Mit beherrscht ruhiger Stimme frage ich ihn:

«Gehören Sie einem Killerkommando an?»

«Was? Wie bitte?»

«Sie haben gesagt, Sie hätten mich am Draht.»

«Ja schon, aber das sagt man doch so.»

«Ich nicht. Ich sage auch nicht *an der Strippe*. Ich sage in der Regel *am Apparat*. Ihr Draht erinnert mich an eine Garrotte.»

«An eine Grotte? Wieso? Was hat Telefonieren mit einem Grotto zu tun?»

Ach wir Armen. Soll ich weitermachen? Das wird ja immer absurder. Sei's denn, bitte sehr. Ich will ihn bis ans bittere Ende verarschen, ist doch mein gutes Recht. Ich sage:

«Eigentlich nichts. Und Sie wissen ja, Grotte erinnert an Höhlenbewohner. Aber die hatten noch kein Telefon.»

Sowas verwirrt den Mann. Die kurze Pause deutet das jedenfalls an. Dann fängt er sich.

«Das kann sein, Herr Dachs. Aber jetzt haben wir diese modernen Geräte. Und ich hätte auch für Sie ...»

Jetzt ist eine Mörsersalve fällig.

«Ja, kann sein. Wenn Sie aber weiterdrängeln, dann muss ich Ihnen erklären, wo Sie Ihre modernen Geräte hinstecken können. Dämmert es in Ihnen?»

Das ist jetzt an der Grenze. Ich weiss.

«Aber ...»

Ich muss grob werden.

«Kein *aber* mehr bitte. Lassen Sie es bleiben!»

«Sie möchten also nicht ...?»

«Ja, ich möchte nicht.»

«Wir hätten da aber für Sie ein wirklich ...!»

«Nein!» Jetzt nur nicht laut werden.

«Das neuste Produkt! Nicht?»

«Nein! Haben Sie in der Schule nicht aufgepasst? NEIN heisst NEIN. Oder brauchen Sie es arabisch? Das wäre dann LA!»

Das war's dann. Klick, und weg ist er.

Na bitte, geht doch. Warum nicht gleich? Dennoch: Absurdistan hat's uns angetan. Ich erwäge noch kurz, was für ein Scheissberuf das sein muss, den Leuten Telefonanschlüsse aufzuschwatzen oder zwölf Flaschen Wein *Schöowree Schombortän* aus mir dem völlig unbekanntem

Hause *Spühler Prämie Krüü*, exklusiv nur für Sie. Das hatte mal eine Telefonverkäuferin mit einer versoffenen Nikotinstimme versucht.

Ich werde heute noch den Inhaber der Body-Building-Bildungsstelle fragen, ob er auch solche Anrufe erhalte. Zum Beispiel Testosteronpräparate, Proteindrinks und Anabolikaampullen im Sonderangebot? Und wie er darauf reagiere? Mal hören, was Orlando als Hauptaktionär von VITAFORCE TRAINING dazu sagt. Hab heute noch vor, eine Runde auf dem Laufband zu drehen. Bei schlechtem Wetter immer.

Also weiter jetzt zu meiner Person: Ich heisse mit kompletten Vornamen tatsächlich Wolfgang Gregorius. Der zweite Vorname begeistert mich täglich aufs Neue. Ich vermeide es, wenn immer möglich, ihn zu nennen. Ich halte es wie Endeavour Morse in der britischen TV-Serie «Morse». Der stellt sich auch immer nur als *Morse* vor. Ich meistens mit «Falckner mit CK».

Wolfgang geht ja noch. Aber Gregorius? Unmöglich. Der klingt nach Kalender und Kirchenrecht, für meinen Geschmack einfach zu klerikal. «Falckner» muss genügen. Ist schon in Ordnung. Bekannte und meine Freunde, ich hab' ein paar, haben den Namen einfach abgekürzt. Sie nennen mich *Falko*. Genau, wie diesen Popsänger. Auch nicht gerade stilbildend. *Gregorius* ignorieren sie freundlich.

Aber gut. Immer noch besser als ganz ohne Namen leben zu müssen. Da ist Wolfgang allemal besser. Und immerhin ist man in guter Gesellschaft, denk' ich an Weimar und Salzburg.

Eine Zeit lang hat mich auch «Wolfi» nicht gestört. Vor allem nicht, wenn Frauen es ins Ohr flüsterten. Aber heute verzichte ich gerne darauf. Klingt einfach etwas schwul. Und da sei Gott vor. In jungen Jahren hat man zudem anderes zu tun gehabt, als Namensforschung und Genealogie zu betreiben. Da ist primär *Genitalistik* auf dem Vorlesungsverzeichnis gestanden.

Eine Helene Krauthammer, eine Germanistin aus Berlin, hat mich vor Dezennien «Greg» genannt. Sie war hübsch und geistreich, also habe ich es zur Not hingenommen. Aber Berlin. Nicht meine Stadt. Da wird generell übertrieben. Zu laut, zu vorlaut und zu schnoddrig. Vor allem wenn man mit Paris vergleicht. Und ich sprech' auch nicht wie die.

Überhaupt die Deutschen. Ein Sonderkapitel aus dem Norden, das zu lesen nicht immer lohnt.

Weil dann aber diese nicht ganz sturmfreie Beziehungsflutwelle schon nach ein paar Monaten verebbt ist, ist diese amerikanische Verkürzung und das Intermezzo schon bald eine Geschichte mehr aus den Jugendjahren eines Studenten geworden. Jedenfalls hat mich nie wieder eine Frau «Greg» genannt.

Schuld an diesen literarischen Vornamen ist übrigens nicht meine Mutter. Die hätte lieber einen Raymond oder Daniel gehabt. Aber mein Vater, Hans Christian Falckner, eingedenk zweier Vorfahren, nämlich der Juristen Johann Christoph und Johann Friedrich Falckner, hat auf einem «familiär angemessenen» Namen bestanden.

Wie er dann ausgerechnet auf Gregorius, und dann noch auf diese Lateinendsilbe gekommen ist, weiss ich eigentlich nur ungenau. Mit Wolfgang habe ich mich wie gesagt jederzeit abfinden können. Aber Gregorius? Also bitte. Ich habe auch nie ernsthaft die Hintergründe befragt; oder gar nach dem Papst geforscht, der die Astronomie, heute würde man sagen, als Hobby betrieben hat.

Dies umso weniger, als mein Vater, ein Dr. iur., nicht gerade zu den Frommen gezählt werden darf. Im Gegenteil: Er war humanistischer Freimaurer. Jetzt bitte keine Fragen und bitte keine dummdreisten Andeutungen wie «Klandestiner Verschwörungszirkel» oder «Geheimbund des Bösen».

Im Weltbild meines Vaters hatten weder der heiliggesprochene Papst Gregor I. (der Grosse) noch Papst Gregor VIII, der Kalendermann, ja generell die Heiligen, kaum etwas verloren.

Auch hätte mir die US-Kurzform W. G. wenig gefallen. Ich stelle mir dann auch mit Befremden vor, man würde mich *Dobeljuu-Dschii* nennen. Und dieser Doppel-Tubel, der sässe jetzt also vor seinem Computer und begutachtete die E-Mail-Pendenzen von gestern und vorgestern. Vieles von dem ist reine Zumutung. Werbung zu Hauf, Krampf und Anstiftung zum Kauf. Und einmal mehr das Hotel Forellenhof (Name geändert), das mich zum «Feiern nach Herzenslust» nötigen will. Wo ich doch schlicht in Ruhe gelassen werden möchte.

Vor allem jetzt im Advent. Aber nein, die schreiben gesüßtes Textergesülze wie: «Wenn warmer Lichterglanz das Land erhellt und leise tanzend Schnee vom Himmel fällt, dann funkeln auch die Weihnachtskerzen und tragen Freude und Wärme in die Herzen. Wir laden ein zu Genuss und Besinnlichkeit und sind Ihre Gastgeber in der schönen Festtagszeit. Mit uns und nach Herzenslust: Linda Kupferberg und die Fischreihher-Familie». Welches Kitschensemble von vollgekleisterten Werbeschnulzis hat wohl das zusammengestiefelt?

Als Mail Nummer Zwo kommt auch schon wieder der Onlinehändler zack.ch mit einem Sonderangebot: «Relaxopet Cat & Dog, das kompakte Soundmodul zur Tiefenentspannung von Tieren mit zwei Betriebsmodi, speziell für Katzen und speziell für Hunde und einem Lautsprecher mit gutem Raumklang, der hörbare und nicht hörbare Klangwellen in verstellbarer Lautstärke kabellos sendet.»

Das muss ich haben. Ich stelle mir vor, das Gerät versetze im Hundemodus diese Biester in Tiefschlaf. Vielleicht sogar in die Ewigkeitsvariante. Da wüsste ich dann auch gleich zwei Exemplare. Ja genau, die von meinen verlotterten Nachbarinnen mit ihren dauerbellenden Scheissviechern, die jeden Morgen auf Kacktour gehen müssen. Indolentes Pack. Die wären als Experimentier-Anordnung sehr geeignet. Ich lösche gleich alle Viere aus dem Gedächtnis und sofort beide Netz-Angebote. Bleiben noch zwei Nachrichten. Eine von «casefit.ch WIR SIND FITNESS», einem entsprechenden Studio mit Dumpingpreisen. Das kann doch nie rentieren, denke ich. Zudem: Brauch ich nicht. Bin bei VITAFORCE, dem gepflegten Muskeletablisement von Orlando bestens aufgehoben. Also, weg damit.

Da ist aber noch eine Sendung übrig. Scheint etwas Persönliches zu sein. Ich öffne das E-Mail. Moment, das hätte ich jetzt beinahe vergessen. Pascal Keller, Chefredakteur des Schachenburger-Boten, will wissen, wie es mit der Schulhaus-Glosse steht. Da hat vor ein paar Tagen in einem unserer wundervollen Dörfer eine chaotische Gemeindeversammlung eine Vorlage zur Renovation eines Schulhauses zurückgewiesen. Primär gescheitert soll das Projekt offenbar an den unterschiedlichen Vorstellungen der Bevölkerung gewesen sein. Also

Standort, Stockwerkzahl, Isolationen, Farbe, Vorschriften, Umweltschutz, Ölverbrauch, WC-Gestaltung und generell die Ästhetik wie Tapeten und Stuckaturen. Lauter Dörflerkleinkram, nur zu goutieren, wenn man mitten drinsteckt und nichts Anderes kennt. Und überhaupt! Der Bedarf! Der sei nicht erwiesen. Fazit: Die berüchtigten Köche und der verdammte Brei, in dem vor allen anderen der auftragsbewusste Architekt Hermann Erne herumgerührt hat.

Keller hat mich um eine satirische Glosse gebeten. Sein Lokalblatt leistet sich das. Soll mehr Leser bringen. Und jetzt fragt er an, ob ich liefern könne, und ob wir uns heute noch kurz treffen könnten, um den Text durchzugehen.

Natürlich kann und will ich. Pascal will da aber mitreden. Kann ich verstehen. Man will keine Anzeigenkunden vergraulen. Da schreibe ich dann subtiler als sonst. Die müssen ja nicht immer alles verstehen, die Anspielungen, die Subtexte mit ihren Unter- und Hintergründen.

Also anrufen. Ich erreiche ihn sofort. Wir vereinbaren, dass ich ihm den provisorischen Text gleich zustelle, und wir uns im Muskelparadies VI-TAFORCE am Mittag treffen. Da trainieren wir ja beide regelmässig.

Ich werde ihm einen ersten Entwurf schicken. Ist gestern fertig geworden. Dann haben wir was Konkretes vor uns. Bis dahin habe ich noch etwas Zeit. Also schaue ich den Text noch einmal durch. Zufrieden bin ich nicht. Das bin ich selten. Und man kommt nie richtig zum Abschluss. Ich beginne zu lesen. Und stocke schon. Warum eigentlich soll ich das veröffentlichen? Der Anlass ist platt, und das Ergebnis flach. Dorfkrum aus dem Intrigantenstadel. Ist einfach zu unbedeutend.

Und doch, ich kann's einfach nicht lassen. Aber müssen es dann wirklich Schulhäuser oder Schrebergärten sein? Merx fragt mich dann immer, warum mit Kanonen auf Spatzen schießen? Ich lasse das offen. Mal sehen, was Keller dann meint. Ich sende ihm den Text wider besseres Wissen trotzdem. Vielleicht zeige ich ihn auch Orlando. Der sagt mir dann ins Gesicht, ob er verständlich oder zu hoch sei. Also vorwärtsmachen. Erst aber noch ein limitierter Blick in die Journale.



# Chez Orlando

Orlando Dietschi

Ich heisse tatsächlich Orlando Dietschi. Vorname und Nachname passen geografisch nur scheinbar nicht zusammen. Wenn man aber weiss, dass meine Vorfahren sich noch Diecci nannten, dann schon. Im Verlaufe der Jahre hat aber mein Urgrossvater den Namen geändert. Hat Dietschi vorgezogen. Hat das auch offiziell bestätigen lassen. Heute weiss kaum noch jemand, dass unsere Familie väterlicherseits im 19. oder eventuell erst im 20. Jahrhundert eingewandert ist. Höchstens ein Namensforscher, der sofort auf Norditalien tippt, worauf denn sonst? Eigentlich sind fast alle Schweizer Ausländer. SVP hin oder her. Alles eine Frage des Datums. Die Rechtsausen-Typen vergessen das halt einfach. Auch von denen könnte man ohne Probleme ihre Herkunft erkennen, würde man sich die Mühe machen. Was sich aber meistens nicht lohnt.

Ich werde demnächst 60 Jahre alt. «Wir alle rücken dem Tod näher.» Zitat Falckner. Sowas ist immer sehr willkommen. Ob ich mich vor ihm fürchte? Vor Falckner? Nein, doch nicht vor dem. Ist ein Freund. Ich meine, vor dem Tod. Das habe ich mir noch nie überlegt. Wozu auch? Ich beschäftige mich mit realen Dingen, mit meinem Alltag: Neue Geräte, Kunden und Kurse. Und wenn ich dann schon unbedingt tot sein muss, dann möchte ich an der Himmelstüre von Petrus gerne hören: «Die Bar ist da hinten, zweite Türe links.»

Wie gesagt, über den Tod nachzuhirnen, dafür habe ich einfach nicht genug Zeit. Ein Trainingscenter zu führen und eine Familie zu haben, ist eine Vollzeitaufgabe. Man ist Vater von Carola (25), Ehemann von Maya, Sportlehrer, Betriebswirtschaftler, Gerätebetreuer, Kundencoach; und nicht zuletzt Personalchef für über 20 Angestellte inklusive Zobrist, unserem Märchenonkel.

Der Mann wäre jetzt ein Extrakapitel wert. Vor allem seine Hotzenplotz-Räuberpistolen. Die einmal festzuhalten, überlasse ich dann aber gerne Schwartz oder Falckner. Schreiben ist nicht mein Ding. Lesen schon, Tolkien und so.

Ich habe ursprünglich Schlosser gelernt. Nicht, dass mir der Beruf nicht gefallen hätte. Aber nur mit Metall zu arbeiten, das konnte doch nicht alles gewesen sein. Mir hat das Zwischenmenschliche gefehlt. Metall ist hart. Gut, Menschen manchmal auch, aber trotzdem besser formbar.

Schwartz, seit über 30 Jahren einer unserer ältesten Dauerkunden, hat mich mal gefragt, welche Berufe ich auf keinen Fall hätte lernen wollen. Also ganz sicher nicht Lehrer. Da fehlt mir das Rechthaberische, das manche dieser Figuren, wie soll ich sagen, so an sich haben.

Menschen zu belehren ist mir sowieso fremd. Oder diese fade Gewohnheit, die Leute immer korrigieren zu wollen. Bin ich denn ein Lehrer? Meine Kunden und vor allen meinen Kundinnen hätten mir schon manche Gelegenheit geboten, es zu tun.

Da ist zum Beispiel Hermi, eine ältere Dame, die seit Jahren immer «zwei Espresso» bestellt. Soll ich ihr sagen, dass es, wenn schon, «zwei Espressi» heissen sollte oder wenigstens zwei Espresso ohne X.

«Die spricht halt expressis verbis», hat das Schwartz kurz kommentiert. Der hätte sie ganz sicher korrigiert. Er hätte sie auf die «Expresso» angesprochen und sie gefragt, ob sie auch schon mal in Italien gewesen sei?

Oder ich denke an Manuela. Die nennt unseren Empfangsteil selbstsicher «Repsession». Soll ich ihr sagen, wie unsere Reception richtig heisst? Wozu denn? Das erspare ich ihr und mir.

Das gilt auch für Carla, die immer wieder betont, dass es halt «Linkshändler» und «Rechtshändler» gebe. Soll ich ihr jetzt wirklich mit dem Zweihänder erklären, wie das richtig heisst?

Wie gesagt. Lehrer, das wäre nichts für mich. Ich denke da nicht zuletzt auch an diese Saugoofen von heute. Diese respektlosen Volldeppen. Verlangen Respekt, haben selber aber keinen. Vor nichts und wieder nichts. Ohne mich. Zudem: Was kann ich dafür, dass einige von denen aus dem Balkan stammen?

Oder Wirt? Auf keinen Fall. Dauernd in Küchendämpfen stehen. Den Gästen um die dicken Ärsche schleichen. «War's recht? Geht's gut? Auf Wiedersehn. Kommen Sie bald wieder.» Oder auch nicht. Auch das, ohne mich. Ich koche aber gerne. Vor allem Fleisch. Mein Vater hat eine

Hirschfarm. Da weiss man, was man isst. Sicher zwei Mal im Monat. Zum Beispiel frische Hirschleber, eine Delikatesse.

Übrigens hält mich Schwartz für eine «soziale Begabung». Wie vieles von ihm, ist das wohl auch etwas übertrieben. Um es mal klar zu sagen: Ich habe einfach gerne meinen Frieden. Und den habe ich nur, wenn andere ihn haben. Also schaue und versuche ich, jedem gerecht zu werden. Nicht allen Recht zu geben, das schon nicht. Aber ich bin für Ausgleich.

Jedem gerecht werden? Das verlangt Anpassung. Oberflächlich gelingt mir das fast immer. Und was ich darunter verstehe, ist meine Sache. Kritik behalte ich zurück; und dies nicht nur aus Geschäftsgründen. Ist ein Stück weit mein Temperament.

Das stimmt nun aber auch nicht ganz. Ich klopfe schon mal ganz gerne Sprüche, auch grobe und zotige. Starre auch gerne den Hintern der Frauen nach. Ab und zu amüsieren wir uns, also vor allem Schwartz und ich, über besonders skurrile Figuren. Und die gibt's. Auch in meinem Trainingscenter.

So reden wir zum Beispiel gerne über jenen Banker, der dauernd von seiner Kilimandscharo-Besteigung schwärmt. Oder über den Musiker und Turnlehrer Blaser, Heinz Blaser, der uns penetrant kaugummikauend mitten in Gesprächen unterbricht, und den wir dann an die Geräte abkommandieren müssen.

Blaser trainiert hart. Das müssen wir zugeben. Aber er überfordert sich manchmal und lässt dann die Geräte abrupt fallen. Der ist doch tatsächlich vor ein paar Tagen wieder einmal nach einem Höllengeschepper mit zwei schweren Metallzug-Griffen zu uns an die Plauder-Polstergruppe gekommen und hat unsere Gesprächsrunde herausfordernd grinsend angeschaut. Er hätte da Alteisen zu verscherbeln. Wir lachen da bewusst nicht.

Schwartz hat ihm aber postwendend geantwortet, ob er sich mit Alteisen selber meine? Und mit Leuten mit Kaugummi im Maul spreche er grundsätzlich nicht. «Also Marsch! Zurück an die Geräte!» Ich habe ihn dann noch gefragt, ob er eine Versicherung habe, falls er mal ein Gerät schleisse.

Oder gestern zum Beispiel, da ist Heinzl zu Schwartz gelaufen, der sich mitten im Training am Butterfly befand. Er müsse ihm was sagen. Der stoppt ihn: «Nicht jetzt, muss atmen!» Dann bringt Schwartz die Übung zu Ende und ruft: «Jetzt».

Blaser nähert sich, schiebt vor sich eine Knoblauchwolke und haucht die Schwartz voll in die Nase. Dann sagt er: «Weisst du was? Ich habe keine Ahnung, was ich eigentlich im Leben mache, aber schlimmer noch, was das Leben aus mir macht.» Schwartz darauf trocken: «Dein Leben lässt dich banales Zeug schwatzen und nach Knoblauch stinken.»

Oder noch dies. Da ist am gleichen Tag die schlagfertige Charcuterieverkäuferin, die kleine Franziska (Fränzi), an der Theke gestanden. Das führt dann meistens zu weiterem Schabernack und schnellen Wortwechseln und Selfies.

Sie sagt dann etwa zu Schwartz: «Leonardo, lange nicht mehr gesehen.» Darauf Schwartz: «Ja, stimmt, ich habe dich auch vermisst.» Sie sofort: «Aufpassen, Heuchler sterben früh.» Darauf wieder er: «Schon, aber mit der Gewissheit, niemand beleidigt zu haben.» Er hat mir mal verraten, dass er die Kleine um ihre Schlagfertigkeit beneide. Er müsse sich da richtig Mühe geben. Notfalls sage er dann einfach nichts.

Oder dann auch noch das, kaum ist Fränzi weg. Da sagt Schwartz zu mir: «Komm, Orlando, jetzt entlaste ich dich mal. Wir drehen die Rollen um. Du bist Kunde, und ich bin Orlando.»

Der hat sich dann tatsächlich noch unser Firmencap aufgesetzt und sich hinter der Empfangstheke aufgestellt. Der sah aus wie ein abverreckter Ladendieb. Aber damit nicht genug. Der hat dann wirklich so getan, als sei er ich. Hat einer Kundin die Schlüssel zurückgenommen und sich für sein/mein Anfängerverhalten entschuldigt. Und als zwei Herren nicht ganz zufällig von der Versicherung am Eingang aufgegriffen sind und ihn ziemlich verblüfft angesprochen haben, ob er Herr Dietschi sei, hat er erst nach längerem Zögern und Lachen die beiden aufgeklärt. Gratis-Verwirrung und eine Situation, die ich dann mit ein paar netten Worten entschuldigt habe. Ich erzähle das hier nur, um zu zeigen, was da bei uns manchmal an Gaudis und Lachnummern abgeht.

1983, also vor 35 Jahren, habe ich mein Fitnesscenter VITAFORCE in einem grossen Nebenraum einer Tennishalle eröffnet. Um das Projekt auch buchhalterisch in den Griff zu bekommen, habe ich an der Kaufmännischen Berufsschule ein Handelsdiplom erworben. Das war nicht einfach, aber sicher notwendig. Denn mit Muskeln allein führt man kein Trainingscenter erfolgreich. Ja generell: Nur mit Muskeln geht gar nichts. Da braucht's auch Muckis im Kopf.

Die Anfänge waren übrigens nicht immer ein Honigschlecken. Unglaublich, an was man da alles denken muss. Ich nenne hier nur mal die Leasing- und Mietverträge, ganz zu schweigen von den Problemen, die sich mit dem Personal ergeben können. Da habe ich allerdings eine gute Nase oder Glück gehabt. Vor allem mit Marianna, unserer Primadonna. Der Trainingsraum hat sich am Dorf-rand von Hardau befunden.

Trotzdem ist die Kundschaft stetig angewachsen. Oder vielleicht gerade deshalb. Parkplätze gab es genug. Da war immer noch einer frei. Und kleine bis mittlere Betriebe der Umgebung lieferten ein Potenzial von Büromenschen, die froh waren, am Mittag oder nach Feierabend für eine Stunde ihren Körper zu stählen, die Ausdauer zu stärken und auch schon mal etwas handfester sprechen zu dürfen, als sie es in der Bude getan haben.

Trotzdem bin ich dann nach ein paar Jahren in den Megamarkt im Zentrum von Bad Schachenburg umgezogen. Aber nach vier oder fünf Jahren wurde es mir da oben im 5. Stock einfach zu eng. Als ich gehört hatte, dass im Westquartier über einem Autohändler einer deutschen Marke ein grosser Raum zu mieten war, da habe ich nicht sehr langegezögert.

Nach und nach habe ich das Center zu dem entwickelt, was es jetzt ist: Ein gut laufendes Geschäft mit treuen Kunden wie zum Beispiel Schwartz oder Falckner. Beide sind schon über dreissig Jahre bei mir. Und da ist auch noch Davorin der Ironman, oder die nur scheinbar anorektische Tanja. Alles Dauerkunden, Jahr für Jahr.

Meine Hauptaufgabe als Trainer besteht darin, den Anfängern Mut auf Neues zu machen, die Fortgeschrittenen nicht nur bei der Stange, sondern auch noch an den Stangen und Gewichten zu halten und die

Muskelbauern in ein Gebirge von Mann zu verwandeln. Ja gut, die Bäuerinnen auch, aber die eher weniger.

Schwartz ist über diese Unternehmensziele sehr froh. Denn am Anfang hat er befürchtet, dass er mit einer Horde von «muskulären Anabolika-Dampfdeppen» trainieren müsse. Er hat dann erlebt, dass sich «gemächlich ein Stamm von regelmässigen Adepten der Körperkultur» entwickelt hat. Er komme zudem nicht nur wegen «seiner persönlichen Anatomie» zu mir, sondern auch wegen dem «Social Life». Und das kommt bei uns ganz sicher nicht zu kurz.

Ich habe hier zitiert. Der spricht nun mal so. Immer etwas gehoben, manchmal aber auch sackgrob. Nur ein Beispiel: «Scheisse, Orlando. Da hat wieder so ein Schwitzkasten das Gerät nicht gereinigt!» Ich muss ihn dann immer etwas beruhigen.

Man gewöhnt sich sehr rasch an ihn und an seine Ausbrüche. Das gilt jedenfalls für mich. Da haben wir übrigens auch noch etwas anderes gemeinsam. Sozusagen unser Lieblingswort, einen Fluch, dieses extrem schweizerische «Gopfertammi». Allerdings habe ich immer das Gefühl, der spielt das nur. Andere haben da aus diesem und anderen Gründen mit ihm schon ihre liebe Mühe.

Ich bin auch schon gefragt worden, was das für ein arroganter Kerl sei, der Sätze absondert wie: «Ich würde jetzt gerne einen Atomschlag geniessen.» Dabei ist das nichts Anderes als das Codewort für einen grossen Proteindrink. Wir lieben beide ungewöhnliche Formulierungen wie etwa «Etablissement» für mein Geschäft.

Überhaupt, wir haben unsere besonderen Umgangsformen. Wir begrüssen uns nicht selten mit militärischen Ehrenbezeugungen. So etwa polnisch mit zwei Fingern an der Stirn, reichswehrmässig mit lässig angewinkelten Fingern und dezent vorgebeugtem Körper. Oder dann eben very british mit dem sogenannten Scharniergruss und einem knappen, steifen «Sir!».

Schwartz soll aber im Militär nichts Höheres gewesen sein. Er spricht nie darüber. Deutet es aber gerne über Umwege an. Er sagt dann, sie hätten damals dies und jenes Gerät noch nicht gehabt. Ja und das Fahrzeug XY auch nicht. Dafür alte finnische Maschinenpistolen.

Manchmal überlege ich mir, ob ich den Laden verkaufen soll. Aber das sind nur die üblichen schwachen Momente. Auch könnte ich das meiner aktiven Stammkundschaft auf keinen Fall antun. Klar, nichts ist ewig, und ich hätte mehr Zeit für mich, könnte in aller Ruhe darüber nachdenken, was ich will, was ich auf keinen Fall will, zum Beispiel schwul werden; oder vielleicht wie die alten Griechen darüber nachdenken, wer ich bin.

Aber ehrlich gesagt, scheissen mich solche Gedankenspiele an. Weniger tut's dann allerdings die Frage, was ich gerne sein möchte, wenn ich noch die Wahl hätte. Zum Beispiel ein Sprachengenie wie dieser Pommier. Der ist Romanist. Soll sechs Sprachen verstehen und sprechen. Vermutlich Altgriechisch, Latein, Italienisch, Französisch und Englisch. Hat er uns mal nebenbei erzählt.

Der ist tatsächlich schon lange nicht mehr hier gewesen. Habe das aber erst gemerkt, als Falckner nach ihm gefragt hat. Seit mehr als zwei Monaten. Keine Ahnung was da los ist. Ich habe im System nachgesehen. Er hat sein Abo für einen ganzen Monat abgegeben.

«Ich muss dringend weg», hat er mir erklärt.

«Ferien?»

«Schön wär's. Aber nein, es ist der Beruf. Eine Tagung.»

«Vier Wochen?»

«Nein, das nicht. Aber ich besuche noch ein paar Fachkollegen.»

«Aha, Fachkollegen.» Was hätte ich sonst antworten sollen? Ich habe nicht nachgehakt. Das macht man hier nicht. Im Grunde genommen weiss ich wenig über Pommier. Er soll ein Stubenhocker sein, wenn er keine Vorlesungen hält. Man sagt, er sei ein Spezialist für französische Literatur, 17. oder 18. Jahrhundert. Da kann ich nicht mitreden. Mach ich grundsätzlich nicht. Ich will mich weder aufblasen noch blamieren. Für mich als ehemaliger Korporal interessanter ist da schon seine Karriere beim Militär. Er sei zuerst Füsilier und später Stabssekretär gewesen. Übersetzungen und Ähnliches. Im Range eines Hauptmannes. Und er habe aber auch gerne geschossen: Zielfernrohrkarabiner und Scharfschützenabzeichen. Wir glauben es ihm. Warum denn nicht? Viele Intellektuelle sind alles andere als schwachbrüstige Wirrköpfe. Er nehme

regelmässig am Feldschiessen teil. Ist gut gegen Vereinsamung und Entfremdung, hat er uns erklärt. Das denke ich auch.

Etwas ist mir erst vor einem Jahr aufgefallen. Er kann Hunde nicht ausstehen. Und etliche Hundebesitzer noch weniger. Und zwar beide Geschlechter. Da ist er radikal, lässt keine Einwände gelten. Hunde seien feige Scheissbiester und Bellmaschinen.

Um das zu tun, was Pommier macht, fehlen mir wahrscheinlich die Geduld und die Begabung. Die Ausdauer, die nicht. Und ob man ein Genie werden kann, also Falckner bezweifelt das. Der Mann ist ja sowas von kritisch. Also dem muss man nicht mit oberflächlichem Zeug kommen, wie das unüberlegte Geschnorr von diesem Gartenzwerg Kuno Bölsterli, eher selten von Davorin aber häufig von Zobrist. Was dieser Kuno in einer halben Stunde an Unsinn zusammenquasselt, findet auf der Poebene keinen Platz. Und dauernd fällt er über etwas oder jemanden her, findet überall Scheissdreck und «tummi Sieche», schweizerdeutsch für Vollidioten.

Gestern zum Beispiel hat er Schwartz gefragt, ob er in einer Partei sei. Der hat sofort Nein gesagt. Worauf Bölsterli eine Rechtspartei zu rühmen begonnen habe und die Rot-Grünen eine Bande von Arschfickern nannte, die man alle wegschmeissen könne. Die wollten nur unser Geld klauen und verteilen; die gehörten auf einen Misthaufen alle zusammengebunden; und am besten gleich anzünden, diese Scheisstypen.

Schwartz hat frostig, also erst gar nicht reagiert, wozu denn auch, sondern nur gelacht, worauf Bölsterli noch wütender und ausfallender geworden sei. Nur Kallmann, der sei noch schlimmer. «Der flucht zur Vorspeise, zum Hauptgang und zum Dessert, danach noch als Zugabe und schliesslich da capo.» Das sagt nicht nur Schwartz. Wahrscheinlich sind das zwei Fälle ohne Zukunft.

Was meine eigenen Erwartungen betrifft, vielleicht würde da auch der Fragebogen weiterhelfen, den mir vor ein paar Tagen Falckner zugesteckt hat. Aber ich weiss nicht so recht, ob der was nützen würde. Ich bin kein Freund von Psychologie und noch weniger von Psychologen. Von Psychologinnen noch eher. Aber dann müssen sie auch noch gut aussehen.

Jedenfalls habe ich was gegen diese Milchbusensorte wie diesen Baltensberger. Sieht aus, wie man sich eben lebensfremde Menschen vorstellt. Bleich, schmal und saftlos, ausgetrocknet wie eine Dörrpflaume. Aber das sind Vorurteile. Die sollte man meiden. Der ist übrigens nicht häufig hier. Aber wenn, dann versucht er es dauernd mit Empathie. Das heisst, aus mir irgendein verstecktes Problem herauszuleiern, das gar nicht vorhanden ist. Er hat eine Art, Fragen zu stellen, von denen man immer den Eindruck hat, sie seien Fallen oder ein Verhör, was auf dasselbe hinausläuft.

Wenn wir schon beim Thema sind: Vor ein paar Wochen hat mir Schwartz als Kontrast tatsächlich eine Art Postkarte vor die Nase gehalten. Da war ein Telefonapparat abgebildet. Und dann dieser Satz: «Wenn Du mal Probleme brauchst, ich bin für Dich da.» Genau das passt zu Baltensberger. Der schafft Probleme, er löst sie nicht. Der wird nie ein Kumpel und schon gar nie ein Freund. Ein Kunde, das muss genügen. Ist nun mal mein Schicksal als Geschäftsführer.

Da hat man auch wenig Zeit für Bücher. Wenn ich trotzdem etwas lese, dann den BLICK oder die Tagespresse. Ich glaube aber beiden nicht alles. Eigentlich sehr wenig. Ich verlasse mich eher auf den Menschenverstand, ob gesund oder nicht.

Ich lese gerne. Und wenn doch Bücher, dann bitte nur kein kompliziertes Zeug. Also Steven King oder wie gesagt Tolkien. Da schaut mich dann Falckner immer etwas erstaunt an, ja schon fast mitleidig, als habe er Erbarmen mit mir.

Er kann mit Fantasy-Literatur überhaupt nichts anfangen. «Herr der Ringe» nennt Schwartz ein Buch für Armselige im Geiste, Realitätsflüchtlinge. Dafür bedanke ich mich immer bei ihm. Das seien doch Geschichten für «Nerds, Sofakartoffeln und andere militante Stubenhocker».

Lass ihn reden. Der meint das gar nicht so. Ist mir egal. Ich habe den Grundsatz, immer das zu tun, was ich für richtig halte, selbst wenn ich weiss, dass es falsch sein könnte. Das ist vielleicht mein grösster Fehler. Oder meine Ungeduld, die man mir aber laut Falckner nicht anmerke.

In diesem merkwürdigen Fragebogen wollte man auch wissen, wie ich überhaupt meine gegenwärtige Geistesverfassung beurteile. Geistesverfassung? Schon das Wort ist eine Zumutung. Ja gut, von mir aus, wie also? Relativ normal, vor allem aber nicht gaga. Das überlasse ich anderen. Zum Beispiel diesem ... was solls, keine Namen. Ich liebe alle meine Kunden, mehr oder weniger.

Und Falckner? Er ist ein Freund geworden. Sowas entwickelt sich allmählich. Am Anfang fand ich ihn etwas abgehoben, aber noch lange nicht so wie Schwartz. Falckner ist handfest. Schwartz hingegen ist trittsicher auf den Wolken, sagt jedenfalls Falckner. Wie man sieht: Der hat auch seine Sternstunden.

Vor allem in seinen Kolumnen im Schachenburger-Boten. Die lese ich übrigens gerne, weil ich nicht selten die Hintergründe kenne. Keller, der Chefredakteur, trainiert auch manchmal hier. Er und Falckner stecken dann manchmal die Köpfe zusammen. Meistens sitzen sie dann in den Fauteuils der Sitzecke und besprechen irgendwelche redaktionellen Dinge, die mich wenig interessieren. Ich lese die Beiträge trotzdem. Man muss ja wissen, was läuft.

Übrigens typisch für Schwartz ist folgende Geschichte. Da kommt vor ein paar Tagen ein muskulöser Kerl mit Vollbart zur Theke. Hat Oberarme wie Popeye. Sieht auch so aus. Fehlen nur noch die Pfeife und Olive Oyl (In der deutschen Ausgabe: Olivia). Seine T-Shirt-Ärmel platzen jeden Moment. Er grinst uns an. Wir zurück.

Schwartz bestaunt seine Tätowierungen auf den Oberarmen. Sowohl links wie rechts sind es genau die gleichen. Ist eher selten. Da ist ein recht buntes Wappen inmitten von Ranken und Geschlängel zu entdecken.

Schwartz, wie immer neugierig, ruft dem Seehelden zu.

«Ist das da auf dem Arm ein Familienwappen?»

Keine Reaktion.

Schwartz, jetzt mit Kompaniechefstimme:

«He, Kamerad, das da auf dem Arm, ein Familienwappen?»

Jetzt dreht sich der Vollmatrose um.

«Äh ... was?»

«Das da», Schwartz gibt nicht auf und zeigt auf seinen eigenen Oberarm und ruft jetzt sehr laut:

«Das da? Fa-mi-lien-wap-pen?»

Der Mann nickt und lächelt stolz. Wir auch.

Schwartz jetzt zu mir:

«Hab's doch vermutet.»

Ich antworte: «Ja, war sicher schwierig.»

«Ja, und siehst du, so arbeitet ein Kommunikationsgenie.»

Schwartz zeigt auf sich.

Darauf ich wieder. «Ja, unbedingt. Auf jeden Fall.»

«Hast was lernen können, oder?»

«Ja klar. Netzwerkpflege.»

«Na bitte. Da siehst du wieder einmal, wozu man Kollegen hat.»



# Dolce e amaro

Leonard Schwartz

Ich heisse Leonard Schwartz. Vor einigen Monaten bin ich 71 Jahre alt geworden. Das ist bedauerlich, aber nicht zu ändern. Ich bin Autor. Seit bald zwanzig Jahren. Bitte nicht Schriftsteller. Ich weiss, wo ich mich verorten darf. Ich schreibe keine Romane. Kleine Sachen, das schon. Aber sicher keine kohärenten Geschichten mit Exposition, Durchführung und Coda, oder Tragödien mit Peripetie und Katharsis. Das kann ich nicht. Dann schon eine mehr oder weniger freiwillige Analyse eines langen Lebens, das sich peu à peu dem dunkeln Ende zuneigt.

Wenn ich in Rückblenden die prägenden, bisweilen dunklen Erfahrungsüberraschungen betrachte, dann waren – ich betone es – *waren* es der Diaspora-Katholizismus, die grossen Atheisten der Aufklärung und literarisch gesehen Leute wie Benn, Arno Schmidt und Louis Ferdinand Auguste Destouches. Benn und Céline haben in mir neue Ausdruckwelten eröffnet. Das war, als wäre ein verstopftes Ohr aufgeplatzt.

Ich bin intensiv katholiziert geworden. Da gab es das Böse gleich enumeriert: Sieben Todsünden. Und dann erst noch die lässlichen. Ob es das DAS BÖSE AN SICH gibt, weiss ich nicht. Vieles spricht dafür: Mao, Pol Pot, Stalin, Schicklgruber, Idi Amin und musikhysterisch gesehen André Rieu.

Aber ist die Frage überhaupt relevant? Mag sein. Ich ziehe hier Gleichgültigkeit vor. Ich weiss nur, dass sie temporär existiert, die kalte Fratze des Bösen. Mittelalterlich inkarniert im Teufel und illustriert auf drachenschwanzigen Gemälden katholizistischer Inferno-Romantik. Theologie für einfache Gemüter. «Vade retro, Satana!» Apropos Teufel. Zitat 2. Korinther 4:4: «Eines seiner grössten Täuschungsmanöver ist, Menschen glauben zu machen, dass es ihn gar nicht gibt.» Zur Hölle mit ihm!

Also Siebzig plus: Da beginnt man intensiver über den Tod nachzudenken. Besser wäre *vorzudenken*. Ist aber schwierig. Mangel an Expertise. Darüber sprechen? Eher nicht. Das tut man nicht gerne. Ist was für

halbwach verbrachte Nächte. Mal ehrlich, soll man über den Tod reflektieren? Beim Sex, zum Beispiel? Danach vielleicht schon mal. Oder wenn man lange keinen mehr hatte. Oder als Witz auf dem Golfplatz? In später Stunde unter Freunden bei scharfen Getränken und Zigarren? Oder vor dem Geschirrspüler?

Warum gerade dort? Weil nicht nur mein, sondern auch Falckners Haushaltsalltag an den Mythos des Sisyphos erinnern und Grübeln über Nihilismus und Ewige Wiederkehr geradezu herausfordern. Hat er mir jedenfalls einmal gestanden.

Wo und wann auch immer. Rasch soll es geschehen, das Sterben, ohne langes Dahinserbeln. Notfalls auch mit Nachhilfe. Apropos «grübeln»: Zur Frage Berufslehre oder Studium noch die ultimative Kurzantwort: «Dübeln statt grübeln». Ist nicht von mir.

Ich habe das mit dem Tod hier in unserer Kraftkartause mal mit einem Bekannten vorbesprochen. Und sofort bereut. Seinen wenig empathischen Kommentar vergesse ich nicht so schnell wieder. Ich muss ihn schon sehr gelangweilt haben. Er meinte bloss:

«Das höre ich nicht zum ersten Mal. Ohne Bewusstsein sterben, das wollen viele.»

«Ja und? Warum denn nicht auch ich? Was spricht dagegen? Soll ich deiner Meinung nach kränkeln und dahinsiechen?»

«Verdient hättest du es.»

«Ach ja? An Tropf und Morphinum dahindämmern?»

«Blödsinn. Nein, natürlich nicht.»

«Was dann?»

«Das fragst du mich? Meine Kristallkugel ist in der Pfandleihe.»

«Da gehört sie auch hin; und zwar für immer. Wenn nicht dich, wen sonst soll ich dann fragen? Den Dorfpfarrer? Die Kantonspolizei? Den Imam oder die Kioskfrau?»

Darauf er: «Das käme auf die Frau an.»

Denkpause. Dann fragte ich ihn kunstvoll empört:

«Unsinn, aber einverstanden. Du meinst also, ich soll dahindämmern? Blick Richtung Krankenschwester, in der Hoffnung, sie trage keine Unterwäsche? Als seniler Haufen Knochen und schrumpeliger Haut mit

Bohnenstrohhirn und Wahnvorstellungen? Herzlichen Dank für die tollen Perspektiven.»

«Gern geschehen, aber damit müssen wir alle rechnen», gab er ungerührt zurück. Ich habe zu parieren versucht.

«Ich will aber weder rechnen noch berechnen. Das habe ich lange genug getan. Ich will nur einfach schnell weg und nichts merken.»

Da hatte er dann mich wieder dort, wo der Fussballer nie sein will, im Offside. Und prompt kam auch noch der Penalty.

«Du alter Egoist, haust einfach ab. Denkst du vielleicht auch einmal an die Angehörigen? Und an uns?»

»Ja sicher, jeden Tag. Ich würde sogar für sie beten, wenn ich das könnte, oder wenn ich glaubte, ich würde das müssen. Aber ich glaube gar nichts. Weder an die Zukunft noch an das Schicksal. Genau wie du.» Und so weiter, und so weiter. Das hätte tagelang so weitergehen können. Wir schafften es in zehn Minuten. Und nicht in vier langweiligen Stunden wie an einer Sitzung einer Geschäftsleitung mit einem zögerlichen CEO; oder an einer VR-Sitzung mit einer dominant untauglichen Präsidentin.

Man darf zudem wissen: Dieser Bekannte ist noch akribischer als ein pedantischer Pillenspalter. Ein Silbenstecher der Extraklasse. Sein Name tut hier nichts zur Sache. Er sähe ihn auch nicht gerne hier ausgedruckt. Ich darf aber versichern, ich habe auf meinem geräuschlosen Subito-Abhang beharrt.

Und ich weiss durchaus, das alles hier klingt unterkühlt und stellenweise ordinär. Wie ein zweitrangiger Anfang eines lausigen Romans. Dieser Satz wird den Eventual-Kritikern Zucker geben.

Aber verdammt noch mal. Ich bestehe darauf: Das hier ist weder eine Novelle noch ein Epos. Das sind nur ein paar Notizen, um die man mich gebeten hat. Das war und ist noch mein Leben, im Besonderen auch meine Kindheit.

Und das Leben ist nun mal kein Roman. Höchstens eine Bildfolge divergierender Ereignisse, unzusammenhängend und ohne Kontinuum. Ja wir tun bloss so, als ob. Und wie sagt Herr Schmidt aus Bargfeld so

trefflich: «Ein Tablett voll glitzernder snapshots.» Nun, immerhin glänzend. Und folglich bisweilen gleissend und blendend.

Ich bin sicher: Da machen sich unsere modisch narrativ-durchnässten Autoren was vor. Meinen, ihre kümmerliche Privatseelen-Realityshow ergäbe die Vorlage für mindestens fünfeinhalb epische Blockbusters in CinemaScope. Alles nur B-Movie, Flickzeug. Megalomanie in nuce.

Und das habe ich beim Disput mit dem Bekannten auch noch platziert: Wenn du tot bist, dann wirst du dich um Nachruf und Grabspruch fou-tieren können. Auferstehung, Osterversprechen. «Et resurrexit tertia die secundum scripturas». Nach drei Tagen. Auferstehen? Ja wohin denn und wozu?

Alles Schwindel vom klerikalen Gesindel. Sagt Muskelberg Oberholzer. Leere Versprechungen von diesem neutestamentarischen Pseudologen, diesem grössenwahnsinnigen Wanderprediger, diesem Irrläufer mit diesem Sack Streusand für die brennenden Augen der Naiven, ein Wandervogel, der sich aus dem staubigen Gelände davon und den Nachkommen falsche Hoffnungen auf ein ewiges Leben gemacht hat.

Wenn man tot ist, dann findet man postmortale Laudationen und Philippiken etwa so reizvoll und anregend wie ein Routinier eine Stangentänzerin oder ein Wollknäuel für einen alten Kater, der längst quirligem Spiel entsagt hat und nur noch fett und faul im Körbchen herumhängt. Chillen vom Feinsten! Schöner Satz, nicht wahr? Ich liebe sie, die einfachen und die geschwellenen.

Auch wenn Eric Ambler meint, «dass nur ein Idiot glaubt, dass er über sich die Wahrheit schreiben könne», bin ich trotzdem entschlossen, fadengerade bei ihr zu bleiben. Nun gut, da und dort werde ich ein bisschen polieren oder etwas weglassen. Rücksichtnahme auf empfindsame Leute, das schon. Auch nach meinem Tod.

Jemand, dessen Name auch wieder nichts zur Sache beiträgt, hat mir versprochen, dass er das dann alles noch durchsehen und kommentieren würde, wenn ich das wünschte. Kann nie schaden, habe ich zuerst gedacht. Er wird die Wurst nach allen Seiten hin zu Ende braten und dann ab und zu seinen Senf auf den Tellerrand drücken wollen. Ich bin aber nicht sicher, ob ich das wirklich will. Vorläufig ganz sicher nicht.

Auch erwarte ich nicht, nach meinem Ableben in Lethe zu baden, mit Hades und Proserpina Black Jack zu spielen oder mit Cerberus über «Sein und Zeit» zu debattieren. Es macht auch keinen Sinn, wenn Sie über meine Lebensweise und meine Ansichten Beschwerde führen wollen. Ich will beide nicht mehr gross ändern. Und falls Sie es wissen wollen: Ich war nicht immer gut, ja manchmal aus purer Notwehr ein richtig boshafter Kerl. Wie bei vielen andern Menschen auch, hat das was mit meiner etwas holprigen Kindheit zu tun.

Ich möchte nur, dass man ein wenig Ursachen und Umstände kennt. Und betrachten Sie das alles um Himmels Willen nicht als Rechtfertigung. «Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist», sagt die Fledermaus. «Und sich verpisst», sage ich.

Ich wiederhole es jetzt zum letzten Mal: Ich bin kein Schriftsteller. Da fehlt es mir an Eitelkeit. Will es auch nie werden. Ist zu riskant, bei den Lektoren und bei den Kultur-Gangstern, Kunst-Verschwörern und Gender-Kulturschnaken anzuecken. Ihre Devise heisst primär *Vernichten*. Ich will meine Ruhe und in Frieden ekelhaft, anstössig und zynisch sein, wo es notwendig ist, aber nett und dort dabei sein, wo es was zu lachen gibt.

Und ich will Ihnen nur mal kurz erzählen, wie es dazu gekommen ist, wie mein Leben und meine Kindheit so war und vielleicht auch, wie das Leben im Allgemeinen so ist. Manchmal gemein, streckenweise gottserdenmässig langweilig, a priori sinnlos, hin und wieder durchzogen von ein paar Glücksräuschen, generell aber eine Verschwendung von Ressourcen oder das Gegenteil: Eine Brache der Talente.

Ich könnte natürlich beginnen wie Salinger. Der war wesentlich begabter als ich. Der schreibt doch tatsächlich: «Falls Sie wirklich meine Geschichte hören wollen, so möchten Sie wahrscheinlich vor allem wissen, wo ich geboren wurde und wie ich meine verflixte Kindheit verbrachte und was meine Eltern taten, bevor sie mit mir beschäftigt waren, und was es sonst noch an David Copperfield-Zeug zu erzählen gäbe, aber ich habe keine Lust, das alles zu erzählen.»

*David Copperfield-Zeug* ist gut. Also bei mir war's manchmal eher *Anton Reiser-Andreas Hartknopf-Zeug*. Nicht bekannt? Die Entwicklungs-

romane von Karl Philipp Moritz? Genau die. Kennen nicht alle, ich weiss. Es wäre sehr arrogant, jetzt von Ignoranz zu schreiben. Moritz erzählt die Geschichte eines Unterschichtjungen, der es weit bringt, vom Gerberjungen zum Professor, glaube ich. Also eigentlich ist das schon auch ein wenig meine Geschichte.

Zurück zu Salinger. Auf die Grossen kann man, muss man aber nicht immer hören. Also erzähle ich mal, nicht immer der Reihe nach, aber immerhin das Wesentlichste und die sichtbarsten Linien und Konturen meiner Jahre als Waller im Staub. «Jetzt lass das endlich mit deinen Anspielungen! Komm endlich zur Sache», höre ich im Hintergrund einen Trainingskumpel schreien.

Bitte sehr: Da wäre es nicht falsch zu wissen, dass ich mir offenbar Zeit gelassen habe, auf die Welt zu kommen. Über zwanzig Stunden. Hat meine Mutter gesagt. Die hat viel gesagt, und wenig hat gestimmt. Dass sie lieber ein Mädchen, eine «Helene» gehabt hätte, das allerdings hat sie mehr als einmal unter meine empfindsame Nase gerieben. Offen gestanden hätte ich auch lieber eine andere Mutter gehabt. Ursprung des Bösen? Die Mütter? Nicht alle, aber meine schon auf ihre etwas dumme Weise. Ist jetzt kein Trauma mehr.

Habe ich vor meiner Geburt was geahnt? Wollte ich unter diesen Umständen gar nicht erst geboren werden? Habe ich deshalb später gerne Schopenhauer gelesen? Der hat ja das Leben auch nicht so toll gefunden, dass «unser Daseyn etwas sei, das besser nicht wäre, und welches zu verneinen und abzuweisen die grösste Weisheit ist.»

Ja gut, das kann auch eine Pose sein. Oder vielleicht das Leben eine Posse. Aber hat man die Wahl als Zufallsprodukt einer wahrscheinlich unbedachten Silvesternacht oder Gottes Werk am helleuchtenden Tag unter dunkeln Tannen, als Resultante eines Sexintermezzos auf einem Autorücksitz oder wie gesagt im Gebüsch am Waldessaum, eventuell in einem schmuddeligen Hotelzimmer?

Ich weiss auch das nicht. Vielleicht ist mein zögerlicher Eintritt in den Weltenlauf sub specie aeternitatis auch nicht relevant und vermutlich eine nachgearbeitete Projektion, eben eine pessimistische Attitüde,

eine Rekapitulation des eigenen Lebens, an das «man sich kaum besser als an einen Roman erinnert, den man irgendwo gelesen hat».

Fakt ist. Ich war ein schwaches Kind. Dünn und immer etwas kränkelnd. Das hat sich erst während der Mittelschule geändert. Unser Sportlehrer schenkte uns nichts. Ich danke ihm das heute noch. Ohne ihn wäre ich wahrscheinlich nie auf die Idee gekommen, in einem Fitnesscenter weiterzumachen. Und hätte auch nie Orlando den Inhaber von VITAFORCE kennen gelernt. Jetzt sind das bald einmal vierzig Jahre, und ich traktiere immer noch Laufband und Kraftgeräte. Da habe ich übrigens auch diesen Falckner und den Ironman Davorin Cencic kennen gelernt.

Meine Eltern sind tot. Geboren wurde ich in einem ebenfalls nicht mehr existierenden Krankenhaus in einem Städtchen an einem sehr grossen See. Und meine Kindheit war streckenweise ein Fiasko und ich vermutlich in der Frühzeit meiner Privatgeschichte ein Vollidiot in Sonderanfertigung.

Das soll jetzt alles andere als Koketterie mit dem Schicksal oder mit dem Wohlwollen des Lesers oder der Leserin sein, wenn es da welche gibt. Aus heutiger Sicht ist das ein Fakt. Jedenfalls während des ersten Vierteljahrhunderts meines Lebens. Und nicht vergessen, Freunde: Man müsste mit fünfundzwanzig das Wissen und die Erfahrung eines Siebzigjährigen haben. Und die Potenz, die man mit Achtzehn hatte. Aber davon später mehr. Moment noch, da fällt mir was ein. Jemand hat mich mal gefragt, ob ich denn mit Achtzehn schon mal ...? War damals eher selten, jedenfalls bei uns.

«Nein, habe ich nicht, hätte aber schon gerne.»

«Warum denn nicht? In den Sechzigerjahren waren die Mädchen doch, wie soll ich sagen, ich meine, sie waren aufgeschlossen.»

Aufgeschlossen, ja vielleicht, sie trugen immerhin keine Keuschheitsdafür aber Hüftgürtel, an denen sie ihre Nylons befestigen konnten, bevor die leichter ausziehbare Strumpfhose ihren erotischen Siegeszug antrat.

Und die Mädchen waren nicht willenlos, sondern pillenlos wenig geneigt, ein Kind zu bekommen. Die waren zu Recht ängstlich aber auch

vollgetränkt mit elterlichem oder klerikalem Moralkodex, wegen ihrem Ruf, vor allem aber wegen dem Ruf der Familie.

Ein Mädchen, das es schon trieb, galt noch rasch mal als Nutte. Aber das war mir doch egal. Hauptsache, ich konnte ihn endlich mal reinstecken, obschon nicht nur mich dauerhaft die allgemein verbreitete und heimliche Furcht plagte, man käme im Gegensatz zu den Bundesbahnen zu früh.

Und wehe, wenn du denen unter die Wäsche greifen wolltest. Da kam dann schnell die Hand, welche dich an die anständigen Zonen verwies. Oder die Mahnfinger der Kutten- und Talarträger. Und bis sich endlich mal Ihre Ängstlichkeit an dein eigenes Zentralorgan wagte. Was war das für eine Getue und Gezwänge.

Jetzt aber mal der Reihe nach. Mein leiblicher Vater hiess wie ich Leonard Schwartz. Das hat Tradition in der Familie. Ist wie ein Glaubensgebot: Der Erstgeborene hat Leonard zu heissen. So auch mein Grossvater. Nicht Leonardo oder Lenny. Das ist ein Name für sentimentale Rockmusiker, in Einzelfällen für US-Imitatoren und Strohköpfe vom Lande. Beim Urgrossvater bin ich mir allerdings nicht mehr sicher, ob er auch Leonard geheissen hat.

Die Schwartz, der Name lässt das nicht vermuten, sind ursprünglich in der männlichen Linie Franzosen, vom Westen her, Elsass oder Lothringen, via Romandie eingewandert. Zeitlich wäre es möglich, dass der Vater meines Urgrossvaters im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 als Fantassin einer Einheit der französischen Armée de l'Est, auch Bourbaki-Armee genannt, in der Schweiz interniert worden ist. Er soll ihm bei uns so sehr gefallen haben, dass er später eingewandert ist.

Über die Folgen von 1870 und anderes mehr habe ich auch mit unserem Hofromanisten, mit Pommier, gesprochen. Ist aber schon lange her. Vor ein paar Tagen hat mich übrigens Falckner auf diesen «homme de lettres» angesprochen.

«Weisst du zufällig, wo sich unser Romanistik-Professor aufhält?»

«Nein, sollte ich?»

«Ich dachte nur, vielleicht weisst du was.»

«In der Regel schon. Vielleicht auf der Jagd?»

«Nein, es muss etwas Berufliches sein, eine Tagung oder ein Kolloquium, sagt jedenfalls Orlando. Das seien jetzt schon bald zweieinhalb Monate, seit er nicht mehr hier gewesen ist.» Ich hatte auch keine brauchbare Antwort.

Ich könnte jetzt hier noch die Frage erörtern, wie und ob überhaupt sich die sinnlose Konfrontation mit dem Bösen in diesem stupiden deutsch-französischen Krieg auf den Charakter meiner Familie ausgewirkt hätte. Ich werde aber sofort resignieren, wenn man mir entgegenhält, dass Familien keinen Charakter haben, vielleicht ein paar Eigenheiten, das schon, aber sicher keinen Charakter. Der Begriff sei zudem komplett veraltet. Heute spräche man besser von Verhaltensoriginalität.

Damit bin ich allerdings nicht einverstanden: Oberholzer zum Beispiel ist da kategorisch: «Arschloch bleibt Arschloch, und das nicht nur anatomisch.»

Ist sehr verkürzt, ich weiss. Aber man lasse mir doch bitte noch diese Freude am Zitieren. Ich nehme heute an, auch mein Vorfahr hat das erkannt und den Entschluss gefasst, keines mehr sein zu wollen und folglich in das damals so hilfsbereite Land auszuwandern, in die Schweiz, an den grossen See.

Gekannt habe ich sie alle nicht. Da gibt's nur eine nicht belegte Schwarzweiss-Fotographie meines Grossvaters an der Nazi-Olympiade 1936 in Berlin. Was er da als Exfranzose zu finden hoffte, weiss niemand in der Familie. Sympathische Deutsche? Die waren damals sehr laut und eher rar. Und heute?

Ich denke, meine Ahnen wollten einfach in Frieden und Ruhe leben. Noch vor dem Ersten Weltkrieg sind sie Schweizer geworden. Das ist aktenkundig. Sogar die Einkaufssumme. Papierschweizer, nannte das mein feinfühligere Onkel Schorsch, der nachmalige Mann von Tante Franziska.

Meine Mutter, Elsbeth Schwartz-Buser, konnte oder wollte nie Genaueres dazu beitragen. Musste ich alles selber recherchieren. Wahrscheinlich wusste sie auch nichts Präzises. Sie war ganz sicher keine Intellektuelle. Sie ist übrigens erst seit ein paar Jahren tot. Sie muss sich das

hier nicht mehr anhören. Ich werde bis heute leider den Eindruck nicht los, dass sie eine ziemliche Dooftröte gewesen sein muss.

«So spricht man nicht über seine Mutter.»

«Ja, ja, schon gut. Man soll aber auch nicht lügen.»

Fakt ist, kaum zwanzig, vögelt sie mit diesem laut Tante Franziska «gut aussehenden Klavermensch und Schlagzeuger einer Swing-Band». Leonard Schwartz sen., oder er mit ihr, wer weiss das schon? Zu vermuten ist, dass es an einer Silvesterfeier gewesen sein muss. Das Geburtstagsdatum lässt das vermuten.

Sie hatte offenbar keine Ahnung, was der da unten mit ihr anstellte. Jedenfalls hat sie mir das so ein paar Jahre vor ihrer einsetzenden Demenz erzählt. Ob das wirklich so war? Ich kann auch das nicht beurteilen. Unwissen beginnt sich zu häufen. Ist schon auffällig. Je mehr man weiss, desto weniger versteht man. Ja schon, aber bitte nicht nur bei mir. Ist ein generelles Phänomen, oder etwa nicht?

Vertrackte Sache: Vieles an meiner Vergangenheit bleibt ungeklärt. Vielleicht ist es besser so. Dennoch, es würde aber immerhin die Aspekte des Unverstandenen in meinem Leben verdeutlichen. Aber will ich das wirklich?

Und noch was. Lernt man wirklich was aus der Vergangenheit? Ein Rundblick auf die eigene und auf die allgemeinere Geschichte und Gegenwart zeugt nicht gerade davon. Lernen wir tatsächlich aus unseren Fehlern, und gibt es sowas wie eine Instantbesserung? Ist doch zweifelhaft, oder?

Nur zum Exempel: Ich kenne Typen, die häufen jahraus, jahrein immer wieder die gleichen Miststöcke an und wundern sich dann, wenn es in ihrem Leben zu stinken beginnt. Und uns erst recht.

Ein nicht gerade naher Freund zum Beispiel fällt immer wieder auf die gleichen Frauen herein. Mit penetranter Regelmässigkeit faszinieren ihn die blonden Haare, die blauen Augen, die hohen Wangenknochen. In preiswerten Romanen haben alle Frauen hohe Wangenknochen. Oder es bestechen ihn ihre Intelligenz und ihr Selbstbewusstsein. Später dann beklagt er sich bei mir, dass er ihr pädagogisches Dauergequassel und ihre Forderungen nach Zuwendung, sexuellem Hochleistungs-

sport, wenn möglich mit Einfühlungsvermögen gepaart, nicht mehr aushalte.

Statt sich ein braves, lebenskluges Mädchen zu suchen, pirscht er sich immer wieder an diese modellierenden Glamourfetzen heran. Der Mann wird doch älter, verfügt aber im Spezialgebiet Frauen über die Lernfähigkeit eines sitzengebliebenen Realschülers. Ich habe ihn ein zwei Mal darauf angesprochen. Das letzte Mal vor ein paar Monaten. Ich erinnere mich noch relativ genau an die Details.

«Die Blonde, vor einer Woche bei der Party von Schmidmeisters, ja die Frau im roten Schlauchrock, ist das ... du weisst schon?»

Er schaute mich an, als hätte ich ihn über seinen Viagra-Konsum befragt.

«Ach so, ja. Sie ist mir auch aufgefallen.»

«Aha.»

«Nichts aha! Ich gehe es dieses Mal vorsichtig an. Bis jetzt läuft es gut. Und wenn nicht, dann kann ich immer noch zum Rückzug blasen.»

In der Regel hätte ich in diesem Zusammenhang Begriffe wie «Rückzug» und «Blasen» noch etwas abgewogen und vertieft. Ich liess es bleiben und sagte:

«Also von irgendwoher muss ich die kennen.»

«Schon möglich», gab er jetzt etwas steif zurück. Witterte er eine Falle? Ich liess nicht locker.

«Heisst sie nicht Angelika und irgendwas mit einem Baum?»

«Angelika? Nein, wie kommst du denn darauf? Sie heisst Annarosa.»  
Na warte, jetzt will ich es aber wissen.

«Und was mit Baum, oder?»

«Ja, Birnbaum», bestätigte er, wie mir schien, etwas widerwillig.

«Birnbaum? Moment mal, doch nicht etwa Annarosa Birnbaum, die Sexualtherapeutin?»

«Doch, aber primär ist sie Paarberaterin.»

Danach ist mein Interesse auch an dieser und anderen Eskapaden schon sehr bald erloschen. Zudem hatte ich seine Neuerwerbungen nicht zu kommentieren. Wie auch immer: Nach einem Jahr war er dann

austherapiert und hatte auch nach diesem Lernerfolg von den Frauen erst mal für eine Weile den Kanal voll.

Was ich nur zu gut verstand, denn die Birnbaum war ein selten kapri­ziöses Exemplar, um nicht zu sagen ein allwissendes Ungeheuer. Sie war Deutsche. Gut dafür kann sie nichts. Aber wie es halt doch noch einige Deutsche manchmal so an sich haben. Sie wissen alles, sie können alles, nur schweigen können sie nicht.

Die hatte weder ein ordentliches Studium, noch gesicherte Qualifikationen, sondern wie viele in dieser irrationalen Branche sich ein Individual-Bastel-Kursprogramm zusammengestellt, das sie in Freizeit- und Abendkursen auch wieder bei einem Individual-Bastel-Kurs-Programm-Anbieter erworben hatte, um dann dafür später selber fette Honorare einzusacken. Ich denke, ich sollte sie mal in einer Kurzgeschichte verewigen.

Ob meine Mutter bei der Frau Birnbaum etwas gelernt haben könnte, und sei es nur Empfängnisverhütung, auch das weiss ich halt auch nicht. Fakt ist: Meine Mutter wurde im Januar 19\*\* schwanger. Das hiess strikt: Heiraten. Euphemistisch gesehen bin auch ich ein «Enfant d'amour». «Enfant terrible» träfe es besser.

Aber so poetisch sahen es jedenfalls ihre und seine Eltern in den anbrechenden 50er-Jahren ganz und gar nicht. Ihre Schwester, Franziska Leoni-Buser, meine geliebte Tante, hat mir allerdings vor ein paar Jahren erzählt, dass meine Grosseltern und sie durchaus in der Lage gewesen wären, mich aufzuziehen. Vielleicht wäre ich dann ein richtig guter Mensch geworden, vielleicht sogar ein Gutmensch? Aber halt. Ist das ein Lebensziel? Nur das nicht. Wie sagt der ungepflegte US-Bürger? «I'm going to pop a gasket.»

Statt also einen massiven Kübel-Tritt-Anfall zu kriegen, erzähle ich lieber weiter. Ihre Schwester Elsbeth, also meine soi-disant Mutter, sei ja meistens nach der Scheidung von Leonard sen. gar nie richtig präsent gewesen. Drei Jahre habe diese Ehe gedauert. Dann hatte sie oder vielleicht auch er genug.

Trennung, Scheidung, der übliche Krampf. Ich sei aber trotz allem ein «mittelproblematisches Kind» gewesen. Gewesen ist richtig. Jedenfalls

bei ihr. Eben etwas schwächlich zwar, das schon. Mit einem veritablen Tuberkuloseverdacht gesegnet. Der hätte sich dann aber ausgewachsen.

Aber klar. In den späten Vierziger-Jahren, da ging wenig ohne Etiketten, sprich Eheketten. Vor allem die Mutter meiner bepimperten Mutter, meine im Grossen und wie im Kleinen ganz liebe, dicke Watschel-Grossmutter, soll kategorisch auf Heirat gedrungen haben.

Was ihr Mann, also mein Grossvater mütterlicherseits, dazu meinte, auch das ist nicht überliefert. Er war ein stiller, kleiner und zäher Mann, von Beruf eigentlich Käser, arbeitete aber in seinen letzten Lebensjahren auf dem Bau als Handlanger. Und ziemlich sicher sich zu Tode.

Ich sehe ihn heute noch, wie er die Tannenholztreppe des Dreifamilienhauses *spöhnelt*, das heisst mit Stahlwatte bearbeitet und danach mit einem Bohnerwachs zum Glänzen bringt. Oder ich sehe ihn in der mit Tannenholz ausgekleideten Wohnstube auf dem Sofa liegen, wo er meistens nach kurzer Zeitungslektüre eingeschlafen war, die kalte, stinkende Appenzeller-Tabakspfeife auf der Brust.

Ich glaube, er mochte mich trotz skandalöser Tochter. Er hatte jedenfalls zu mir nie ein böses Wort geäussert. Er kralte mich in meinen Haaren und sagte dann, dass die Krähen kämen. Warum ausgerechnet die Krähen, war sein Geheimnis. Es war sicher lieb gemeint, aber seine rissigen Hände taten dem Kindskopf weh.

Gestorben ist er an einem Herz- oder Hirnschlag auf der Toilette. Das könnte zu allerhand unflätigen Bemerkungen verleiten, von wegen dem letzten Mal ... aber auch das lassen wir besser. Das hat der arme Mann nicht verdient.

Die Jahre in der Ostschweiz bei meinen Grosseltern und Tante Franziska waren gute Jahre. Keine schönen, aber gute Jahre. Sie und ihr Verlobter Schorsch, ein Radio-Elektriker und TV-Pionier, der mich später immer an den leidenschaftlichen Radiotechniker Paul Simon im Edgar Reitz-Film «Heimat» erinnerte, haben mich mehr als einmal auf dem Rücksitz ihrer Fahrräder auf kleine Touren mitgenommen. Einmal soll George, oder war es die Tante, mit dem Velo in eine Spurrinne einer Strassenbahn geraten und gestürzt sein. Daran erinnere ich mich aber

nur vage. Ich weiss nur, dass Tante Franziska meistens sehr lieb zu mir war. Ich telefoniere heute noch mit ihr, tausche Erinnerungen aus und besuche sie, wenn auch leider nicht allzu oft. Der Rest der Verwandtschaft kann mir gestohlen bleiben. Überhaupt Verwandtschaft. Nicht selten nur ein trauriges Verhängnis.

Als ich drei oder vier Jahre alt war, wohnten wir bereits ohne meinen Vater in einem einsam gelegenen Bauernhaus im Wiesengrund an der Verbindungsstrasse zwischen Kammerswil und Hornstadt bei den Grosseltern. Wir waren arme Mieter im ersten Stock. In meiner Erinnerung war es da nicht gerade düster, aber dunkel, grau und immer Winter. Und sehr einsam. Kein Haus weit und breit. Nur Wiesen und Wälder. Spärliche Erinnerung. Einmal hat der Pfeifenraucher-Grossvater dem vierjährigen Knirps sein Langgewehr gezeigt. Das muss 1952 gewesen sein. Nein, keinen Karabiner. Erster Weltkrieg vermutlich.

Als ich später einmal von einem Klassenkameraden am Gymnasium nach meiner frühesten Kindheitserinnerung gefragt worden bin, erzählte ich ihm, wie ich in eben diesem Bauernhaus an einem grauen Nachmittag oder Morgen durch die Doppelfenster der Wohnstube im ersten Stock den frisch gefallenen Schnee bewundert habe.

Der lag da, weit und still in unberührbarer, leerer planer Einsamkeit, in der kindlichen Phantasie mindestens einen halben Meter hoch. Ein Wunder an Reinheit, an blanker Schönheit, wie ich es nie mehr erlebt habe. Ein unternehmungslustiger Junge wäre wahrscheinlich hinausgerannt, herumgetobt, hätte Schneeballen herumgeschmissen und sich als Schneeengel verlustiert.

Aber das war ich nicht. Ich blieb völlig gebannt am Fenster und bewunderte die dick verschneiten Hügelzüge und kristallisierten Wälder. Scheint bei mir stereotyp zu sein. Auch Jahre danach habe ich mich nie richtig hinaus, hinaus ins sogenannte Leben, getraut. Nur still beobachten, sehen, erkennen. Heute noch lese ich lieber die Kunstkataloge einer Gemäldeausstellung, als dass ich sie besuche.

Und dann sah ich das Verhängnis nahen. Es kam von rechts. Zu hören war nichts. Oder vielleicht doch. Es war unser Vermieter, der Wiesengrund-Bauer mit seinem alten, rostfleckigen, blassgrünen «Hürlimann»

oder «Bührer» und dem hölzernen Güllenwagen, mit dem er verbotene Kuhdünnschisspuren in den Schnee zog. Es war entsetzlich. Aber damals offenbar noch nicht verboten.

Dieser Schulkamerad meinte dann später dazu bloss und wohl auch psychologisch infiziert, das wäre wohl ein Hinweis auf mein Verlangen nach dem Absoluten, geschändet durch die Trivialität von versprühten Fäkalien. These is your live, honey! Braune Spuren im absolut reinen Schnee. Das Leben als Güllenfuhrer aus einem Jauchewagen! Gut, das ist jetzt übertrieben pessimistisch.

Ich habe dieses Erlebnis auch Falckner erzählt. Er hat das kaum kommentiert. Das könne schon prägen. Aber er kenne mich zu wenig, um da etwas Gültiges sagen zu können. Als ob ich das erwartet hätte. Wahrscheinlich wollte er einfach nichts sagen. Passt schon zu ihm. Seit Jahren mische er sich nicht mehr in das Leben Anderer ein. Auch politisch habe er sich «massvolle Abstinenz verschrieben». So hat er das jedenfalls gesagt. Er neigt ja sporadisch zu hochsprachlichen Sonderleistungen.

Mit solchem Getöse verschont mich hingegen Orlando. Es sei denn, wir turnen an unseren Wortspieltrapezen herum. Dabei schaukeln wir von Synonym zu Synonym für sein Fitnesscenter. Das reicht von Muckibude, Muskelparadies, über Laufband-Etablissement, Ausdauerempel, Strampelzirkus, Altersturnhalle, Testosteron-Sammelstelle bis zur tolldreisten Balzstube.

Nicht zu vergessen sind die Ereignisse in der Sitzgruppe mit den Ledersofas, wo so mancher mehr oder weniger intelligente Dialog für ein lebhaftes Club-Life sorgt, angefangen mit deftigen Kommentaren zum politischen und persönlichen Alltag der näheren Umgebung, zu den Füllmengen der weiblichen Trainingsanzüge, bis zur finalen Lösung des BLICK-Kreuzworträtsels, das Sozialistenschreck Kallmann selten und Orlando und ich in Rekordzeit vollenden.



# Chez Orlando

Orlando Dietschi

Gestern haben Falckner und ich einmal mehr das BLICK-Kreuzworträtsel vervollständigt. Denn unser ruppiger nat. oec. Kallmann – intern nennen wir ihn Knallmann – bringt es nie zu Ende. Scheint auch beruflich so zu sein. Nach jedem halben Jahr ist er auf Stellensuche. Warum wissen wir nicht. Man sagt, er könne nicht mit Menschen umgehen. Mit dem Resultat, dass sie ihn dann halt umgehen oder ihn zum Gehen animieren.

Jedenfalls versucht er jeden Tag zwischen Beinpresse und Butterfly, das nun wirklich einfache Rätsel zu lösen. Ohne Erfolg. Schwartz vermutet Ungeduld, Wissenslücken, Ausfüllen innerer Leere und Frustration. Falckner erwähnte mal eine mangelhafter Aufmerksamkeitsspanne, um nicht von einem latentem ADS sprechen zu müssen. Zudem sei der Mann politisch ziemlich erfolglos. Nun gut, bei der Partei auch kein Rätsel.

Ich kann das nicht beurteilen. Ich weiss nur, dass er permanent über andere herzieht Und immer mit den gleichen abgegriffenen Flüchen. Vor allem über Schwartz. An dem geht das nicht immer spurlos vorbei. Dann nennt er halt Kallmann eben einen erfolglosen, einen dickbauchigen und steifen Rüpel mit den Empathie-Eigenschaften eine Betonmischmaschine. Falckner tippt eher auf einen alten Weltkriegsbunker. Ich habe beide zu beruhigen versucht.

«Der hat's nicht leicht; und wir mit ihm auch nicht immer. Jetzt lasst den doch in Ruhe», habe ich gesagt.

Schwarz hat den Kopf geschüttelt: «Das tun wir doch. Aber was will der hier eigentlich? Trainiert selten, redet viel, schnorrt, flucht und hockt im Fauteuil, telefoniert die ganz Zeit mit seinen Partefreunden und zieht über die Gegner her.»

«Oder brummt irgendwas in die Gegend. Dann wieder sitzt er einfach da; as a thick black dirty fly», kommentiert Falckner in blasiertem Oxford-English. «Callman, a black filthy and swearing crow» Das war dann wieder Schwarz gewesen, dieses Mal mit Cambridge-Akzent. Die

beiden Spinner tun das ab und zu. Imitieren dann irgendwelche Dialekte oder Sprachen. Weiss der Teufel warum. Aber sie tun es.

«Kommt, hört schon auf. Das bringt nichts bei dem. Der macht das dauernd, ich meine das Herumfluchen. Kaum ist er hier, fährt er über andere her. Ich habe ihn schon ein paar Mal gebeten, er solle das sein lassen. Hat nichts genützt.»

Wir haben übrigens das BLICK-Rätsel einmal in 14 Minuten erledigt. Schwartz ist da immer eine grosse Hilfe. Wo ich nicht weiter weiss, hilft er und umgekehrt. «Aha, ein echtes Winner-Team», würde wahrscheinlich Blaser kaugummikauend unaufgefordert erstens dreinreden und zweitens unerwünscht kommentieren.

Es kommt dann schon mal vor, dass Falckner mich fragt, ob ich auch einen Kaffee nehme. Er offeriere gerne einen. So ist das jedenfalls gestern gewesen. In der Regel wärmen wir dann alte Geschichten auf, unter anderen auch jene mit der «Tschechenzwetschge». So nennen wir intern eine etwa 60-jährige Frau, die so tut, als wäre sie eine Dame. Die ist durch drei Dinge aufgefallen: Ihre gepflegte Escheingung, ihr gefälschtes Lachen und ihren Akzent aus dem Osten.

Das war so, sage ich zu Falckner. Du weisst, ich kontrolliere regelmässig die Geräte und die Leute an ihnen. Das heisst, ich schaue diskret nach, ob sie die Übungen auch richtig machen. Es muss am letzten Donnerstag gewesen sein. Es sind nur ein paar wenige Leute da. Es hat Platz für alle. Wenige Gäste hängen in den Geräten oder einfach nur so herum. Andere trainieren ernsthaft. Das sind neben den Jungen auch Altersturnerinnen und stramme Pensionisten. Es herrscht also wie immer eine angenehme Atmosphäre. Das ist bei uns einfach so.

Ich entdecke dort auch Schwartz. Er scheint seinen bekannten Dreissiger-Durchgang zu Ende zu bringen. Das bedeutet, er hat alle Übungen mit sechzehn Bewegungen an fast allen Geräten ausgeführt, angefangen mit den Beinen, dann Hinterteil, Brust und Arme, hier vor allem Trizeps; und das immer mit 30 und 35 Kilogramm für den Oberkörper und für die Beine das Doppelte. Ganz schön viel für einen Siebzigjährigen. Ich spreche ihn nicht an. Er hasst das. Da ist er wie dieser Kern.

Jetzt will er mit zwei verschiedenen Rücken- und einer Bauchübung abschliessen, die er wahrscheinlich zum Finale etwas forcieren möchte, um endlich dem leichten Embonpoint Herr zu werden. Das ist typisch Schwartz: *Embonpoint* für Fassbauch und *forcieren* sind seine Worte, nicht meine. Er übertreibt da wie immer ein wenig, denke ich für mich und gehe weiter. Rückblickend sehe ich, wie er sich am Butterfly verzehrt und dann schon mal *präventiv* zum neuen Gerät für die Bauchübung hinüberschaut.

Da sitzt aber die dicklippige, haargefärbte, ziemlich zugeschminkte Frau aus Tschechien. Woher die Leute kommen, ist mir an sich egal. Ob schwarz, ob grün, ob bleich und dumm, ob braun oder gelb, ist mir komplett egal. Gut, politisch braun dann doch nicht.

Sie schaut mit leerem Blick vor sich hin und *scheint sich in der hohlen Gasse ihrer Gedanken verloren zu haben*. So hat das jedenfalls Schwartz später beschrieben. Sie sei sicher schon seit vier, fünf Minuten so dagesessen, habe sich nicht bewegt; was, wieder laut Schwartz, nicht eigentlich *mit der Bestimmung dieser kraftfördernden Institution korrespondiere*. Nur nie was normal sagen. Immer schön gehoben und steifnasig. Da kann er mit diesem Thalberg einen Club gründen. Den habe ich, wie Pommier, schon lange nicht mehr bei uns gesehen.

Aber ich habe gesehen, wie Schwartz schön regelmässig und atemtechnisch durchdacht die Schmetterlingsflügel bewegt hat, wie er's von mir und Maria Proteina gelernt hat. *Eine Figur hat die, o Herr, ich flehe dich an, gib mir Kraft und Resistenz!* Zitat Schwartz.

Der macht sich an die nächste Übung. Rückendrücken, ebenfalls an der neuen Gerätschaft. Nach achtzehn Bewegungen verzieht er sein Gesicht. Rückenschmerzen? Stimmt, daran erinnere ich mich jetzt. Schwartz hat Rückenprobleme. Einmal sogar operiert. Jetzt will er mit der Bauchübung abschliessen, schaut folglich zum empfohlenen Gerät hinüber.

Diese Frau sitzt immer noch da und starrt immer noch vor sich hin. Na gut, denke ich, Schwartz gibt ihr noch ein paar Minuten. Also schaltet er noch eine Übung dazwischen und drückt liegend sechzehn Mal dreissig Kilo. Dann steht er ächzend auf und freut sich auf die Bauchübung.

Aber die Alte sitzt regungslos, wie ausgeschaltet im Gerät. In diesem Moment wird mir klar, an wen mich die Scheisstante erinnert. An eine Soap Opera, an die Mutter von Charlie Harper, dem coolen Onkel Charlie alias Charlie Sheen. Ihr Name fällt mir nicht sofort ein. Sowas schaue ich sehr selten. Zu primitiv. Und am Nachmittag fernsehen? Soweit bin ich noch nicht. Will ich auch nie sein. Diese Leggins-Schinken-Weiber mit ihren versoffenen Raucherstimmen: Nicht mein favorisiertes Lebensziel.

Aber dieses leicht aufgedunsene Gesicht und ein verlogenes freundliches Getue sind mir früher schon aufgefallen. Ja genau, das ist sie. Die Zweitversion von Evelyne Harper, von der Schauspielerin Holland Taylor oberzynisch und hyperschlampig gespielt und mit allen Bosheiten und Hinterhältigkeiten bestens versehen. So sieht das jedenfalls Schwartz. Mir ist das egal. Aber wie gesagt: Eine idiotische Serie, sehr plump *und gar nicht menschenfreundlich*.

Na gut, wenn die ein Fitnessstudio mit einer Selbsterfahrungsbude verwechseln will. Sei's drum. Schwartz trainiert jetzt noch ein wenig Trizepts. Inzwischen sind sicher fünf, wahrscheinlich schon zehn Minuten verstrichen, und ich kann mir vorstellen, dass sein Wortschatz sich verschärft.

Er schiebt noch eine Übung ein, dann aber, jede Wette, wird er zu dieser reglosen Kuh hinüberschlendern und sie um einen Abgang bitten. Es sei denn, sie steht von den Halbtoten auf und bedient endlich das Gerät.

Tatsächlich setzt er sich noch einmal an die Rückenübung. Dann aber steht er auf und schaut zum Bauchgerät. Die sitzt wie erstarrt da und blockiert das Gerät schon bald eine Viertelstunde lang. Und sieh da, er läuft zu ihr hin und steht einen Moment vor ihr still. Sie schaut ihn fragend an.

Ich höre es deutlich. Er sagt mit ruhiger Stimme, er würde jetzt gerne an diesem Gerät trainieren.

Sie darauf: Ja, aber echt binn noch nicht färtig. Mir wird sofort klar, dass ich meine Vorurteile beherrschen muss, Ostblock oder so. Wahrscheinlich Russland.

Schwartz darauf höflich aber eisig: Gut, das mag sein, aber ich möchte trotzdem, und bitte jetzt auch gerne, an dieses Gerät.

Jetzt sie wieder: Du siehst doch, dass jetzt ech chier tränniere.

Schwartz: Ja, das sehe ich. Ich sehe auch, was du unter trainieren verstehst. Seit mehr als bald 15 Minuten bist du nur dagesessen und hast dich nicht bewegt.

Sie nun etwas lauter: Das gäht dech nechts an. Das ist meine Sache.

Schwartz immer noch gleich laut: Da hast du Recht, das ist deine Sache, aber nicht der Sinn der Sache. Das hier ist ein Trainingsraum, kein Meditationszentrum. Typisch Schwartz. Immer auf Niveau bedacht. Für ein treffendes Wort würde er seine Verwandtschaft drangeben. Na gut, das hat er längst getan.

Sie aufgebracht: Das musst du mir nicht erklären, das weiss ech auch.

Schwartz noch etwas leiser: Und das ist auch kein Andachtsraum für christliche Bodybuilder.

Sie jetzt mit funkelndem Blick: Was? Ja sicher, auch das weiss ech, aber ech kann trännieren, wann und wo ech will, das geht dich nichts an.

Schwartz nun doch etwas lauter: Du kannst dir nicht vorstellen, wie froh ich wäre, wenn mich das nichts angehen würde. Aber Tatsache ist nun mal, du trainierst nicht. Du sitzt seit mehr als einer Viertelstunde da und blockierst das Gerät.

Sie: Ech will mech doch ärrholen kennen. Chat ess hirr genug andere Geräte, wo du kannst trännieren.

Schwartz, jetzt herzlich ihr ins Gesicht lachend: Das habe ich bereits pausenlos getan. Und wenn ich mich erholen will, dann bleibe ich nicht einfach auf dem Gerät sitzen. Das hier ist auch keine Rehabilitationsklinik. Also, wie ist das jetzt, kann ich ans Gerät oder machst du wenigstens mit dem Training weiter?

Sie, jetzt ziemlich laut: Das ist doch die Heehe. Ech kann doch hirr trännieren und sitzen bleiben, wann, wo und wie langge ech will.

Schwartz immer noch geduldig: Ja, trainieren schon, aber noch einmal, bis jetzt bist du bald zwanzig Minuten nur dagesessen, hast dich nicht bewegt und das Gerät für andere Anwärter blockiert. Schau dich doch

mal um. Du kannst dich auch anderswo erholen. Du hast ja selber gesagt, dass es hier genug Platz für alle hat.

Jetzt packt er sie mit ihren eigenen Argumenten. Durchtrieben wie immer.

Sie: Also das ist ... ech binn jätzt zwanzig Jarre hirr, aber das ist mirr noch nie passiert.

Schwartz schweigt. Dass er schon seit der Gründung dieses Krafttrainingscenters, also seit über dreissig Jahren dabei ist, sagt er ihr nicht. Das wäre sinnlos. Er läuft einfach von ihr weg. Schüttelt nicht einmal den Kopf. Sowas tut Schwartz nie. Ich bleibe stehen und bin gespannt, was jetzt kommt. Und es kommt: Sie wendet sich an irgendeine Frau, die ich nicht gut kenne und zetert drauflos.

Also so ätwas. Das ist mirr noch nie passiert. So eine Frächheit, was glaubt der eigentlich? Ech kann so lange trännieren, wie und wo ech will. Ech mache Pause, wann und wo äss mirr passt. Der ist ja völlig bescheuärt. So ein frecher Kerl. Kommt hirrherr und sagt mir, wie ech zu trännieren habe. Also ech wärde mich beschwären, das ist ganz sichärr!

Und so weiter und so weiter. Ein Wasserfall. Die hört nicht mehr auf. Die beklagte Frau weiss auch nicht, was sie sagen soll. Ich verziehe mich hinter das Empfangsdesk und hantiere am Computer.

Schwartz hat sich die Schimpferei von ferne kurz angehört, geht dann aber tatsächlich noch einmal zu ihr hin und versichert ihr mit ernster Miene, dass er nicht bescheuert genug sei, um zwanzig Minuten Herumhängen nicht richtig einschätzen zu können.

Dann zieht er sich definitiv zurück. Ich halte mich bewusst im Hintergrund, tue so, als hätte ich nichts mitbekommen. Sie zetert noch ein bisschen herum und fährt dann in der Tat und endlich fort, am Bauchgerät zu trainieren. Ziel erreicht, denke ich, bin aber auch nicht sehr zufrieden. Ich liebe es nicht, wenn die Klienten sich zoffen. Aber in diesem Fall? Die Tschechenkuh hätte ja ruhig etwas weniger laut muhen müssen. Sowas darf ich denken. Sagen muss ich es ja nicht.

Nach einigen Minuten ist die Bauchübung endlich frei geworden. Schwartz schliesst die Sequenz ab, zieht sich dann kommentarlos

zurück und um. Hat dann Marianna den Vorfall kurz erklärt und Evelyn Harpers Ebenbild lachend zugewinkt, während er *die Stätte des Verdrusses* verlassen hat.

Kurze Zeit später hat er mir gestanden, dass er aus dem Vorfall was gelernt habe: Dass er Arschloch wieder einmal an einer Front gekämpft habe, für die es sich nicht einmal gelohnt habe, die Schuhe anzuziehen, geschweige denn Gewehr und Helm zu ergreifen. Erkenne dich selbst, mein Lieber.

Er hat dann noch ein paar Verse gestreut. Das sei halt eine Schwäche von ihm. Sie seien zwar immer noch besser, als die alljährlichen Schnitzelbänke der Bad Schachenburger Versuchsdichter. Dort wolle er sich meistens nur einen gereimten Jux machen. Er hat das «*verbale Völlerei*» genannt.

Falckner nickt und sagt dann:

«Ja das Reimen. Ist eine Schwäche von ihm.»

«Ja, aber eine, die er nicht schlecht im Griff hat», antworte ich.

Ich muss aber gestehen. Mir gefallen die manchmal verqueren Dialoge mit Schwartz besser als seine Verse. Ich erinnere mich jetzt wieder an eine andere Debatte über irgendein Bauprojekt, ich glaube eine Aula oder ein Saal, der vor Jahren einmal geplant und dann auch gebaut wurde, der jetzt aber regelmässig Defizite abwirft und die erwarteten Besucherzahlen überhaupt noch nie erreicht hat. Ich habe ihn dann ein bisschen aufgezogen und ihn zu pflanzen versucht.

«Du, ich habe gehört, du bist jetzt dafür, dass man wegen der gewaltigen Nachfrage nach Sälen in der Region einen zweiten Saal planen und bauen soll.»

Schwartz hierauf: «*Gewaltige Nachfrage* ist gut. Man munkelt von dreissig Prozent Auslastung. Unbedingt planen und sofort bauen, ist doch klar. Ich werde Mitstreiter suchen und mit ihnen gleich eine Kampagne starten.»

Ich: «Sehr gut. Jetzt hast du es doch noch begriffen.»

Er: «Aber sicher. Und wenn er dann gebaut ist, stossen wir an. Noch mehr Leute, noch mehr Verkehr, noch mehr Stromverbrauch! Noch mehr Champagner und Händels Halleluja.»»

Ich: «Jederzeit, bin dabei. Ist doch kein Problem. Dann bauen wir noch ein Kernkraftwerk neben dem Saal.»

Er: «Aber ja doch. Gute Idee.»

Ich: «Finde ich auch ... und erst noch viel sauberer.»

Er: «Na ja, sauber. Gut, am Anfang, aber später dann, die Brennstäbe, wohin damit? Nicht das ich gegen Atomkraftwerke bin, solange ich selber Strom konsumiere. Also muss ich auch die Brennstäbe in Kauf nehmen. Du weisst schon, die Lagerung und so.»

Ich: «Ist doch kein Problem.»

Er: «Wieso kein Problem?»

Ich: «Du nimmst dann einfach einen nach Hause, als Tauchsieder, fürs Teewasser.»

Er: «Sehr gut. Dann sieden wir, bis die Pfanne explodiert.»

Ich: «Du musst die dann aber auch entsorgen.»

Er: «Ja gut, das ist jetzt aber ein Problem.»

Ich: «Ach, woher denn! Im Garten vergraben und vergessen.»

Er: «Mit dem Stiel nach Mekka, oder?»

Ich: «Aber ganz sicher!»

Und so weiter. Wie gesagt, wir können das jeden Tag, wenn es sein muss. Später ist dann noch Marianna zu uns gestossen. Was hat die gelacht, als Schwartz und ich ihr diesen keuchenden und japsenden Banker und Kilimandscharo-Bezwinger auf dem Standvelo vorgeführt haben. Das ist aber eine andere Geschichte. Die erzähle ich hier nicht. Diskretion geht vor. Für solche Intermezzi und Schauspieleinlagen ist allerdings die Principessa immer zu haben. Zudem hat sie zu Schwartz so was wie einen speziellen Draht. Weiss der Geier warum. Er ist 30 Jahre älter als sie. Manchmal habe ich das Gefühl, dass sich mit den Beiden was Erotisches entwickelt hätte, wenn er 30 Jahre jünger gewesen wäre. Aber das ist vielleicht Wunschdenken von ihm; und von mir wohl auch ein wenig.

Das mit 30 oder 40 Jahre jünger, das sagt Schwartz übrigens fast bei jeder. Es sei denn, sie ist eine Tschechenzecke. Seine Wunschträume nehmen wir schon lange nicht mehr ernst. Er wahrscheinlich auch nicht.

Denn eines kann man ihm nicht vorwerfen, einen Mangel an Selbstironie. Vielleicht mag Marianna gerade das an ihm ganz besonders. Er ist kein Gockel.

Was man an dieser Stelle jetzt auch einmal wiederholen müsste, was Falckner mal über sie gesagt hat: «Marianna ist ein freundliches Mysterium. Aber ganz sicher keine Prinzessin auf der Erbse. Und in ihr Innerstes blickt keiner von uns. Sie hat was von Donna Leons Signorina Elettra. Und man müsste wahrscheinlich eher mal ihren Freund fragen, was ihr Geheimnis sei. Sie hat eins oder auch mehrere, da bin ich mir sicher.»



# Bialetti arabica

Wolfgang G. Falckner

Ich habe noch etwas Zeit für den Text für Keller gehabt. Also habe ich ihn noch einmal durchgesehen. Ich habe ihn dann wider besseres Wissen trotzdem zugestellt. Jetzt aber vorwärtsmachen.

Ich öffne die Website der Kantonalgazette mit ihren immer gleichen Themen, den gleichen Köpfen und Tröpfen. In fünf Minuten ist auch das erledigt. Bundeshausrochaden, Politikertraden und Armeeparaden im Kosovo oder Brexit, Exit und Sextit.

Alles bloss ephemeres Zeug, für die Sternensicht (*sub specie aeternitatis*) ungeeignet. Die Todesanzeigen dann schon eher. Leider fehlen heute die Beiträge der beiden Autoren, «Merx und Kopp, immer topp». Ich denke an das Pareto-Prinzip: 20% machen 80% der Qualität des Blattes.

Ohne die Beiden wäre das Blatt nur die Hälfte wert. Oder gar nichts, sagt jedenfalls dieser hochnäsige Thalberg, auch so eine Spezies Mensch, der man mit Vor- und Nachsicht begegnen sollte. Vor allem, wenn man massvoll genossene Ironie und das wenig gesunde Gift des Zynismus nicht erträgt.

Ich lese kurz in der Gazette weiter und bleibe dann doch noch an einem Leserbrief hängen. Da behauptet ein Hannes Strauchinger, dass uns eine Zweiklassengesellschaft drohe. Man lese doch täglich von der CO<sub>2</sub>-Debatte, der Klimaerwärmung; und generell von den Umweltkatastrophen. Es würden vor allem von links-rot-grüner Seite Forderungen gestellt, die eine Zweiklassengesellschaft mit sich brächten, weil Normalverdienende manche ökologische Zwangsmassnahme sich gar nicht mehr leisten können.

Ein neckischer Einfall, denke ich. Nicht neu, aber lass hören. Vielleicht kann er das begründen. Das tut er dann auch. Er schreibt von Ideologien, die nicht zum Ziele führen. Welche Ideen und welche Ziele, das verschweigt er vorsorglich. Er sagt bloss, dass all diese Prognosen nur Berechnungen und Annahmen seien.

Sei doch froh, denke ich noch, nahe daran, in die Tischkannte zu beissen. Und dann kommts. Laut Strauchinger ist in weiten Teilen der Menschheit eine Beziehung zu Gott abhandengekommen. Ja gut, mag sein. Im Mittelalter leben wir trotz Gegenstimmen nicht mehr. Aber ich habe immer gedacht, es sei der Verstand, der «abhandengekommen» ist. Ich stehe kurz auf und beginne im Zimmer herumzulaufen. Mache ich immer, wenn ich mit Unsinn fertig werden muss. Dann setze ich mich wieder und lese weiter.

Der Mann ist jetzt bei seinen Fundamenten angelangt. Er will, dass wir keine Verbote mehr fordern. Denn es sei an der Zeit, über unsere Schuld nachzudenken. Und Gott um Vergebung zu bitten. Die sei uns nämlich durch Jesus Christus gegeben.

Also doch mea «culpa, mea maxima culpa». Wenn ich doch bloss wüsste, warum. Was nur habe ich getan? Gut, ein wenig gelogen und Frauen betrogen. Das schon. Das tun doch alle. Auch Frauen die Männer. Aber warum soll ich deswegen Gott um Vergebung bitten? Und warum das dann ausgerechnet durch diesen egomanischen Autisten Jesus, - «Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.» - ausgerechnet durch diesen Grössenwahnsinnigen, von dem bis heute störrisch behauptet wird, er sei göttlicher Abkunft?

Ist er nicht. Ist niemand, Herr Strauchinger. Da hilft auch Ihre Bibel vom Fälschersyndikat Lukas, Markus & Cie. nicht weiter. Selbst dann nicht, wenn wir dann unsere Sünden bekennen würden. Geständnisse sind Polizeisache, allenfalls eine Delikatesse für die Staatsanwaltschaft.

Ich lese trotzdem weiter. Da steht dann tatsächlich in Strauchingers Leserbrief-Evangelium geschrieben, dass wir alles gutheissen würden, was Gottes Geboten widerspricht: Abtreibung, Gender, Ehe für Alle, Sterbehilfe und Gotteslästerung Da dürften wir uns aber nicht wundern, wenn sein Segen ausbleibt. Welcher Segen denn bitte? Saurer Regen und biblische Plagen? Hitzewellen und Tsunamis? Das sind keine Strafen Gottes, Hannes! Das sind wir. Das haben wir zu verantworten. Gott hat schon lange eingesehen, dass diese Welt sein grösster schöpferischer Fehltritt ist. Einmal zu viel mit dem Finger geschnippt und

hoppla, da war das Universium. Da hilft uns dann auch «das weisse Kreuz im roten Feld» des Herrn Strauchinger nicht viel weiter, das über Jahrhunderte Sinnbild der Ehrfurcht vor Gott und seinen Geboten wäre. Behauptet er jedenfalls.

Herrje Strauchinger, deine mikroskopischen Geschichtskennntnisse haben dir auch nicht viel geholfen. Hast die Geschichtsstunde geschwänzt? Warst stattdessen in der Kirche? Es sei dir gesagt: Die Schweizer Fahne ist seit 1339 von Bedeutung. Da symbolisierte das weisse Kreuz auf rotem Grund in der Schlacht von Laupen das Zusammengehen der Waldstätte und des Kantons Bern. Das «Schweizer Kreuz» wurde also zuerst im Krieg verwendet, damit sich die Kämpfer auf dem Schlachtfeld gegenseitig erkannten und nicht niederschlachteten. Dass damit auch der Segen Gottes zum Sieg erleht wurde, versteht sich aus der engen Glaubenswelt unserer Ahnen.

Und noch was, Strauchinger. Wir setzen uns nicht, wie Sie unbedenklich behaupten, an Gottes Stelle und tun, was wir für richtig halten. Eine solche Stelle gibt es nicht, Punkt Schlusszeichen. Wir tun zwar, was wir für richtig halten, überlegen aber vorher, ob wir dazu einen weltfremden Wanderprediger und seine Rapporture um Rat bitten sollen. Oder ein Symbol befragen, das irgendwann mal ein paar findige Kerle in Todesbängen in die Welt gesetzt haben. Ohne uns.

Wie gesagt, ich würde jetzt gerne an der Decke spazieren gehen. Der Kerl ist aber auch sowas von verblendet und geistig zugeklebt. Ich lasse es bleiben und leiste keiner der Empfehlungen von Herrn Strauchinger Folge. Auch werde ich weder in dieser Advents-Weihnachtszeit noch generell einen Gottesdienst frequentieren, wo «das Wort Christi und seine Erlösungstat am Kreuz klar verkündet werden». Das können andere besser. Advent wäre ja eigentlich als Zeit der Besinnung gedacht, nicht als Periode der Besinnungslosigkeit im christophilen Megamarkt. Ich schaue auf die Uhr. Es wird Zeit zu gehen. Ich will Keller nicht warten lassen. Pünktlichkeit und Höflichkeit sind Geschwister, die sich mögen sollen. Ich schliesse die Zeitungsseite. Für heute reicht's. Was aber nun? Alte Beiträge für Kellers Blatt noch einmal durchsehen?

Ich lass es bleiben, fahre den Computer runter, stehe auf und marschiere nun schon weit entschlossener ins Badezimmer. Das Ritual ist einfach: Rasieren, auch so eine Pflichtgeburt. Zum tausendsten Mal überlege ich, ob wohl ein Bart ...? Alt genug wäre ich ja. Aber aussehen wir Sigmund Freud würde ich dann auch nicht. Dann schon eher wie Louis Jovet.

Ich lasse auch das bleiben. Wie so vieles, wenn man alt wird. Oder sagen wir besser, älter wird. Wie alle Euphemismen, klingt auch der etwas vielversprechender, hoffnungsvoller. Und das braucht man, wenn sich Runzeln und Gräben in Gesicht und Hängefalten am Torso zu bilden beginnen. Ich vermeide häufige Blicke in den Spiegel. Nur die notwendigen nicht.

Das Verfluchte daran? Man kann sich nicht mehr erinnern, wie man mit Zwanzig - anfangs schwanzig (Herr Schmidt aus Bargfeld) - ausgesehen hat, wie er gestanden ist, hart und unwiderlegbar, wie die legendäre Eins. Kein Stolz und Vorurteil, nur nackte Tatsache. Ich konnte immer. Jederzeit allzeit bereit, Pfadfinderehrenwort. Und heute? The rest is silence. Oder Stolz und Melancholie.

Ich rasiere mich, jetzt wieder mal nass und scharf wie Chandlers Marlowe. Bleibt noch die Wahl der Duftstoffe in den Achselhöhlen und auf der Brust. Mit Präferenz Acqua di Parma oder Boucheron. Schleichwerbung? Nein, aber man will schlicht nicht stinken. Und das tut man mit zunehmendem Alter. Körperpflege lässt bei so manchen Zeittotschlägern nach. Zu denen will ich nicht gehören. Wie ich auch nie in ein Altersheim umziehen werde. Mir genügt schon das VR-Mandat. Auf keinen Fall. Es sei denn ...?

Kämmen nicht vergessen. Ich verlasse das Badezimmer und ziehe mich an: Trainingshose, das Polohemd mit dem Autosymbol und einen Billigpullover aus dem Kaufhaus. Dann die alten Adidas, von denen ich mich wahrscheinlich nie trennen kann. Sind einfach zu bequem.

Dafür bin ich früher immer getadelt oder gehänselt worden. Eigentlich nur von Frauen. Was den Verdacht aufleben lässt, dass meine leichte, ich betone, meine leichte Misogynie vielleicht daher rührt. Weil vorwiegend Frauen meine Anhänglichkeit an alte aber solide Kleider und

Schuhe bemängelten und in schlimmen Fällen auch ausdauernd benörgelten.

Meine Devise: Was sich bewährt hat, soll man behalten. Gibt's ja selten genug. Also doch ein Spiesser? Nein, dann schon eher wertekonservativ. Ob man da den Hintergrund für die Tatsache sehen will, dass ich im Moment alleine lebe, weiss ich nicht zu deuten. Ich lebe solo; und zwar gerne und ausgiebig. Nicht gerade als Solipsist. Nicht einsam, aber öfters mal gerne allein. Fundamentale Differenz. Aber auch keine Ich-AG. Dazu fehlt mir das Kapital.

Ich lege einen Schal um und ziehe meine alte Fliessjacke aus der Militärzeit an. Auch so ein Ding, an dem ich hänge. Jawohl, Jacke und Militär. Eine Frage der Qualität. Es folgen die weissen Tennisschuhe. Und wie immer die Tasche kontrollieren. Das Frottiertuch ist drin. Orlando sieht es nicht gerne, wenn man unbetucht trainiert. Und das tun etliche. Ja, auch Frauen. Nicht alle sind da Edelweiber, die aus ihren Alabasterkörpern Ambraduft verströmen.

Vor allem die stolze schmalarschwedelnde Lola nicht. Die reinigt nach Gebrauch auch die Griffe des Laufbands nicht. Sie meint wohl, sie könne sich das erlauben, die Kuh. Kein Wunder, bei dem Vollidioten von Mann, der sie unterhält. Lebt wahrscheinlich im Wahn, sie sei eine Beauty. Ist aber nichts als eine Klapperstange. Dürrer Hintern und vorne flach wie die Argumente von Kantonsrat Leuchtenberger-Mozzi. Stolziert im Trainingsraum herum wie eine ausgemergelte Flamenco-Tänzerin, ohne Talent und Feuer. Eine Ziege der Sonderzickenklasse. Sie gehört zu jenen Personen, die man gerne vermissen würde.

Gut, es sind wenige. Vielleicht sie und noch zwei. Zum Beispiel lic. oek. Tobias Kallmann, der ehemalige Bankleiter auf dem Lande, das Entlassungsgenie, das penetrant und fantasielos flucht. Und immer sind die Anderen die Schuldigen. Stolziert und irrt mit starrem Rücken und herausragendem Bauch im Gerätedschungel herum. Und ausser «Gopfertammi» kennt der keine anderen Injurien. Zieht über alles und alle her. 80 Prozent Tratsch und 20 Prozent Training am Gerät. Der Zoilothersites der Moderne. Homer nennt ihn drastisch einen «hässlichen, schmäh süchtigen und daher von den Helden verachteten, allgemein

verhassten und erfolglosen Demagogen». Dem schliesse ich mich im Fall von Kallmann partiell an.

Wie mir von einem anderen Vollidioten zugetragen wurde, schnödet er en permanence auch über mich. Ich leide furchtbar darunter. Wimmere Schwartz und Orlando täglich in ihre Pullover. Nur sich selbst schont er systematisch. An seinen Entlassungen und Stellenwechseln schon nach Monaten ranken sich Gerüchte. Auch als Politiker ist er kein Talent. Hat Ökonomie studiert, aber wenig Ahnung von Gemeindefinanzen und Prokopfverschuldung. Auch so ein Fall für den Satiriker Schwartz. Aber davon vielleicht später noch mehr.

Ich bin bereit, kurz vor Weihnachten der Dezemberkälte zu trotzen. Ich vermeide es systematisch, über das nahende Fest der Liebe nachzudenken. Das Fest der Triebe und Hiebe. Den sentimental Nachschub besorgen uns bald täglich die Zeitungen bis zum obersten Kragenknopf, der zu platzen droht. Ausgiebig und in den ausgefahrenen Wegspuren der christlich abendländischen Kultur.

Jetzt auf der Treppe hinunter in den Autohelikon plädiere ich still für die Griechen und die arabischen Interpreten. Ich öffne die Türe zum Verbindungsgang in die Tiefgarage. Automatische Beleuchtung flackert auf. Wie wär's mal mit einer automatischen Erleuchtung der Menschheit. Ein paar Bücher lesen? Ein bisschen Aufklärung? Die ist noch längst nicht vollzogen. Sieht generell eher nach Regression ins dunkle Inferno aus.

Ich öffne die Türe zum unterirdischen Autosilo. Feuchtkühle Luft empfängt mich, eine bakterielle Erkältungszone. Ich assoziiere sofort Wörter wie Pneumonie, aber auch Hitze, Hades und Styx, Orpheus und Offenbach, das geht blitzschnell. Dann auch noch Minos und Jüngstes Gericht, den ganzen Bildungssalat, inklusive Tartaros. Nicht zu vergessen das Elysion, den Vorläufer unseres allerchristlichsten Himmels, und es fehlt auch das Pyriphlegeton nicht, das Fegefeuer der Katholen. Unglaublich was die alles aus jüdischen, babylonischen, persischen und hellenistischen Quellen abgezapft haben.

Wenn ich da an Bibel und Babel denke, einfach kleptomane, die Kerle. Und wehe, es kommt da ein Typ wie dieser Delitzsch, der minutiös die

Parallelen zwischen Babylon und Jerusalem nachweisen konnte. Ich habe das Buch tatsächlich mal gelesen.

Ich beeile mich, den Wagen zu erreichen. Nur jetzt nicht krank werden. So kurz vor Weihnachten. Obschon, dann hätte ich einen Grund, nicht irgendwo mitfeiern zu müssen. Also doch Solipsist?

Überhaupt Delitzsch: Mutiger Mann. Hat mit seinen Parallelitäts-Theesen das halbe christlich-konservative Abendland und das fundamentalistische Prekariat aufgeschreckt.

Vorbei an Mittelklassewagen. Vom Familien-Meerschweinchen-Van bis zum Jaguar MK I hat's da alles. Die meisten sehen aus wie alle anderen. Meiner nicht. Noch zehn Meter bis zur eigenen Karre. Das hört noch nicht auf: Karre und Charon. Ich stelle ihn mir kurz vor, den Totenchauffeur, Böcklins Toteninsel inbegriffen, plus Max Regers Vertonung.

Und wie war das schon wieder bei den Babyloniern? Oder den Ägyptern? Isis und Osiris, die Totenbegleiter. Das wäre doch mal was für uns. Bist tot und wirst von der nackten und vollbusigen Isis empfangen. Die lächelt und sagt: «Na, dann komm mal mit, wir besuchen Osiris, da gibt's erst mal was zu futtern. Und nachher könnten wir ja ... du weisst schon.»

Ich grinse kurz, aber nur innerlich. Das muss ja hier unten niemand sehen. Man weiss zudem nie, wem man begegnet. Die würden mich für behämmert halten. Tun sie ohnehin.

Ein entfernter Bekannter hat mal in einem seiner Bücher Tiefgaragen als «Hades 2018» beschrieben. Etwas überdreht zwar, aber durchaus plausibel, wenn man Gleichnisse mag. Wie hiess der Mann im Buch schon wieder? Wie eine Apfelsorte: Maigold, Boskoop? Gravensteiner? Ja, der war's. Erinnert an Pommier, unseren Romanisten. Der ist nicht nur Fiktion. Den gibt's. Interessanter Kerl. Aber lange nicht mehr gesehen. Soll ein Freund von Thalberg sein. Das will was heissen. Der hat nämlich wenig Freunde. Ist da sehr selektiv. Mit guten Gründen, denke ich. Dieser Pommier hat mir im Zusammenhang mit, ich glaube es war Tucholsky, einmal gestanden, er sei kein Hundeliebhaber. In seiner Nachbarschaft hätte ein Dauerbeller gelebt.

«Irgendeine verdammte Mistkröte von Kläffer. Gehörte einer Säuerfamilie und ihrem verkniffenen Sohn. Das verfluchte Gebell hat mich monatelang von der Arbeit abgehalten. Ich muss mich konzentrieren können. Da brauche ich Ruhe. Wenn's geht, absolute.»

«Ja sicher, geht mir gleich», habe ich ihm gerne bestätigt. Dann er wieder:

«Ich habe lange hin und her überlegt, was ich tun soll, ja was ich überhaupt tun kann. Und klar, ich habe auch mit den Leuten geredet. Es wenigstens versucht. War aber hoffnungslos. Troglodyten, Personal für die Resterampe. Ich habe denen mit der Polizei gedroht, was ich sonst nie tue. Die haben mehr als einmal nach dem Rechten gesehen. Resultat: Zéro, nulle. Der bellt jetzt aber nicht mehr. Soll sich überfressen haben. Exitus!»

Kurze Pause, dann sagt er:

«Manchmal denke ich, die machen das extra, ich meine das Bellen. Der Sohn ist übrigens ein selten verkommenes Subjekt, wahrscheinlich drogenabhängig, so wie der in die Welt blinzelt. Und ich gebe es zu: Manchmal habe ich an Vergiften oder gleich Erschiessen gedacht, also den Hund, nicht den Sohn.»

Ich bin nicht erschrocken. So was sagen die Leute, ohne es zu meinen. Und als dann später einmal in der Zeitung zu lesen war, dass jemand einen Hund erschossen hatte, habe ich das überhaupt nicht in einem Kontext mit Pommier gesehen. Erst vor ein paar Wochen, als wir über ihn und seine Hundeaersion sprachen, habe ich mich gefragt, ob er vielleicht doch ...? Denn mir ist aufgefallen, über Hunde haben wir nicht mehr diskutiert. Er hat sich auch nie wieder über Lärm beklagt. Gut, wir haben ihn auch nicht mehr danach gefragt. Was soll ich davon halten? Ich werde ihn wahrscheinlich darauf ansprechen, wenn er wieder im VITAFORCE auftaucht. Oder ihn schon vorher mal anrufen? Ich möchte gerne wissen, warum er nicht mehr trainiert. Ist er vielleicht krank oder sonstwie verhindert?

Nun aber doch noch einmal zurück zu meiner Person. Ich lebe zwar wie Pommier alleine, aber dass ich einsam sei, kann ich von mir nicht sagen. Ich habe doch etliche, ich meine, wirkliche Freunde. Keine

Internetschemen. Diesen Beziehungsbeschluss in den sozialen Medien macht ja auch nur mit, wer geistig und sozial im Trüben, im Eigenschlamm wadet. Progressive Paralyse des Gesellschaftslebens. Anders lässt sich das nicht erklären. Oder doch? Anonymität und Einsamkeit? Hör schon auf. Ich will das gar nicht wissen. Ein Blick in die Medien? Und schon stehst du am Abgrund zum Irrsinn.

Ich stehe jetzt hingegen vor dem Wagen und öffne die Türen. Es blinkt orange. Warum das sein muss, weiss ich auch nicht. Um den eigenen Wagen zu erkennen, wenn man besoffen ist? Mag sein. Aber dann muss man ihn ja auch nicht mehr finden. Und vor allem schon gar nicht erst einsteigen.

Ich will die Tasche und das Frottiertuch auf den Beifahrersitz werfen. Da liegt aber eine Zeitung. Also erst mal hinters Steuer sitzen und die Zeitung wegschieben und dann die Tasche platzieren. Warum ist das Käseblatt überhaupt noch hier? Hab ich überhaupt schon gelesen oder nur überflogen.

Dann erinnere ich mich wieder. Ja genau. Erstaunlich echoloser Artikel in einem unserer Konventionsblättern. Der stand nicht etwa im Amtsblatt der Freidenker, den Vereinsmeiern des Atheismus. Ganz und gar nicht. Ich greife nach den Seiten? Wo war das schon wieder? Blättern, suchen, finden.

Ich sehe ihn auch wieder vor mir, den doch schon sehr überraschenden Artikel in dieser mitteorientierten Allenrechtgetan-Gazette. Da schreibt ein gewisser, mir unbekannter Hollenweger doch tatsächlich, dass «auf einer formellen Ebene der christliche Glaube in Europa ein Auslaufmodell sei.» Ist doch meine Rede. Gott dankt ab. Es sei denn, Nietzsche hatte Recht. Man stelle sich das mal vor: Der letzte Papst geht in Pension. Der Petersdom wird ein Museum oder eine Sporthalle. Die Imame zu Strassenhändlern und der Metropolit muss wieder Schnee schippen in Petersburg ohne Sankt.

In 2000 Jahren wird wahrscheinlich generell Schluss sein mit religiöser Monokultur, überhaupt mit Metaphysik der alten Schule. So wie wir heute auch nicht mehr an die Götterwelten Ägyptens und Griechenlands glauben. Oder betet heute noch jemand zu Osiris? Das tun

vielleicht noch esoterisch angekränkelte Freimaurer. Na gut, gegen einen Ausflug mit Isis hätte ich wie gesagt nichts einzuwenden gehabt. Jetzt aber erst mal Wende rückwärts mit dem Wagen. Dann raus hier aus der Garage in den kalten Winter. Heizung auf 23° einstellen, Sitzheizung mobilisieren. Und schon rausche ich in meinem alten Engländer auf die Dorfstrasse. Ja richtig, habe ich vergessen zu erwähnen. Ich besitze einen Veteranen, einem Rover P5B. Etwas muss der Mensch haben, das andere nicht haben.

Ich habe drei Schwächen, les trois faiblesses de l'homme: Fantasie, Fahrzeuge auf Schienen und Strassen und, ja was wohl? Falsch geraten. Nicht Frauen, sondern Früchtekuchen: Aprikosen, Zwetschgen und Apfel. Gut, da bin ich jetzt nicht ganz ehrlich: Frauen auch, im Rahmen von Anstand und Sittenlosigkeit.

Ich gebe dezent Gas und erhöhe auf 80. Auf keinen Fall mehr. Bewahrt mich vor Bussen und den Wagen vor Überlastung. Natürlich habe ich auch heute einen Bummler vor mir. Zuckelt in irgendeiner Bonbonnière von Kleinwagen mit Zuckerwassermotor vor sich hin. Schätze mit 70. Also runter vom Gas. Kurze Fluchsalven. Wenn ich alleine bin, gestatte ich mir gewissenlose Gotteslästerungen.

Und ein paar Gedankenexperimente. Zum Beispiel das Zitat aus einem zweitrangigen Kriminalroman. «Als er in die Kurve einbog, wusste er nicht, dass er in wenigen Augenblicken tot sein würde.» Ich stelle mir das jetzt vor. Da vorne in der Linkskurve kommt einer vor seiner Fahrspur ab und donnert in meinen Wagen. Exitus. So rasch kann das gehen. Jeder Tag kann dein letzter sein. Da denkt doch keiner dran. Könnte aber das Substantielle am Leben befördern.

Wann war ich eigentlich zum letzten Mal in einem Gottesdienst? Das muss vor tausend Jahren, Weihnachten 1976/77, gewesen sein. Da habe ich noch im Chor einer Kleinstadt im schwarzen Erdteil des Sonderbundes mitgesungen und Wochen später ausgiebig mit einer der Geigerinnen gevögelt.

Thomann hat dirigiert. Eine Passage aus dem Magnifikat von Bach. Ist bis heute haften geblieben. «Fecit potentiam...»! Ich versuche, mich an den Inhalt zu erinnern. Etwas von einem starken Arm, der die

Gewaltigen vom Stuhl stösst. Das wäre mal was, denke ich jetzt mit Ingrimm. Erdogan, Assad, Putin, Trump, die ganze Bagage einfach weg. Und die kriminellen Nachfolger gleich mit. Nach der zweiten Chor- und Orchesterprobe habe ich übrigens, nicht fecit potentiam, eben diese Geigerin kennen gelernt. Sie sass gerne oben. Oh ja. Von Missionaren hielt sie nichts.

Ich unterbreche jetzt diesen Bilderstrom. Lenkt von den Fahrkünsten ab. Und meine Geigenkünste gehen niemanden was an. Ich brumme trotzdem ein Thema aus dem Magnifikat vor mich hin. Das ist eine meiner wenigen Begabungen. Ich kann jederzeit eine Melodie reproduzieren. Ob Pelleas und Melisande oder aus den Gurreliedern von Schönberg: Kein Problem. Aber bei den schnellen Sechszehnteln geb' ich's sofort auf. Dann wünsche ich noch kurz dem da vorne in seinem japanischen Bonsai-Auto den starken Arm Gottes, die Blitze und den Donnerkeil von Zeus.

Vor mir Bad Schachenburg, die regionale Kulturkapitale. Augenstern der Bürgerseut. Zwei Kirchen und ein paar Kleinsäle für christliche Denominationen, sprich Sekten. Bibliothek und ein Saal in einem ehemaligen Vorrats- und Salzlager der alten Herrschaft. Dass die staatlich protektionierten und subventionierten Kirchen überhaupt noch überleben können, ist wahrscheinlich auch eines jener Wunder Gottes, mit Garantie nur von Menschenhirnen geschaffen.

Erst mal vorbei an der Abfallsammelstelle. Muss ich auch wieder mal hin. Immer erschütternd, was da an Unrat abgeladen wird. Und wie verwandtschaftlich nahe manchmal die Lieferanten mit den Produkten zu sein scheinen. Fühle mich dort aber trotzdem immer als einer von ihnen. Also gerade angenehm ist das nicht.

Ich bremsen. Hier ist Sechzig vorgeschrieben. Und schon bald Fünfzig. Zunehmend abnehmend. Wie in den Kirchen, denen das Publikum davonläuft. Atheisten und Agnostikern sind auf dem Vormarsch. Allons enfants de la ...! Weg von den Institutionen. Die Schweiz, Europa werden heidnisch. Hat dieser Hollenweger behauptet. Dann fahr mal nach Spanien oder Portugal. Italien genügt auch schon. Da erlebst du dann deine Heiligen.

Da vorne links abbiegen. Da geht's zum Trainingscenter von Orlando. Bin auch schon gedankenverloren daran vorbeigefahren. Heute geht das nicht. Schliesslich will ich mit Keller sprechen. Der ist übrigens auch nicht gerade begeistert vom viel und gerne zitierten «Christlichen Abendland». Ist ein Ladenhüter, hat er mal lakonisch kommentiert. Und das will bei ihm was heissen. Der Mann gehört weniger zu den Wilden als vielmehr zu den Mildten im Urteil.

Da war aber doch noch was. Blinken nicht vergessen. Da gab's noch einen anderen Kommentator. Wie hiess der schon wieder? Der hat den Begriff «Christliches Abendland» schroff und etwas überspannt als «geistigen Müll» bezeichnet. Hiess der Löwenthal? Nein, ein anderes Raubtier. Luchsinger? Nein, auch nicht. Auf jeden Fall hat der verbreitet, dass der Abendland-Begriff eher auf Fiktionen denn auf Fakten beruhe. Moment mal, Wolffsohn, genau, so heisst der. Ob dieser Name Programm oder Hypothek sein könnte, lasse ich offen. Der Name Falckner ist ja auch nicht gerade assoziationsfrei.

Und jetzt erinnere ich mich unverhofft an eine andere Lesefrucht. Da hat ein anderer Historiker kurz die Einteilung in Antike, Mittelalter und Neuzeit aus den Geschichtsbüchern verbannen wollen. Muss ich nachlesen. Das würde vielleicht mein Weltbild vom passageren Charakter der christlichen Periode bestätigen. Da könnte ich einen direkten Bogen in die Neuzeit spannen von den Griechen via die arabischen Leute wie Ibn Sina, Ibn Ruschd und Al-Farabi. Wird aber schwierig werden. Denn ich habe keine Ahnung, was das Hochmittelalter betrifft. Nur vages Zeug im Kopf. Und ich vermute, dass wir den 800 Jahre alten Irrwitz des Mittelalters nicht einfach wegdenken können. Aber bitte, was kratzt es mich? Was hat das mit mir noch zu tun? Ich sitze hier in meiner antiken Luxusbox, suche einen freien Parkplatz und hirne über Dinge nach, die mit meinem Alltag etwa so viel zu tun haben, wie ein Weihnachtsbaum mit einer Sportplatzbeleuchtung. Na gut. Beide spenden immerhin Licht.

Ich stelle mir kurz vor, wie ich in Orlandos Muskelwunderland eintrete und die Leute frage, ob sie schon mal was von Avicenna oder Averroës gehört haben. Da ernte ich dann das bekannte mitleidige Lächeln. Die

schauen mich an, als hätte ich ihnen vorgeschlagen, das nächste Mal im Handstand einzutreten, und die Frauen nackt bitte. Aber so ist das nun mal im Leben. Es sind immer zwei drei Ebenen. Oder nehmen wir Benns Doppelleben. Und wenn man das verwechselt oder verpanscht, ist man reif für die Heilanstalten. Also immer schön im sogenannten realen Leben bleiben. Auch wenn es uns täglich mehr anöden wird, weil und wenn wir nichts dagegen unternehmen.

Zum Beispiel rechtzeitig blinken. Das können längst nicht alle. Wie soll man noch an die Menschheit glauben, wenn Teile davon nicht einmal richtig blinken können. Das ist sehr wichtig, unabdingbar. Ist aber auch so etwas, was zunehmend vernachlässigt wird. Vor allem auf Kreiseln. Prüfstein und Apotheose der Fahrkünste. Diese neuen Kreuzungen, man könnte auch Kreuzwege für vertrottelte Lenker sagen, die falsch oder gar nicht blinken.

Die sind wie die Kirchen. Keiner bleibt drin. Mit und ohne Blinken, alle biegen sie ab. Ich auch, nach links auf den Parkplatz des VITAFORCE Muskelparadies'. Heute habe ich Glück. Der Parkplatz Nr. 1 ist frei. Rechts davon hat es keine Autos. Erleichtert das Herausnehmen der Tasche. Es sind die kleinen Dinge, die das Leben erleichtern. Sagt Orlando. Und der Mann ist erfahren.

Ich steige aus dem Wagen, nehme Tasche und Handtuch vom Beifahrersitz, schliesse und sichere jede Türe einzeln ab. Ist eines meiner Rituale. Diesen Wagen lasse ich mir nicht klauen. Und auch dieses Mal gehe ich nicht weiter, ohne kurz noch einen stolzen Blick auf ihn zu werfen. Von ihm existieren vielleicht nur noch fünfzig fahrbare Exemplare. Ist wie mit seltenen Briefmarken: Je weniger umso so wertvoller. Demnach ist dieser Wagen so etwas wie die Inverted Jenny aus den USA oder die gelbe Tre Skilling Banco aus Schweden.

Und schon bin ich wieder in einem Hitchcock-Film. Falsch, das war Stanley Donen mit der, wie es immer heisst, «bezaubernden» Audrey Hepburn, Cary Grant und Walter Matthau. Und jetzt die obligatorische Frage: Wie heisst der Film schon wieder? Irgendwas mit einem Spiel. Baccara, Roulette? Hoffnungslos wird das allmählich. Das mit dem Namensgedächtnis.

Ich strebe dem Haupteingang zu. Auch heute Empfang von den fünf Damen. Die Grazien des Inkasso-Büros SCHEKAGON. Alle noch vor der Menopause stehend, aber in einer ihrer Rauch- und Schnatterpausen begriffen. Wie immer freundliche Begrüssung. Meine Frage, wann sie denn damit aufzuhören gedenken, stelle ich längst nicht mehr. Ich bin doch nicht Paracelsus oder Dr. Brinkmann. Also lächelnd einen schönen Tag wünschen, dem Standardspruch helvetischer Höflichkeit. Die Wahl, ob Treppe oder Lift treffe ich nicht. Wer im Lift in ein Fitnesscenter hochfährt, ist schon verloren. Folglich wird es wie immer die Treppe sein.

Ich steige hoch. Auf den letzten Stufen leichte Atemnot und Muskelschmerzen in den Oberschenkelkeln, jedes Mal. Heute wieder schlimmer als auch schon. Ob da vielleicht doch die Statine? Endlich im ersten Stock. Ich öffne die Korridortüre, biege um die Ecke und räsele schon mal präventiv, wer mich hinter dem Desk empfangen wird.

Ist es die ranke Nataлка mit den wahnsinnsgrün-blauen Bergseeaugen und einem durch die mörderische Klettertreppe gestählten Körper, der heimliches Wohlgefallen und Unzüchtiges erweckt, das man aber aus Respekt am besten verbirgt. Ihr östlicher Akzent verstärkt das leicht erotisch Exotische. Sie ist immer freundlich und lässt häufiger ihr kehliges Lachen ertönen als der Deutschschweizer Durchschnitt.

Oder wird es die biegsame Monja mit dem Kraushaar sein, die als das etwas kleinere Ebenbild der österreichischen Schauspielerin Adele Neuhauser gelten mag. Die Neuhauser spielt Bibi, Major des BKA im Tatort zusammen mit dem bärbeissigen Oberstleutnant Eisner. Die und Monja gefallen mir beide, weil sie «ein Gesicht» haben und eigenständige Gedanken äussern. Zudem überwältigt es mich manchmal, was für sündhafte Wirkungen diese Mütter von zwei oder drei Kindern auf meine Zentralorgane haben. Na, welche wohl? Herz und Nieren?

Aber vielleicht ist es auch das «Bijou des Etablissement», die schöne Marianna mit dem erfundenen Zweitnamen «Maria Proteina», eine kleine, auch ziemlich witzig raffinierte schwarzmähnige Italienerin. Die Franzosen sprächen von «Bien potelée» und die Griechen verglichen sie vermutlich mit Aphrodite Kallipygos. Und ich gebe zu. Da schaue ich

nicht weg. Wir nennen sie auch «Principessa». Das hängt mit dem «Freistaat Waldrand» zusammen. Aber davon wird dann eher Orlando erzählen wollen.

Ich nähere mich dem Desk. Da ist niemand. Ich schaue in den Gerätepark. Fünf oder sechs Leute. Die meisten kenne ich. Häufig nur von kurzen harmlosen Wortwechselln. Ausnahme ist Ariane, eine freundliche Geschäftsfrau mit Humor und Verständnis für Ironie und Doppeldeutungen begabt. Sie bewegt die Butterflyarme. Wie immer konzentriert. Sie lässt sich nie ablenken.

Dann sehe ich Orlando. Er scheint weiter hinten eine neue Kundin in die Geheimnisse der richtigen Haltung und korrekten Bedienung seiner Geräte einzuführen. Darauf legen er und seine Damen grossen Wert.

Ich bedeute ihm, dass ich mich selbst bedienen werde. Er nickt kurz und widmet sich dann wieder dem jungen Ding, das am Trizeps-Gerät hängt. Übrigens die Übung, die am häufigsten falsch trainiert wird. Die Ellenbogen gehören an den Körper genagelt. Das sage ich mir immer wieder. Und nur mir. Ich habe es längst aufgegeben, andere zu belehren.

Kurzer Blick in den Büroraum. Auch da ist niemand. Selbst Maya mit den blausten Augen der näheren Hemisphäre nicht. Ach so, sie wischt hinten im Pump-Raum und nimmt wie immer an diesem besonderen Tag den Boden feucht auf. Das heisst für mich erst recht Selbstbedienung. Da ich schon beinahe zum Inventar gehöre, wird das akzeptiert. Kärtchen deponieren und Kästchenschlüssel fassen. Keller ist noch nicht da. Ich deponiere meine Tasche, hänge meine Jacke in der Garderobe an einen der Haken und lege meine Schlüssel, Brieftasche und Geld ins Kästchen. Ich schliesse ab. Wir leben nicht mehr im Zeitalter der offenen Türen. Zwar haben laut Polizeistatistik die Diebstähle abgenommen. Aber wenn's dich erwischt, sind dir Balkendiagramme so was von egal.

Man müsste das Zeitalter an Stelle von Helvetik *Hermetik* heissen. Abschliessen, wo immer es geht. Abgeschlossen leben müssen bietet dennoch keine frohe Aussicht. Individualität kann zur Egomane verkommen. Zur Prozession der Ich-Aktiengesellschaften.

Sie zieht an dir vorüber, die Karawane der egomanen Nomaden. Sie achten dich nicht, lassen auf unerlaubten Parkplätzen ihre Motoren laufen, minutenlang und müssen nur rasch auf die Post oder an den Bankomaten. Überhaupt dieses «Nur-rasch» als Rechtfertigung für Fehlverhalten. Die Ignoranz für Regeln, die Krankheit der Epoche. Nur rasch die Bank, den Provider wechseln ... oder die Freundin.

Ich gehe zurück in den Trainingsraum. Ich ziehe den dicken Pullover aus und marschiere mit angemessen moderatem Tatendrang zum Laufband. Und das fast jeden Tag. Mindestens vier bis fünf Mal die Woche. «Was, fünf Mal? Du willst es aber wissen.» Das war Zobrist gewesen, der Mann aus Tausend und einer Nacht, der grösste Märchenonkel aller Längen- und Breitengrade. «Von dem, was er erzählt, ist die eine Hälfte erfunden, die andere nicht wahr.» Zitat Schwartz, dem Souschef der Ironie. Etwas übertrieben zwar, aber doch partiell wahr.

Zobrist behauptet zum Beispiel, er spreche Bundesräte nur mit dem Nachnamen an. Kein Titel. Und das erzählt er jeden Monat mehrere Male. Wir glauben es ihm ums Verrecken nicht. Das sagen wir ihm auch. Er ignoriert das und beginnt mit der nächsten Saga. Er immer im Mittelpunkt. Der Mann hat aber keine Ahnung von den Usanzen der Politik. Dass in der öffentlichen Debatte zum Beispiel der Titel angemessen ist. Privat das rasch und sehr bereitwillig vereinbarte Du. Da kann es vorkommen, dass sich die Kontrahenten in der Debatte siezen und danach beim Frotzeln im STERNEN wieder duzen.

Ich habe das Frottiertuch vergessen. Zurück zur Tasche. Greife nach ihm, drehe mich um, sehe jetzt wieder Orlando, der seine Kundin den Geräten überlässt und auf mich zukommt. Er steht kurz still und hebt den Arm zum englischen Gruss. Nein, nicht das Angelusgebet der Kirche. Sondern ein simples militärisches Grüssen, wie es in der englischen Armee üblich ist. Wir nennen ihn auch den *Scharniergruss*. Denn besonders zackig ausgeführt, federt der hoch gehaltene Arm mit der offen nach vorne gerichteten Handinnenseite noch ein wenig zitternd nach. «Sir!» knarrt er, dann ich. Wir grinsen uns an, geben uns aber nicht die Hand. Tun wir selten. Zum Neujahr vielleicht oder an unseren Geburtstagen.

Ich bemerke gerne noch, dass Orlando für jeden Schabernack zu haben ist, selbstverständlich immer im Rahmen von mehr oder weniger Anstand und Sittlichkeit. Und das als Inhaber einer florierenden Muckibude. Ein Wort, das wir in seiner Gegenwart nie verwenden. Wir sprechen dann mit schwerem Schweizerakzent vom Muskel-Etablissemänt. Aber das hier nur nebenbei.

«Ich habe mit Keller abgemacht», sage ich jetzt.

«Mit Keller?», fragt Orlando.

«Mit Pascal Keller, dem Redaktor.»

«Ach so, der vom Schachenburger Boten. Der kommt aber nicht mehr häufig.»

«Heute schon. Hat halt viel zu tun. So ein Lokalblatt gibt viel Arbeit.»

«Ich inseriere da manchmal», sagt Orlando jetzt.

«Hab's gesehen, die können's brauchen.»

«Schon klar. Wir alle tun das. Was trainierst du heute?»

«Kraft und Ausdauer. Vor allem Ausdauer. Ich muss abnehmen.»

«Man sieht's.»

«Herzlichen Dank.»

«Gern geschehen. Ich meine doch bloss, man sieht, dass du abgenommen hast. Natürlich nicht geistig abgenommen. Das ist bei uns beiden doch gar nicht möglich.»

«Genau! Bei der Fülle. Ist wie mit dem Unkraut: Genialität vergeht nicht», ergänze ich trocken.

«Eindeutig.»

«Warst du Skilaufen?», will ich jetzt wissen und das Thema wechseln. Orlando nickt.

«Und, wie war's?», frage ich höflich uninteressiert.

«In Ordnung, wenig Sonne, viel Nebel. Und du?»

«Wir waren in der Ferienwohnung, du weisst ja wo.»

«Hat's da oben Schnee?»

«Ja, es hat kräftig hinuntergeschneit. Für mich ein Grund, zu Hause zu bleiben. Da lese ich Zeitung und natürlich die Leserbriefe von diesem Strauchinger.»

«Wer soll das denn sein, ein Strauchdieb?»

«Ja, einer von der christlichen Sorte. Kannst das nachlesen im Tagblatt.»

«Kein Bedarf. Und du bleibst dann einfach hier zu Hause?»

«Ja. Manchmal frage ich mich, wozu ich eigentlich eine Ferienwohnung gekauft habe. Ich bin nur alle zwei Monate dort, wenn's hochkommt.»

«Aber da oben gibt's doch einen richtigen Skizirkus mit Pisten bis nach Samnaun hinunter?», hakt Orlando nach.

«Du meinst dieses Panoramaparadies? Nichts für mich. Das Skifahren habe ich schon längst aufgegeben. B-L-L!

«B-L-L? Besitze lange Leitung?»

«Ja, das auch. Aber hier heisst das zu viele Behämmert Laute Leute.»

«Aha. Ja gut, warum nicht, klingt einleuchtend.» Mässige Begeisterung seinerseits. Ich doppelte nach.

«Und beim Après-Ski? Würde das dann statt Pano- Wixorama heissen?» Bedingt originell, offenbar. Orlando deutet ein zweites Grinsen an. Wir verstehen uns. Wir könnten das noch minutenlang fortsetzen. Ich rede vom Blödeln. Um uns warten aber Leute. Die wollen bedient sein. Die bekommen übrigens nie ganz mit, was das Gequatsche soll. Wir klemmen ab, fühlen uns aber talentiert.

Orlando wendet sich den Kunden zu. Ich halte besser den Mund.

Ich sage nur: «Dann sollte ich mal.»

In der Regel vermeiden wir Floskeln. Aber zum Aufwärmen, warum nicht. Die vertiefenden Gespräche folgen meistens nach dem Training; wenn man was geleistet hat. Oder wenn unser Ironman, Davorin Cencic, zu uns stösst. Der hat immer ein Thema auf Lager: Lautstark referiert der dann über Nazis, generell Geschichte, Verschwörungstheorien, kein Problem. Das sprudelt und quirlt. Nicht immer quellensicher, aber immer quellfrisch wie's Appenzeller Bier.

Ich steige endlich aufs Laufband, obschon ich das eigentlich gar nicht wirklich will, und stelle ein Berg- und Talprogramm ein. Dann beginne ich sachte zu marschieren. Nur nicht übertreiben am Anfang. Sanft beginnen. Vorspiel, wie's angeblich die Frauen lieben. Schade, hat das System nicht einen virtuellen Bergwanderweg auf dem Display, auf dem man sich fortbewegen kann. Das grenzte aber an Vollendung.

Der Blick vorne auf den hochgehängten Riesenbildschirm lohnt sich nicht. Nur Sport ohne Ton. Eigentlich sadistisch und pervers, den Sportlern beim Abrackern oder beim Abwracken zuzusehen, während man herumsitzt und den Arsch auf dem Sofa aufwärmt. Gut, hier bewege ich ihn immerhin. Aber das ginge auch ohne Schanzenspringer, Super-skier-Raser, ohne dieses bodenlos langweilige Tennis. Dieses dämliche Ping-Pong in Wimbledon. Und dann diese irre Zählweise. Sowas können nur Engländer entwickeln. Wie seinerzeit das 12er-20er-System der Währung, die zahlenakrobatische Dodekaphonie im Geldwesen.

Im Moment läuft das Garaus-Turnier in Paris. Orlando liebt Tennis und spielt auch selber. Er berät mich manchmal und erzählt etwas später von berühmten Spielerinnen. Er könne allerdings das Gestöhn der Frauen nicht ausstehen. Dann meint er noch:

«Das höre ich gerne im Bett aber doch nicht vor dem Fernseher.»

Ich reagiere höflich. Nur weg von diesem Thema. Aber Orlando insistiert.

«Die Schlimmste war die Seles.»

«Du meinst Monica Seles», mime ich den Fachmann.

«Ja genau. Du kennst die? Das ist die mit dem Attentat. Da hat ihr einer mit einem Küchenmesser in den Rücken gestochen. Zum Glück neben die Wirbelsäule.»

«Es dämmt da was, aber sehr vage. Also ich finde, man sollte oben auf der Tribüne einen Sniper postieren und solche Messerstecher gleich eliminieren. Plopp! Der fällt um, und weg ist er.»

Darauf Orlando: «Plopp? Wieso plopp?»

«Schalldämpfer, so ein Ding.» Ich deute dreissig Zentimeter an.

Dann wieder er: «Warum nicht gleich die Gegnerin unseres Lieblings? Plopp! Und weg ist sie.»

«Oder den Schiedsrichter? Plopp, plopp! Und schon fällt er samt Hochsitz in den Sand. Stell dir das mal vor.»

Wir lachen ziemlich laut und blöd, geniessen unsere idiotischen Fantasien. Solche geschmackvollen Dialoge pflegen wir eher selten. Wird nicht immer goutiert. Aber jetzt ernsthaft: Was mir tatsächlich gefällt, ist Snooker. Allein schon die teilweise sehr unattraktiven Typen mit

ihren Queues. Hat was Unterschichtmässiges. Darunter viele Engländer und Schotten. Einer, ein junger, heisst tatsächlich Trump. Da kann er aber nichts dafür. Dieses Spezialbillard verlangt ein hohes Mass an prospektiver Kombinatorik. Oho, der Herr bemühen sich um Niveau. Männer, da geht es nicht nur ums Einlochen. Sondern um Strategie. Man muss die bunten Kugeln so versenken, dass die weisse Kugel vor die nächste einlochbare zu liegen kommt, und so weiter ad libitum.

Ich kann da gut eine Stunde lang zusehen. Aber auch das wird irgendwann mal langweilen, wenn zum Beispiel die schwarz-rote Kombination wiederholt wird. Nebenbei: Gibt über 50 Punkte. Das Ganze hat aber überdies den Vorteil, dass ich mich länger auf dem Laufband abstrample. Bei Biathlon oder Formel-1-Rennen ist eine Sekunde Herumhampeln schon zu viel.

Ich steigere die Geschwindigkeit. Auf dem Laufband entwickeln sich übrigens nicht nur die Beinmuskeln. Es kann schon vorkommen, dass ich Ideen für eine Erzählpassage finde; oder mir Sätze und Metaphern zufallen wie: «Manche Dinge sind selbstverständlich wie Pfeffer und Salz in der gepflegten Küche. Sie hatte eine ewig laufende Nase wie seinerzeit der VW Käfer. Er hat das Gewissen einer Kettensäge. Emiliane ist so lebhaft wie zwei Doppelzentner Styropor.»

Warum gerade Emiliane? Bitte nicht mich fragen. Irgendwoher muss ich das haben. Aber woher, das weiss ich meistens überhaupt nicht. Zudem werde ich eher selten gefragt, woher ich diese Einfälle beziehe. Beziehen? Schon falsch. Verlegene Antwort: Im Halbschlaf, aus den Zeitungen, aus Gesprächsfetzen, Angewehtem, in Einkaufszentren auf der Rolltreppe oder eben wie hier auf dem Laufband. Und sonst? Herrgott noch mal, ich weiss es nicht. Mag sein, dass die neun Schwestern mich anhauchen und manchmal sachte weiterhelfen.

Nun bin ich auf Steigungsstufe 6 und etwas ausser Atem. To pneumonia, ta pneumata! Also Pulskontrolle. Mehr als 115 Schläge pro Minute sollte es nicht mehr sein. Habe bereits 122. Folglich drossle ich das Tempo. So ein Humantempomat wäre auch mal fällig, lieber Gott! Zehn Prozent weniger Infarkte, oder etwa nicht? Neben mir rackert sich dieser geistige Gartenzwerg Bölsterli ab. Er nervt mit halbsbrecherischen

Räusperintervallen. So trink doch mal was, denke ich. Aber nein: Hch-chhähämm! Jede verdammte Minute. Wie es Euch gefällt. Ob der vielleicht einer Angina pectoris entgegenwankt. Dick und doof genug wäre er ja, wenn er diesen Wink des Körpers ignorierte. Aber bitte: Die Ignoranten gerieren die Welt. Die Geranten des konkursiten Weltgasthofs.

Unverhofft steht Monja neben mir. Monja Froberger, um genau zu sein. Sie hat heute Dienst. Betreut die lieben Kunden. Und zwar gekonnt, schnell, professionell und mit viel Extrahumor, überstreut mit einer Prise Ironie. Das brauche man hier, sagt sie.

Nicht alle Kunden sind so pflegeleicht wie ich. Ich kann mir nicht helfen, aber sie gleicht wirklich Adele Neuhauser, der Bibi Fellner im Wiener Tatort. Nur jünger und biegsamer, vor allem immer sehr freundlich und allzeit bereit für dezentes Aufziehen. Ausziehen? Wohl eher nicht. Ist ein anständiges Mädchen.

Wer jetzt erwartet, sie fragt mich, wie's mir geht, wird enttäuscht. Das macht sie selten. Und vermutlich nur dann, wenn sie das Gefühl hat, da ist etwas nicht ganz, wie es sein könnte. Wenn Beziehungsschubladen klemmen und Gefühlshaushaltsfächer übertoll sind.

«Hast du nachher kurz Zeit? Ich möchte dich was fragen.»

«Für dich immer. Ich mach noch etwas Kraft.»

«Gut. Man sieht's übrigens.»

Na hoffentlich, denke ich und versuche, nicht allzu selbstgefällig zu grinsen. Ich bin mir nie sicher. Aber manchmal wünschte ich mir, ein paar Dezennien jünger zu sein. Ich kann's nicht ändern. Aber ich werde den Verdacht nicht los, dass sie was ahnt. Dass sich im Untergrund auch bei ihr was regt. Bei mir eindeutig. Allerdings sind das sehr schwache Morsezeichen der erotischen Sendegebiete.

Dabei ist sie nicht einmal besonders üppig ausgestattet. Aber mit vierzig Jahren in ihrem engen Trainingsoutfit ganz schön straff und stramm und mit anständigen Hügellandschaften versehen, nicht zu viel nicht zu wenig. Man übersieht sie nicht, es sei denn, man ist auf Implantat-Hochglanzmodelle fixiert. Wuchtbrummen- und Jayne Mansfield-Topografie. Sie zeigt Wölbungen, die meinen Händen sicher Gutes

täten und sie ihnen. Natürlich weiss ich, das sind Altmännerfantasien und desolote Schwellkörperträume.

Man muss sich nun mal den Realitäten des Alters stellen. Aber auch seinen Paradoxa. So sagt zum verwirrenden Exempel La Rochefoucauld, im Alter würde man verständnisloser und verständiger. Stimmt fürs Umfeld. Häufig ist es aber umgekehrt. Da begrenzen uns die Realitäten der Physiologie. Erste Symptome: Zerstreuung, akute Wortfindungsprobleme oder das Treppensteigen, an dem wir körperbewusst festhalten, obschon uns ein Aufzug eingeladen hat.

Nach dreissig Minuten beende ich die Bergtour auf dem Laufband. Jetzt geht's an die Geräte. Vor allem Bauch und Brust. Details sind für den Laien uninteressant. Nach einer Viertelstunde ist's genug. Schluss für heute. Ich verschwinde auf die Toilette, pisse kurz und wasche mir die Hände; und zwar gründlich. Man weiss ja nie. Die Tuberkulose soll auf dem Vormarsch sein. Potz Corona, Sars und Ebola! Die Menschheit wird alle zwei Jahre von einem Infektionshype bedroht.

Dann folgt der schönste Teil. Ich lasse mich auf **meinen** Platz nieder, linke Sofa-Ecke ohne Kissen, – Sheldon Cooper lässt grüssen – und lese dann meistens in meinem Leibblatt oder unterhalte mich mit denen, die gerade präsent sind, mit Orlando, mit Zobrist, dem Gebrüder Grimm-Ersatz. Heute vielleicht als Glücks- und Scherzkeks mit Monja. Sie hat dann aber doch zu wenig Zeit; wird dauernd von Kunden angesprochen. Also nichts gewesen mit Goethes Äugleins. Oder waren es Äugelchen? Später dann steht Orlando wieder neben mir und sagt:

«Störe ich?»

«Nein, heute nicht.»

«Wann dann?»

«Nie», sage ich zur Sicherheit. Nur keine Missverständnisse provozieren.

«Was ich dich schon lange einmal fragen wollte. Kennst du Schwartz etwas besser als wir?»

«Leonard? Ja schon. Er schreibt Bücher.» «Hab davon gehört. Der trainiert doch hier. Ist aber seit einer Woche nicht mehr da gewesen. Weissst du etwas? Ist er in den Ferien?»

«Nicht, dass ich wüsste.» Ich weiss tatsächlich nichts darüber.

Dann schweige ich einen Moment lang. Frage mich, ob ich das wirklich von Orlando wissen will. Doch.

«Seine Bücher? Hast du schon einmal eines gelesen?»

Er zögert nicht.

«Ja, ich denke schon.»

Ich kenne ihn gut genug, um zu wissen, dass er, wenn er die Bücher schlecht fände, es niemals direkt sagen würde. Er ist ein Meister der Ausgewogenheit. Sage ich zum Beispiel, der oder die sei doch recht dumm, dann sagt er ganz sicher:

«Ja, mag sein. Das glaub ich aber nicht. Sie ist tüchtig und erfolgreich im Beruf. Wenn sie dumm wäre, wäre sie nicht dort, wo sie jetzt ist. Zudem sieht sie gut aus.»

Für ihn ein entscheidendes Kriterium. Ja gut, für mich auch. Wenn ich dann frage, was die beruflich mache, meint er bloss, er wisse es nicht. Ob das stimmt, weiss wiederum ich nicht. Vielleicht will er einfach nicht über Abwesende reden. Sehr ehrenwert, zweifellos. Folglich frage ich nicht weiter. So wie ich mich auch nicht erkundige, was er denn von Schwartz halte. Ich hab's dann aber trotzdem gemacht.

Orlandos hat sofort geantwortet: «Ist halt ein Intellektueller. Man versteht die halt nicht immer.»

«Wieso denn?»

«Seine Fremdwörter, die müsse man halt kennen ... sagt er.»

«Und? Kennst du sie?», will ich jetzt wissen.

«Ja, sicher doch, rund um die Uhr, 24 Stunden lang.»

«Wirklich alle?»

«Nein. Natürlich nicht.»

«Was machst du dann?»

«Wenn ich Zeit und Lust habe, frage ich nach. Und zugegeben, da ist er dann schon sehr selten um eine Antwort verlegen.»

«Ich habe auch schon erlebt, dass er auch anders und ziemlich grob werden und ganz schön austeilen kann.»

«Ja, so ist das. Wenn er das nicht täte, würde man meinen, er sei ein verdammter Snob, der nur, wie soll ich sagen, ...?»

«... druckreif spricht?», helfe ich weiter.

«Genau. Du sagst es. Und noch was. Gewisse Leute kann er nicht ausstehen. Es ist schon vorgekommen, dass er rechtsumkehrt gemacht hat, wenn jemand da war, den er nicht mochte.»

Ich hätte jetzt fragen müssen, wen er denn meine. Ich habe es bleiben lassen. Orlando apostrophiert seine Kunden nie. Und wenn, dann positiv. Ich sage bloss:

«Ja, da kenne ich auch ein paar Geschichten. Er legt sich leider nur zu gerne mit Leuten an, die ihm auf den Sack gehen. Sein Liebling soll dieser Dorfbänkler sein, dieser Sackmann.»

«Nicht Sack, Mann. Der heisst Kallmann, unser lieber Tobias. Du kennst den doch?», will Orlando jetzt wissen.

«Wen, Kallmann?», frage ich bewusst.

«Ja.»

«Nur flüchtig. Wir weichen uns aus.» Und dem leidigen Thema sicher auch.

«Ist auch besser so.»

«Und du?», fasse ich jetzt doch noch nach.

«Er kommt jetzt häufiger. Hat mehr Zeit. Soll wieder einmal entlassen worden sein. Ist ja nicht das erste Mal. Der bringt selten was auf die Reihe.»

Das heisst vermutlich, dass Orlando nicht gerade froh darüber ist, es aber nicht direkt sagen möchte.

«Was ich dich auch noch fragen wollte», fährt er fort. «Ich habe da einen Werbetext verfasst. Könntest du ihn mal durchsehen?»

Aha, das ist es also. Ich sage sofort zu. Ist ein Vertrauensbeweis. Das macht er nicht oft. Orlando legt stets grossen Wert auf Eigenständigkeit.

«Gut», sagt er. «Ich schick' ihn dir per e-mail. Da kommt eine neue Kundin. Sie will eingeführt werden.»

«Wo bitte?»

Wir grinsen. Wir sind alles Schweine. Nur grunzen wir nicht öffentlich.

«Probetraining, du Arsch. Ciao!»

«Schon gut, genieße es:»

Und weg ist er bei einer Blondine, welche den Papst in den Unruhestand triebe, die ein Priesterseminar um den Verstand brächte und in einem Frauenkloster die Nonnen statt Nokturnen Sappho rezitieren liesse.

Was für Titten! Was für ein Hintern! Und hübsch ist sie auch noch. Für diese drei Sätze kriege auch ich dann wieder garantiert Schelte von Merx, dem gestrengen Kritiker von Schwartz. Man beachte übrigens die Reihenfolge der Betrachtungspunkte. Da beneide ich Orlando jetzt ein wenig. Er soll aber den Versuchungen nie erlegen sein, hört man so. Ich glaube es Herrn Dietschi mal ... provisorisch auf Zusehen.

Ich bleibe nicht lange alleine in der Sofaecke. Kaum habe ich mich dem Keller-Text zugewandt, höre ich ihn schon von weitem rufen. Auftritt Davorin, der Triathlet, auch Irondavi genannt, der Wunderknabe von der schlanken Gestalt, nur Muskeln und Fasern und einem lockerlauten Mundwerk, das genauso ausdauernd ist, wie sein Inhaber als Marathonläufer. In der Regel freue ich mich, ihn zu sehen und mit ihm zu debattieren. Heute allerdings hat Keller den Vorrang. Trotzdem bleibe ich höflich. Wir tauschen ein paar Allgemeinplätze aus. Trainingsplan: Aerobisch oder mehr Kraft? Dann verschwindet Davorin nach hinten zu den Drückebergern auf den Bänken.



# Das Leben ist ein Dreikampf

Davorin Cencic

Ich heisse Davorin Cencic. Viele nennen mich «Irondavi». Das ist eine Art Wettkampfname. Sowas hat man als Triathlet. Ich bin 100-prozentiger Schweizer mit bosnischen Wurzeln. Ich kann das beweisen. Geboren in einer Kantonshauptstadt. Und ich habe in der Armee eine Polizeigrenadier-RS absolviert. Das ist nichts für Dreiminuteneier und Süssholzblockflöten, sagt Schwartz. Dieses Jahr werde ich 43 Jahre alt sein. Das ist für einen Extremsportler nicht unbedingt ein Grund zur Freude, «kein freudiges Ereignis», wie Falckner dem wahrscheinlich sagen würde. Der spricht manchmal so. Und er zitiert auch gerne. Schiller, Goethe und so. Man gewöhnt sich aber daran.

Man beginnt sich mit 43 hin und wieder schon zu überlegen, wie weiter? Aber Ängste habe ich deswegen keine. Noch nicht. Wozu auch? Das heisst aber nicht, dass ich mir keine Gedanken über meine Zukunft mache. Aber sicher keine Sorgen. Zum Beispiel finanzielle. Obschon, auf die Dauer kann ich ja nicht nur von den Sponsoren leben. Da wäre eine feste Anstellung als Trainer oder als Verkäufer in einem Sportartikel-laden schon gut. Und bei meiner Postur auch denkbar.

Gut, wenn ich jetzt noch eine Wahl hätte, dann würde ich gerne Polizist sein. Ein bisschen für Recht und Ordnung sorgen. Ist ja nötig auf dieser beschissenen Welt. Wenn ich da an die verummumten Krawallmacher denke. In den Fankurven und an Demos. Im Grunde genommen Verbrecher. Da muss der Staat hart durchgreifen. Ja, auch gegen die Rechte. Gegen die vor allem. Und auch gegen die Linken, einfach gegen alle gewalttätigen Extremisten. Und im gleichen Aufwisch gegen die muslimischen Hetzer im Hintergrund. Damit will ich nicht sagen, dass der Islam schlecht ist. Das sind nur die Fundamentalisten, diese Salafisten. Schwartz hat da aber so seine Zweifel, was den Islam betrifft. Kann ich verstehen.

Ich frage mich überhaupt manchmal, wozu eine Religion gut sein soll, wenn sie Hass produziert? Ich finde schon, dem muss der Riegel vorgeschoben werden. Also mehr Polizei? Ja sicher. Viele Länder und

Kantone sind doch heute einfach überfordert, weil zu wenig Leute da sind, die sich mehr Respekt verschaffen können. Und an dem fehlt es immer mehr. Polizisten werden sogar angepöbelt, im schlimmsten Fall sogar angegriffen. Und wenn sie sich dann wehren, müssen sie noch vor Gericht. Komische Justiz.

Polizist wäre trotzdem ein Beruf für mich. Aber dafür ist es zu spät. Obschon ich als ehemaliger Polizeigrenadier gewisse Voraussetzungen mitbringen würde. Überhaupt meine Berufswahl. Da war ich bis jetzt schon etwas leichtsinnig. Vielleicht sogar fahrlässig und zu sorglos.

Ganz sicher ist nur, dass ich nie im Leben auf einem Friedhof arbeiten möchte. Erstens habe ich keinen grünen Daumen, und dauernd diese Trauer, dieses Elend, wenn jemand gestorben ist. Man hat mich auch gefragt, wie ich sterben möchte. Das ist doch klar: im Schlaf.

Und wenn ich dann vor der Himmelpforte ankomme, hoffe ich, dass Petrus zu mir sagt, ich hätte alles richtig gemacht. Und das, obschon wir beide wissen, dass es nicht stimmt. Das Leben hat so seine Krallen und Fallen. Der Satz ist nicht von mir. Das sagt Falckner ab und zu. Der dichtet gerne. Aber auch er kann manchmal banales Zeug rauslassen. Und er hat trotzdem nicht ganz unrecht. Ich habe nicht alles richtig gemacht. Aber wer macht das schon?

Für mich ist das Leben ein Dreikampf mit drei Disziplinen: Frauen, Gewinnen-Wollen und Verlieren-Können und vielleicht noch ein Viertes: Sauber-Bleiben. Die Wahl der Mittel. Die sollen nicht den Zweck heiligen. Sagt jedenfalls Orlando.

Das gilt vor allem mit den Frauen. Das ist bei mir eine Schwäche. Nur schöne Frauen machen mich an. Also weniger die inneren Werte? Die braucht's auch. Wichtig ist aber trotzdem die Verpackung. Auch bei Männern. Darum sind sie ja hier, bei VITAFORCE. Kann ich nur empfehlen.

Sogar dieser Professor, Dr. Pommier. Der sieht nicht gerade aus, wie man sich Achilles vorstellt. Das muss er ja auch nicht. Ich habe den Film gesehen. Aber ich bewundere jeden, der aus seinem Körper was zu machen versucht. Ja, auch aus dem Kopf, klar doch. Was soll mir ein Doofmann in einem Superkörper? Der Professor ist übrigens seit

Wochen nicht mehr hier gewesen. Einfach verschwunden. Und es gibt da Gerüchte. Falckner hat sowas angedeutet. Irgendwas mit Hunden. Ich erinnere mich nicht genau. Er sei bedroht worden. Nein, nicht Falckner, sondern Pommier. Aber das habe ich nicht von Falckner. Ich glaube, es war Schwartz. Wäre schade, wenn der Professor nicht mehr kommen würde. War immer interessant, mit ihm zu reden. Was der allein schon nur über Frankreich weiss. Na gut, er ist Romanist. Da muss er wohl Bescheid geben können.

Also die Verpackung, die stimmt bei mir. Das sage nicht ich, sondern vor allem die Frauen. Und trotzdem klappt es selten mit ihnen. Falckner hat mich mal gefragt, warum denn nicht? Genau weiss ich es nicht. Ich mag wie gesagt nur gutaussehende Frauen. Und doch. Das geht nicht immer auf. Die sind zwar manchmal wunderschön, aber halt auch nach ein paar Wochen langweilig und schlimmer noch, manchmal ziemlich gewöhnlich. Von doof will ich jetzt nicht reden. Das wäre dann doch zu einfach.

Aber gewisse Ansprüche hat man doch. Da lernt man eine Hammerfrau kennen. Verliebt sich sogar in sie. Und dann, nach ein paar Wochen, ist man enttäuscht. Es gibt kaum noch was Gescheites zu reden. Und nur immer auf der Matratze, das ist es auch nicht, was ich suche. Also da mache ich mir nicht selten dann schon von vorherein Sorgen. Es ist schon vorgekommen, dass ich es habe bleiben lassen, weil ich geahnt habe, dass es nicht gut enden wird.

Apropos Sorgen. Meine grösste ist natürlich, mich zu verletzen und für Monate nicht mehr wettkampftauglich zu sein. Das würde ich auch nach all den Anstrengungen, nach all dem harten Training als ungerecht empfinden.

Überhaupt Ungerechtigkeiten. Die ertrage ich nur schlecht. So etwa, wie man über den Balkan spricht. Klar, da hat es Dinge gegeben, die waren nicht in Ordnung. Die unnötigen Kriege nach dem Zusammenbruch von Titos Jugoslawien. Oder dass man die «Jugos» auf tiefergesetzte BMWs mit extrakrachigem Auspuff reduziert, ist nicht in Ordnung. Gut, die gibt es. Die aggressiven Poser, die dauernd Respekt fordern, selber ab null Respekt vor Frauen und Mitmachos aufbringen. Und dann erst

noch mit diesem komischen Akzent reden, als wäre das tatsächlich eine Sprache.

Oder man schaue doch nur mal ihren breiten Trainerhosengang an. Sieht aus, als hätten die in die Hosen geschissen; oder sich aus Versehen in die Eier geschossen. «Achtung jetzt komme ich. Alles zur Seite!» Aber das bin ich nicht. Ich habe mich integriert. Gut, ich hatte den Vorteil, in der Schweiz geboren zu sein.

Und wie die meisten Schweizer habe ich gerne meinen Frieden. Ich möchte mit allen Menschen gut auskommen. Ich habe Fehler, die haben Fehler, alle haben Fehler. Wer will das bestreiten? Das ist menschlich. Wir vergessen das gerne. Na ja, es gibt Grenzen. Zum Beispiel finde ich Gewalt und Korruption nicht gut, und wie schon gesagt, auch ungerecht. Zum Beispiel Polizisten schmieren. In vielen Ländern ist das gang und gäbe. Zum Glück bei uns in der Schweiz eher nicht. Da wird im kleinen Rahmen nicht geschmiert. Dann schon eher Preisabsprachen im grösseren. Genauso unnötig wie Korrupte finde ich die Arschlecker und Arschkriecher. Die sind schlicht Scheisse.

Ist übrigens mein Lieblingsschimpfwort, das meine Mutter sicher nicht gefreut hätte. Da hätte ich was auf den Deckel gekriegt. Da muss ich aber noch sagen, dass ich auf die Frage auf diesem Fragebogen, welches Geräusch oder welche Stimme ich liebe, es die von meiner Mutter ist. Und um es gleich auch noch loszuwerden. Zwei Geräusche kann ich überhaupt nicht ausstehen: Schmatzen und wenn jemand die Nase hochzieht. Da werde ich ungeduldig, Schwartz würde dem wahrscheinlich «unduldsam» sagen.

Der spricht übrigens gerne so, sagen wir mal etwas hochgestopft. Nein, nicht hochnäsiger. Das nicht. Das ist er nicht. Ich habe manchmal den Verdacht, der tut nur so, spielt eine Rolle. Wie auch immer, es muss was dran sein. Ich mag ihn trotzdem. Er hört mir zu, unterbricht nicht dauernd und schnorrt uns Löcher in den Pelz, wie diese ehemalige Lehrerin. Wie sie heisst, weiss ich nicht. Heidi oder Trudi. Wenn die loslegt, kriegst du kein Messer mehr in die Ritzen. Das geht fugenlos bei der. Ihren Mann bedauern wir alle reihenweise. Meine Mutter hat mir erzählt, dass ich schon immer ein zappliges Kind gewesen sei. Es stimmt. Wenn

nichts läuft, werde ich unruhig. Ich kann heute noch nie stillsitzen, muss mich immer bewegen. Und das nicht nur sportlich. Auch, wie soll ich sagen, auch geistig. Das Mundwerk. Ich weiss auch, dass ich zu viel Quatsch und manchmal etwas laut bin. Ich interessiere mich nun mal für Geschichte und Politik. Vor allem, was im Balkan geschehen ist. Und ich muss auch zugeben, dass mich Verschwörungstheorien faszinieren, obschon ich nicht wirklich an sie glaube. Jedenfalls nicht immer. Aber zurück zum Wesentlichen.

Schon als Junge bin ich mit dem Rad in der Gegend rumgebraust. Oder wir Knaben sind im Wald herumgestreunt. Im Schulsport spielte ich Handball. Ich habe auch gerne geschossen und geboxt. Aber wie wird daraus ein Ironman? Das ist eigentlich ganz einfach. Nach aktiven zehn Jahren habe ich erkennen müssen, dass Boxen mich nicht glücklich gemacht hat. Gut, man kann jetzt einwenden, dass Sport ja nicht in erster Linie glücklich machen muss. Ich bin wahrscheinlich auch zu wenig aggressiv für diese Keilerei.

Irgendwann jedenfalls habe ich entdeckt, dass ich sehr ausdauernd sein kann, langer Atem und so. Da habe ich die Trainingszeiten ausgeweitet. Mein Boxtrainer, der selber Triathlet gewesen ist, hat mich gepusht. Den Rest hat ein Sport-Sender besorgt. Der hat einen «Ironman» auf Hawaii aufgezeichnet. Da habe ich dann mein Ding gefunden: TRIATHLON. Das ist jetzt zwanzig Jahre her.

Nur für jene, die nichts über diesen Extremsport wissen. Man hat beim Triathlon grosse Trainingsleistungen zu bringen. Das sind pro Woche etwa 120 Kilometer Laufen, drei bis vier Mal Schwimmtraining und 400 Kilometer Velofahren. So habe ich mich immer mehr gesteigert. Und irgendwann habe ich meinen ersten Ironman Wettkampf in Lanzarote absolviert. Dabei hätte es eigentlich bleiben sollen. War so etwas wie ein Schnupperkurs.

Denn im Ziel angekommen, habe ich meine Entscheidung verflucht, an diesem Wettkampf überhaupt teilgenommen zu haben. Auch am nächsten Tag habe ich immer noch den Kopf über mich geschüttelt. Aber auch das tat weh. Dann nach zwei Tagen, der Muskelkater war inzwischen abgeklingen, habe ich wieder über meine Zukunft als

Triathlet nachgedacht. Wo und wann hätte ich noch schneller sein können? Wie hätte ich den Wettkampf besser einteilen müssen? Und warum habe ich mein Trainingstempo beim Laufen nicht umgesetzt?

Nach Lanzarote habe ich schon nach drei Monaten an meinem ersten Ironman in Zürich und wieder zwei Monate später in Nizza mitgemacht. Irgendwie doch komisch: Aber bis heute habe ich sicher 30 Ironmen bestritten und auch zu Ende gebracht. «Nur ins Ziel gelangen», hat mir nicht mehr genügt. Das ist ein Kampf um Minuten geworden. Vor allem aber um Positionen und um die Qualifikation für das wichtigste Triathlon-Ereignis im Jahr, den HAWAII IRONMAN. Insgesamt bin ich dort sieben Mal gewesen. Bestleistung: 115. Platz mit 9.22 h!

Heute kann ich gemäss Fragebogen sagen, dass meine Lieblingsbeschäftigung das Trainieren ist. Wenn möglich täglich. Dazu gehört auch das Krafttraining bei Orlando. Das Schöne dabei ist, man lernt dort Menschen kennen, die einander sonst fremd geblieben wären. Zum Beispiel Orlando, den Inhaber von VITAFORCE. Oder Schwartz, den Bücherschreiber und natürlich Falckner, von dem ich nicht genau weiss, was er eigentlich macht. Irgendwas mit und für Zeitungen. Soll auch ziemlich reich sein. Müsste gar nicht arbeiten.

Wie gesagt, ich wiederhole es gerne: Trainieren ist meine Lieblingsbeschäftigung. Ob das mein vollkommenes irdisches Glück ausmache, bin ich gefragt worden. Sagen wir zu 98 Prozent. Was einmal sein würde, wenn ich nicht mehr trainiere? Das weiss ich nicht, will es jetzt auch noch gar nicht wissen.

Vor allem nach den Trainings unterhalten wir uns im VITAFORCE neben den technischen Dingen der Ausdauer und des Muskelaufbaus auch über Gott und die Welt. So etwa die Frage, was denn das grösste persönliche Unglück gewesen sei. Für mich ist das klar: Einen geliebten Menschen verloren zu haben. Das gehört aber nicht hierher. Oder was uns überhaupt nicht anmache? Bei mir ist auch das klar: Schlechtes Wetter. Ist Gift für das Training. Andere sagen, es sei die Hitze. Bei mir nicht.

Solche Gespräche werden dann immer spannend, vor allem, wenn Schwartz dabei ist. Er korrigiert mich zwar ab und zu, aber nicht selten

ich ihn auch. So etwa, was das Training betrifft. Ich erinnere ihn dann zum Beispiel daran, dass Kraft mehr als nur Muskeln bedeutet. Da kommt neben dem Kraftzuwachs auch eine verbesserte Leistungsfähigkeit dazu. Er nickt dann und tut so, als habe er es verstanden. Man weiss bei ihm nie so recht. Aber wie gesagt: Kraft alleine genügt nicht. Ohne Ausdauer ist Kraft reine Verschwendung. Und ich achte auf meine Ernährung. Die kann für den Erfolg entscheidend sein.

Man muss aber seine Grenzen kennen und respektieren. Regeneration und Training gehören zusammen. Ich rede hier von bewusster Regeneration. Dafür gibt es Techniken. Das Gleiche gilt für das, was man Mentaltraining nennt. Denn der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach. Das stimmt aber so nicht ganz. Ist eher umgekehrt. Damit das Fleisch willig wird, soll der Geist stark sein.

Schwartz hat auch schon mal gesagt, mit dem Schreiben sei es genau gleich. Da müsse man auch jeden Tag trainieren. Und man habe nicht immer Erfolg. Was ich an ihm sehr schätze, ist seine Direktheit. Der sagt, was er denkt. Und wenn er nichts denkt, dann sagt er auch nichts. Wenn das nur alle täten.

Manchmal stellen wir uns Fragen wie: «Was magst du an den Frauen am meisten?» Also neben den üblichen Männerantworten, würde ich sagen, wenn sie unkompliziert sind und nicht dauernd fragen, was ich gerade denke, warum ich denn nichts sage, und ob ich sie noch liebe. Das weiss ich manchmal gar nicht mehr. Gefühle können verwirren. Vor allem wenn sie einfach verschwinden.

Oder wir fragen uns gegenseitig, welche historische Figur wir am meisten verabscheuen. Bei mir ist es Hitler. Oder welches für uns die grösste militärische Leistung sei. Auch das ist für mich klar: Der D-Day, eindeutig! Und der grösste Maler? Dali natürlich. Andere kenne ich kaum, ehrlich gesagt.

Als ich Putin als eine meiner Lieblingsgestalten bezeichnet habe, haben Orlando und Schwartz nur den Kopf geschüttelt und laut herausgelacht. Ob ich besoffen sei oder Psychopharmaka nehme. Ich habe mich nicht verteidigt. Wozu auch? Meine gegenwärtige Geistesverfassung würde ich «verrückt, aber ganz lieb» nennen. Na ja, das habe ich

einfach so dahingesagt. Wie so vieles. Dass ich gerne auf Hawaii leben, dass ich, hätte ich die Wahl, ein Adler sein möchte. Und dass mein Lieblingsgautor Jules Verne sei.

Man sieht es doch sofort. Diese Fragebogen taugen aber wenig. Wir Menschen sind schon etwas komplizierter. Wir passen selten in ein Schema. Und ich schon gar nicht, so wenig wie Orlando, Maria Proteina oder Falckner. Ganz zu schweigen von Schwartz. Der würde sich schämen, wäre wahrscheinlich wütend, wenn man ihn als Dutzendtyp bezeichnen würde.

Wie auch immer. Wichtig ist für mich, dass ich mit ihnen ein paar Freunde habe, mit denen man über fast alles reden kann. Ich betone: Fast alles. Sogar mit Blaser über Haarwuchsmittel.

Nur noch dies, dann gebe ich Ruhe: Ich weiss natürlich auch, Sport ist nicht alles. Heute betreibe ich mein «Hobby» halbprofessionell. Und irgendwann ist dann Schluss. Aber das dauert noch ein paar Jahre. Ich kann ja dann immer noch in der Seniorenliga mithalten. Ich habe mir sagen lassen, dass Petrus ein grosser Fan des «Ironman» sei.

Allerdings bin ich mir nicht ganz sicher, ober er da was verwechselt, nämlich Ironman mit Leuten, die Ironie lieben. Als Beispiele kommen mir da schon wieder Schwartz und Falckner in den Sinn. Was habe ich nur bloss mit denen?







# Bialetti arabica

Wolfgang G. Falckner

«Entschuldige, Davi. Aber da kommt Keller. Ich habe mit ihm abgemacht.»

«Schon gut. Ich muss so oder so noch eine Runde drehen. Bis nachher.»  
Während Davomir nach hinten zu den geliebten Hanteln läuft, kommt Keller nicht gerade hastig auf mich zu.

«Entschuldige, ich bin aufgehalten worden.»

Ich stehe kurz auf. Erziehung ist fast alles. Keller gibt mir die Hand. Wir setzen uns in die Fauteuils.

«Kein Problem. Ich habe Zeit», sage ich. Das stimmt, wenn auch nicht immer. Sein und Zeit: Die Beklemmung nimmt zu, wenn die Zeit abnimmt ... und das Ende naht.

«Das würde ich auch gerne sagen. Können wir gleich zur Sache kommen? Also dein Text.»

Er kramt ihn aus seiner Reporter-Tasche. Ich ebenfalls aus meiner Sporttasche. Dann sage ich vorsichtig:

«Was ist mit ihm?»

«Der Text ist gut.»

«Aber?»

«Nichts aber? Nur, ich weiss nicht: Der Vergleich Geräteschuppen als kleinkariertes Schrebergarten-Problem. Irgendwie klemmt da was. Ich fürchte, der Leserkreis versteht die Ironie nicht ganz.»

«Das tun die selten. Das weiss man schon seit Aristophanes.»

«Du vielleicht. Aber ausserhalb des betroffenen Dorfes? Wen interessiert das?»

«Ja, kann sein. Aber der Text? Hast du Mühe mit ihm?» Was bin ich wieder empfindlich.

«Nein, wo denkst du hin. Die Headline ist gut. *Schwefelswil aus dem Gartenhäuschen*. Treffsicher wie immer. Aber man müsste in der Einleitung darauf hinweisen, dass es sich hier um eine Satire mit Bezug zu eine bestimmte Gemeindeversammlung handelt, die sich bloss über einen völlig banalen Geräteschuppen-Neubau für das Bauamt ereifert

hat, und was dann einmal mehr zur Ablehnung der Vorlage geführt habe.»

«Gut, kein Problem. Ich schreibe einen kurzen Vorspann.»

«Musst du nicht. Das erledige ich. Den Anfang finde ich gut. Nur muss der referierende Gemeindeammann unbedingt Kaspar Nörgelgruber heissen? Wirkt etwas aufgesetzt.»

Keller lächelt milde. Das tut er immer, wenn er kritisieren muss. Versüsst den Lebertran.

«Ja gut, was schlägst du vor?»

«Kaspar ist in Ordnung, passt zu ihm. Dorfmeister ginge auch. Aber nur knapp. Warum nicht Schertenleib oder Schlumpf? Oder warum nicht gleich Krötenschlucker? Dann weiss man sofort: Das ist eine irrealer Geschichte und passt erst noch zum Verlauf dieser peniblen Versammlung.»

Bin nicht begeistert. Ist ja noch schlimmer.

«Krötenschlucker? Viel zu dick.»

«Ja, gut, stimmt. Also was dann?»

«Wie wär's mit einem einfachen Bachmann? Würde zum Bach passen, in dem die Vorlage hinunterging.»

«Ja, warum nicht? Von mir aus.»

Keller scheint gar nicht begeistert zu sein. Ich frage trotzdem nicht zurück. Ist hier sekundär. Ich frage:

«Wie gehen wir vor? Sollen wir gleich hier?»

«Ja, aber leise, jeder für sich.»

Das tun wir dann. Kurze Zeit später schaut Keller zu mir hinüber. Ich blicke zurück und sage:

«Also ich bin mir nicht mehr sicher. Dieser Vergleich mit Schrebergarten-Mentalität. Ich weiss nicht. Einfach zu banal. Irgendwie haut der nicht hin.»

«Warum denn nicht? Drei Gemeindeversammlungen wegen eines Geräteschuppen-Neubaus. Absurder geht's nicht mehr. Ziemlich verkachelt, das alles. Ist doch satirisch gesehen eine Steilvorlage. Und dann das hier. Dieser absolut einmalige Vogelschutzverein *Finkenglück*. Ist doch gut.

«Zuerst hatte ich ja *Spatzenhirn* und *Meisenhort* als Synonym für das Denkgebäude.» Kurzes Grinsen. Er geht aber nicht weiter darauf ein.

Dann sagt Keller. «Die erfundene Geschichte hier, die geht doch auf einen Renovationsantrag für einen Kindergarten zurück? Auf eine Rückweisung nach drei Gemeindeversammlungen?»

«In etwa. Verbohrtheit und Kurzsicht würden es auch treffen.»

Darauf Keller: «Das meine ich eigentlich. Der Schluss ist übrigens sehr gut. Ich denke, das lassen wir so. Da wird niemand beleidigt und trotzdem nageln wir ein paar Pfahlbürger ohne Klarnamen eins ans Schienbein. Gut, dann machen wir das so.»

Roma locuta causa finita, denke ich, behalte es aber für mich. Keller ist im Grunde genommen ein sanftmütiger und netter Kerl. «Fähige Menschen soll man gewähren lassen, selbst contre cœur.» Sagt dieser Querkopf Schwartz immer.

Eigentlich haben wir früher solche Glossen nie besprochen. Ich habe aber Keller ausnahmsweise darum gebeten. Bei einem akuten Hintergrund darf man ruhig etwas vorsichtig sein. Und Keller hat da ein untrügliches Gespür. Denn was nützte es ihm, ja mir eigentlich auch, wenn er Anzeigenkunden vergrault und sein Blatt einginge?

Das gleiche Problem haben übrigens auch Armin Grünwald und sein Vater Erwin von der Konkurrenz, der REGIONALPOST. Armin trainiert bewundernswert regelmässig und ausdauernd bis zur schweissnassen Schmerzgrenze auf dem Fahrrad und an den Geräten, und zwar ungeachtet dessen, dass er nur einen Arm voll einsetzen kann. Hat immer ein offenes Ohr und hört Dinge, für die Andere manchmal taub sind. Seine Werbepostille enthält lesenswerte Artikel, die auch Aspekte des dörflichen Heldenlebens beleuchten, die man nicht in jedem Medium nachlesen kann. Und auch sein Vater Erwin kann es nicht lassen, ab und zu eine Spitze in seine Berichte einzubauen. Alter Hase aus den Tagen des Schachenburger Tagblattes. Auf alle Fälle erfrischend, in der Tat.

«Ich muss gleich wieder weg», sagt Keller jetzt.

«Nur kurz noch», sage ich nach wie vor verunsichert. Ich bin schliesslich noch nicht grössenwahnsinnig. Das wird ihn jetzt überraschen und

stutzig machen. Ich habe nämlich während unserer gemeinsamen Lektüre zunehmend den Verdacht verspürt, dass dieser Einfall mit dem Gartenhäuschen nichts taugt. Zu schwach, zu weit hergeholt. Ich sage es ihm.

«Entschuldige, warte noch einen Moment. Aber ich bin mir jetzt nicht mehr sicher, ob wir das wirklich bringen sollen. Das ist mir einfach zu lokal und ehrlich gesagt auch zu banal, doofes Dörflerzeug, Feuerwehrquerelen oder Streitereien über Schulstandorte. Und ob das wirklich satirisch gut genug ist, weiss ich auch nicht mehr.»

Keller schaut mich nur kurz an, als hätte ich ihm Ahornsirup über den Kopf gegossen. Dann fängt er sich und meint ruhig und gelassen wie immer:

«Deine Entscheidung. Aber dann bitte ich um Ersatz bis heute Abend. Der freie Platz, du verstehst das. Der muss ausgefüllt werden. So kurzfristig habe ich keinen Ersatz. Jedenfalls keinen ebenbürtigen. Und wie ich dich kenne, schaffst du das.»

Da hat er recht. Kein Problem. Stoff hat es immer und überall. Mit und ohne Alkohol. Ich sage:

«Gut, mach' ich. Da gibt's immer noch diese Uriella, den Erektions-E-Mail-Versender, der Schulleiter werden will, oder diesen politischen Wanderprediger, was aufs selbe hinausläuft.»

«Wanderprediger? Wen meinst du?»

«Na, wen wohl? Diesen Harry Schiffer, den Propheten von Bad Schachenburg mit dem «Neuen Gesicht» und alten Gewohnheiten.

«Ach so der. Muss das sein?»

«Nicht unbedingt. Aber man könnte diesen Ezechiel mit den hoffnungslosen Zukunftsvisionen, auch wieder mal an seine tatsächliche Bedeutung erinnern.»

Keller lächelt und nickt: «Gut, aber bitte sanft, nicht mit der Keule. Dann bis heute Abend via E-Mail. Schwartz wird sich freuen, etwas über seinen missionarischen Spezialfreund lesen zu können.»

Stimmt, den hat er früher systematisch satirisch in seinen Büchern demontiert. Keller gibt mir noch im Sitzen die Hand, steht auf und verabschiedet sich von der Runde.

Und ich bin wieder alleine und bereits im Begriff, still die ersten Sätze zu formulieren. Und zwar so, dass auch Schwartz sein Vergnügen an ihnen haben soll.

Ich werde aber unterbrochen, angenehm unterbrochen. Neben mir steht Marianna, la Principessa Maria Proteina, die schöne schwarzmäh-nige Stellvertreterin von Orlando. Sie lächelt. Scheint aber etwas be-sorgt zu sein.

«Wer war denn das?»

«Pascal Keller, der Chefredakteur des Schachenburger-Boten. Du kennst ihn nicht?»

«Doch, aber nur vom Hörensagen. Hast du Ärger gehabt?»

«Wieso?»

«Das hat so ausgesehen.»

«Nein. Wir haben einen Text für Übermorgen bereinigt. Da mache im-mer ein ernstes Gesicht. Sieht dann nach Seriosität aus.»

Sie lacht: «Ja, ja, sehr seriös. Man kriegt richtig Angst.»

Ich lache jetzt auch: «Angst, wovor hat denn eine Principessa Angst? Vor den anabolen Steroid- und Muskelbubis?»

Sie lächelt etwas schwächer: «Sowas gibt's bei uns nicht.»

Ich lenke ein, denn es stimmt. Ist eines der weitverbreiteten Vorurteile über Kraftstudios. Wird vor allem von Feministinnen wie dieser Helene Kräazdorn auf den argumentativen Kampfplatz geführt. Über sie möchte ich jetzt nichts sagen. Sondern:

«Stimmt, hier hat es nur Geistesriesen.»

«Nicht übertreiben jetzt.»

Kurze Pause, dann lenkt sie ab und sagt:

«Ich wusste gar nicht, dass du für Zeitungen arbeitest.»

«Nur ab und zu. Mehr als Zeitvertreib. Nicht wie Schwartz. Der schreibt professionell.»

«Ja, hab' davon gehört. Der schreibt doch Bücher.»

Ich weiss nicht, ob ich ihr mehr sagen soll. Mir gefällt nicht alles, was er und wie er schreibt. Jetzt weiche ich aus.

«Ja, und nicht mal schlechte. Habe einige davon gelesen. Satiren und solches Zeug. Ziemlich realistische Geschichten, kein Geschwurbel.»

«Kein was?»

«Geschwurbel, so Esozeug, du weisst schon, Fantasy und Science-Fiction.»

Sie runzelt die schöne Stirne und sagt dann strenger als auch schon:

«Was hast du gegen Fantasy?»

«Nichts, jedenfalls nichts gegen Phantasie. Ist ein Problem der Schreibweise. Und an Orthografiekenntnissen fehlt es Schwartz ganz sicher nicht.»

Jetzt kommt auch Orlando aus seinem Bürokabuff, grüsst flüchtig und schaut uns fragend an.

«Von wem habt ihrs gerade?»

«Von Schwartz», antworte ich.

«Und? Ist er heute schon da gewesen?», will Orlando wissen, obschon er es im Grunde genommen weiss. Ihm entgeht selten was.

«Nein, er kommt meistens erst nach dem Mittag. Am Morgen schreibt er.

«Die Herren entschuldigen mich. Ich habe noch zu tun.»

Das hat jetzt Marianna gesagt, die sich um diese Zeit häufig zu ihren Physiotherapeuten aufmacht. Oder ist es Yoga? Genau weiss ich es nicht.

«Schade», gebe ich zurück und meine es auch so. Sie ist eine Augenweide. Und wenn ich dreissig Jahre jünger wäre ... aber das behalte ich für mich, weil ich ja nicht sicher sein kann, ob ich dannzumal ihr Typ gewesen wäre. Wohl eher nicht. Also «Schweig stille, mein Herze, schweig stille!»

«Tchühüss zusammen.» Und schon überlässt sie uns unseren Blicken, die ihren Abgang nicht nur auf Augenhöhe begutachten.

«Sie ist einfach ein Bijou», sage ich leise und jede Art von Enthusiasmus bezähmend. Geht niemanden was an.

«Definitiv», sekundiert Orlando scheinbar kühl und distanziert. Alles nur gespielt. Muss man bei ihm wissen. Niemand soll von ihm denken, wir seien sexistisch. Obwohl wir es temporär in Sonderfällen sind. Dann sagt er, nicht selten rasch und ausweichend beim nächsten Thema angelangt.

«Apropos Schwartz. Mir fällt auf, er wirkt in den letzten Tagen etwas zerstreut. Vergisst sein Frottiertuch oder das Kästchen zu leeren. Oder dann erzählt er von Vorfällen, die ich nicht mitbekommen habe oder schlicht nicht verstehe. Da haben wir uns doch, ich glaube, das war vorletzte Woche, da haben wir uns nach seinem Training wie immer in die Polstergruppe verzogen. Dort sagt er mir aus heiterem Himmel, er hätte den Schock des Tages gehabt.»

Ich kann es nicht verkneifen: «Wieso denn? Hat er am Morgen die Spiegeleier verbrannt oder in den Spiegel geschaut? Der übertreibt doch gerne. Ist ein Stilmittel bei ihm.»

«Ja schon, aber nicht in den Spiegel, sondern in den Computer hat er geschaut», antwortet Orlando.

«Das tun wir doch alle früher oder später», antworte ich nicht eben engagiert.

«Ja kann sein, aber hör' zu, er hat auf seiner Homepage eine seiner alten Geschichten gefunden.»

«Na und, das Leben besteht aus lauter alten Geschichten.» Ich beginne mich zu langweilen. Historia mundi, ein Missgriff nach dem anderen. Dann sagt Orlando aber: «Ja schon, aber Schwartz hat was von einer geschriebenen Geschichte erzählt, von irgendeinem Text.»

«Und, gefällt er ihm nicht mehr? Ich kenne das. Altes Schreibsel lese ich nie mehr.»

Darauf Orlando: «Nein, das nicht, aber er war darüber schockiert, wie viele Fehler er da drin gefunden habe; und zwar nicht nur ein bisschen Orthographie, also das oder dass. Das seien idiotische Fehler gewesen, falsche Fälle oder und wart ... falsche ... ja genau ... falsche Pluralbezüge, teilweise Sätze, für die er sich die Pistole an die Schläfe setzen müsste. Ich habe ihm dann gesagt, dass er das um Himmelswillen lassen und an die Sauerei denken solle.»

«Das ist verdienstvoll von dir, ehrlich. Aber was hat er gemeint? Hat er die üblichen Sprüche geklopft? Putzinstitut und so?»

«Nein, eben nicht», kontert Orlando. «Er hat nur gemeint, dass der Mist jetzt auf seiner Internetseite geführt sei. Den habe jetzt jeder nachlesen und sich schadenfreudig über ihn lustig machen können. Also

manchmal verstehe ich ihn einfach nicht. Das ist doch nicht weiter tragisch. Wenn ich da an die Böcke denke, die jeden Tag in den Zeitungen und Briefen erschossen werden.»

«Du meinst geschossen?», erkundige ich mich besorgt.

«Von mir aus. Hauptsache das Wort trifft.»

Ich schüttele ein wenig, aber bitte, nur ein wenig den Kopf und sage:

«Orlando, du wirst das verstehen müssen.»

«Müssen? Eigentlich muss ich gar nichts.»

«Nein, musst du nicht. Aber du kannst es, garantiert.»

Ich mach jetzt ein bisschen auf Dozieren und fahre fort: «Vergiss bitte eines nicht: Der Mann ist Autor. Da sind solche Mängel etwa so furchtbar wie drei dicke Pickel auf der Stirne einer pubertierenden Tussi.»

Orlando gibt nicht nach. Tut er selten.

Er sagt trocken: «Das stimmt nur bedingt. Bis die Pickel weg sind, kann das Wochen dauern. Aber ein paar Fehler, die kann man subito korrigieren.»

Wenn der wüsste, wie's wirklich ist. Wenn man Fehler erst bei der dritten Durchsicht oder gar nie aufdeckt.

«Ja, klar», gebe ich zurück. «Aber Leute, die Schwartz nicht mögen, die warten ja nur darauf, ihm was vorzuhalten. Das hat Schopenhauer schon gewusst.»

«Wer bitte?»

«Schopenhauer.»

«Ach so der. Bei dem muss ich immer an Bier denken.»

«An Bier? Wie das denn?», will ich nun doch genauer wissen.

«Schoppenhauer.»

«Elender Alkoholiker», sage ich da bloss noch.

«Danke, Saufgurgel.»

«Bitte sehr, Bierfilzlutscher!»

Wie gesagt, wir können das minutenlang. Orlando lässt es dieses Mal schliesslich bleiben, fragt dann aber doch noch:

«Also gut, und was sagt dein Schopenhauer?»

«Ganz einfach etwa so, dass der schlechteste Zug in der menschlichen Natur die Schadenfreude bleibe, da sie mit der Grausamkeit eng

verwandt sei. Oder so ähnlich. Genau weiss ich es jetzt auch nicht mehr. Kannst ja Schwartz fragen, der ist da immer sehr akkurat.»

«Akkurat? Da kenne ich aber akkurat noch jemand», sagt jetzt Orlando.  
«Ah ja? Wen denn? Etwa mich?»

«Nein, Pommier, unseren Professor. Der nimmt's auch immer sehr genau.»

Wie kommt er jetzt auf den? Der ist doch seit Wochen nicht mehr hier gewesen. Ich muss wohl fragen.

«Ja stimmt, jetzt, wo du es sagst. Weisst du, warum er nicht mehr kommt? Ist ja schon etwas merkwürdig.»

«Allerdings. Das sind jetzt bald 10 Wochen. Ob er wohl krank ist?», will Orlando wissen.

«Keine Ahnung. Was meinst du, soll ich mal nachfragen, ihn anrufen?»

«Warum nicht? Andererseits ... der ist früher schon ein paar Mal für längere Zeit nicht da gewesen. Aber trotzdem ... wäre vielleicht nicht schlecht», sagt Orlando offenbar nicht sonderlich beunruhigt.

«Gut, mach ich», antworte ich.

Damit ist das vorläufig abgeschlossen, denke ich.

Orlando bleibt stehen. Er will offenbar noch was sagen.

«Diese Geschichte von Schwartz mit dieser Tschechenzwetschge, hast du mal was davon gehört?»

«Ja, du hast sie mir erzählt.»

«Die findest du jetzt in einem seiner Bücher.»

Ich will das nicht kommentieren. Ich bin doch kein Literaturkritiker.

Dann aber sagt Orlando noch: «Er hat dort eine Sammlung von typischen Fitnesscenter-Dialogen angelegt. Da kannst du sie nachlesen.»

Ich bin nicht sicher, ob ich das jetzt wirklich will. Ich kenne zwar Schwartz nicht schlecht. Aber etwas befremdet manchmal schon an ihm. Ein *lunarer Typus*, sagt dieser Unternehmensberater Thalberg. *Launisch*, sage ich. Manchmal spricht er kaum ein Wort. Man fragt sich dann, ob er irgendwo in einem seiner Bücher abesoffen ist. Werkelt wahrscheinlich an einem Dialog zwischen zwei Spinnern herum. Dabei hält sich hartnäckig das Gerücht, dass der Mann an etwas arbeitet, das er VITAKRAFT-EPISODEN nennt.

Ich habe ihn auf seine, nennen wir es mal provisorisch *Absenzen*, auch schon angesprochen. Da hat er mich meistens angeschaut, als hätte ich ihm mitgeteilt, dass er heute Abend noch heissen Sex haben würde. Gelacht hat er, wie aus heiterem Himmel, als wären da nie im Leben Wolken herumgehungen. Ich habe ihn dann trotzdem gefragt, ob er krank sei?

«Nein, wie kommst du da drauf?»

«Siehst ein bisschen blass aus.»

«Das tu ich doch immer. Stubenhockersyndrom. Nein wirklich, mach dir keine Sorgen. Mir geht's bestens. Habe nur gerade über eine Geschichte nachgedacht, die ich gestern erlebt habe. Ich weiss jetzt nicht, ob sie was taugt. Ein bisschen mehr Substanz, mehr Gewicht müsste die wahrscheinlich schon haben.»

«Da bist du hier aber am richtigen Ort. Schau mal nach hinten.»

Hinten, das heisst Hanteln und Gewichte für das Bankdrücken.

Er lacht und hat dann bloss noch gemeint, das habe er auch mal versucht und drei Tage lang gelitten.

Ich gebe es zu. Bei Schwartz bin ich immer ein wenig irritiert aber auch neugierig. Der erlebt manchmal seltsame Dinge. Oder liegt es schlicht daran, dass er einfach mehr sieht als wir? Auf mehr achtet? Auf mehr scheinbar Nebensächliches? Mehr Hintergrund? Und ich weiss einfach nicht, ob ich ihn da beneiden soll. Vor allem reagiert er schärfer als üblich, wenn er von irgendwelchen Gummiköpfen angefeindet wird. Ich weiss auch nicht, ob ich das entsetzlich tiefe Niveau seiner Gegner auch nur einen Tag lang aushalten würde. Ich habe ihn dann aufs Geratewohl gefragt, was ihn dieses Mal verärgert habe.

«Eigentlich nichts Bedeutendes. Irgendeine Kuh, die im Megamarkt mindestens zehn Orangen in die Finger genommen und an ihnen herumgedrückt hat. Ich habe sie gefragt, wie viele sie noch antöpel (betatschen) wolle? Die hat mich dann von der Seite, weisst du, mit diesem toxisch infektiösen Blick angeschaut, wie vermutlich nur Feministinnen Männer mustern können. Das war, als hätte ich sie gefragt, ob sie am PMS leide oder wollene, mit Spitzen besetzte Dessous trage. Ihre Antwort hat mich dann schon etwas verblüfft: *Ich mache, was ich will*. Na

ja, ich habe dann nur noch gemeint, das stimme, sei aber trotzdem falsch. Bin dann weggelaufen. Ich debattiere doch nicht mit jedem Schafseckel oder eben mit jeder Scheisskuh.» So deutlich spricht er übrigens selten.

«Und? Hast du das später aufgeschrieben?»

«Nein, ich glaube, da gibt es dann ganz andere, ich meine, weit bessere Geschichten. Und ich will mir nicht dauernd sagen lassen, ich sei der Champion unter den Misogynen. Was ich übrigens auch nicht bin. Im Gegenteil.»

Das wäre noch zu beweisen, denke ich. Aus seinen Büchern könnte man allerdings auch Frauenfeindliches zitieren. Oder sagen wir lieber Frauendistanzierendes. Nun kriegen bei ihm aber auch die Männer ihr Fett weg. Was wäre dann die Analogie zu misogyn ... misandron? Lassen wir's bei männerfeindlich. Ich sage:

«Du bist doch nicht misogyn. Dann schon eher der Champion im Gebrauch von Fremdwörtern.»

Er mustert mich streng. Ist aber nur Showbusiness.

Jetzt doziert er kurz: «Es gibt keine Fremdwörter. Es gibt nur Leute, deren Wortschatz befremdet. Zu klein und zu langweilig.»

Für solche Sätze wird Schwartz immer wieder geliebt. Mich hat diese Eigenheit nie gestört, nie *derangiert*, wie Schwartz es wahrscheinlich in einem Anfall von Trotz ausdrücken würde.

Zudem siegt bei mir Neugier auf Neues beinahe immer. Also auch auf ungewohnte Wörter. Überhaupt auf die ungewöhnlichen Seiten von ihm, quasi die «schwarzen Seiten», seine «Dark Side of the Moon».

Auch gibt es da noch andere, weniger dunkle Farben. Wir nennen sie seine «Eisenbahnchromatik». Es gibt in meinem Bekanntenkreis wenig Leute, die mehr Fachwissen über das Bahnwesen in unserem Land nachweisen können. Er selbst nennt das den SBB-Virus, eine Art Eisenbahninfluenza.

Aber auch generell in Geschichte, da kennt er sich aus, vor allem jene über die Koryphäen der Aufklärung, über die er sich stundenlang mit Kern unterhalten kann. Man könnte es ein Tête-à-Tête eines Agnostikers mit einem Atheisten nennen. Da ist dann auch immer wieder von

Freimaurern die Rede gewesen, die ja damals das Geistesleben eindeutig dominiert haben sollen. Aufgefallen ist mir aber auch, wie sachkundig Schwartz über dieses mysteriöse Thema referiert hat.

Irgendwann dann im Zusammenhang mit seiner angeblichen Misogynie habe ich ihn dann mal nebenbei gefragt, was denn an dem Gerücht wahr sei, dass Freimaurer keine Frauen an ihrer Tafelrunde haben wollen.

«Tafelrunde? Ein Gerücht? Das ist weder eine Tafelrunde noch ein Gerücht. Das ist so. Die müssen ja nicht überall dabei sein.»

Das ist ziemlich kühl herübergekommen. Ich überlege lieber genau, was und wie ich das jetzt formulieren will.

«Von mir aus gerne. Sag mal, ich habe den Eindruck, du kennst dich da ziemlich gut aus.»

«Ja, das ist so. Und wenn du mich jetzt fragen möchtest, ob ich Freimaurer sei, dann frag' einfach.»

«Und, bist du es?»

Er zögert keinen Moment: «Drei Antworten. Erstens: Ich bin nicht misogyn. Das sind nur ein paar Kerle in meinen Büchern. Zweitens: Das Gerücht ist keines. Ich bin Freimaurer. Und drittens: Was willst du wissen?»

Was soll es sein? Die Wahrheit würde genügen. Aber bitte keinen Vortrag jetzt. Also frage ich:

«Warum bist du es?»

Schwartz jetzt nach kurzem Überlegen: «Gute Frage. Das überlege ich mir auch immer wieder.»

«Kannst du nicht darüber reden?»

«Doch schon, aber ich weiss nicht, womit ich beginnen soll.»

«Zum Beispiel sagt man, bei Euch sei alles geheim.»

«Ja, gewisse Dinge behalten wir für uns. Zum Beispiel sagen wir nie, wer dabei ist. Von mir darf ich es sagen. Wenn man etwas lernt bei uns, dann ist es Diskretion. Oder einfach mal die Klappe zu halten. Das ist ja in unserer inkontinenten digitalen Plapperwelt schon was wert.»

«Ja gut, aber ich nehme an, ihr habt trotzdem eine Botschaft.»

Der lässt nicht locker.

«Das haben wir, aber wir trompeten sie nicht ins Weltall. Wir arbeiten primär still an uns. Wer die Welt besser haben will, muss bei sich selbst anfangen, etwa so, wie der Lehrling einen Beruf lernt. Allerdings mit dem Unterscheid, dass unsere Lehrlinge in der Regel bestandene Männer mit einer überprüften und bewährten Vita und einem entsprechenden Ruf sind oder zumindest sein sollten.»

«Und sind sie das?»

«Wie gesagt, in der Regel schon.»

«Und die Ausnahmen?»

«Die gibt's auch, wie überall. Da verbindet einer seine Mitgliedschaft mit Geschäftssinn. Ein anderer bezieht zu hohe Arzthonorare und ein dritter politisiert zu einseitig. Wir haben da eine Regel: Politik, Ideologien und Religion sind keine Themen in unseren Reihen. Das hat sich bewährt.»

«Ja, aber worüber spricht ihr dann? Was bleibt da noch? Briefmarken oder der Weinkeller?»

«Kommt vor, aber selten. In erster Linie ist es Privates, über uns selbst oder ethische Fragen. Die ganze Palette, das volle Programm, was uns das Leben so aufgibt.»

«Ja gut, aber was soll daran besonders sein?»

«Das Besondere ist eine Art Übungscenter, wie das hier, nur eben für ethische Muskeln. Es bietet dir die Gerätschaft mit Empfehlungen, wie der Mensch sein könnte und müsste.»

«Und wie müsste er sein?»

«Zum Beispiel aufrichtig, freundschaftlich gesinnt, ungezwungen. Und wir sehen gerne einen tadellosen Lebenswandel. Na ja, nicht gerade Vollkommenheit, aber immerhin auf dem Weg dorthin. Wir verstehen das als Ziel.»

«Schon ziemlich ehrgeizig, nicht?», hake ich nach.

«Ja schon, mit etwas Selbstironie aber gar kein übles Ziel.»

Jetzt lächelt er wieder, nachsichtig oder nicht, lässt sich nicht klären. Ich frage trotzdem weiter.

«Ich habe aber gehört, die Freimaurerei sei eine Art Religionsersatz. Ist da was dran?»

«Nein, ist sie nicht. Es gibt zwar Mitglieder, die sie als das sehen. Aber gefordert wird das nicht. Grundsätzlich haben alle rechtschaffenen Männer bei uns Platz, was immer das heissen mag.»

«Und wer bestimmt, wer rechtschaffen ist und wer nicht?»

«Im weitesten Sinne unser eidgenössisches Strafgesetzbuch, ein paar ethische Normen und unser Lehrgebäude.»

«Lehrgebäude, also ein Katechismus?»

«Nein überhaupt nicht. Es sind eher ein paar Grundregeln oder Wegbeschreibungen, an sich zu arbeiten, um sagen wir mal ethisch etwas kompetenter und kohärenter leben zu können.»

«Kling jetzt aber sehr abgehoben.»

«Mag sein. Ist es aber überhaupt nicht. Wir haben dafür drei Erkenntnisstufen. Der Lehrling sollte sich selbst besser kennen lernen, also das gute alte GNOTHI SEAUTON der Griechen.»

«Schon klar: Erkenne dich selbst, aber wie denn?»

«Wir packen das in unsere Rituale ein. Da wird nicht nur gesprochen, sondern da werden auch symbolische Handlungen und Gegenstände offeriert, die das verdeutlichen sollen. Man vereint quasi «Sense and Sensibility», aber wie gesagt ohne Jane Austen.

«Und die Gesellen? Was ist mit denen?»

«Der Lehrling blickt in sich, der Geselle schaut um sich, in die Gesellschaft, auf die er gütig einwirken soll und dabei lernen soll, sich zu benehmen und folglich auch zu mässigen.»

«Also Richtung Mittelmass?»

«Auf keinen Fall. Wir wollen keine Anpasser aber auch keine Schaumschläger.»

«Sagt man deshalb, ihr seid ein elitärer Klub?»

«Ja, das sagt man. Man sagt vieles, und es stimmt trotzdem nicht. Und schon gar nicht für uns. Die meisten Mitglieder sind harmlose brave Bürgersleut, die etwas mehr vom Leben erwarten als ein Dörflerdasein, Plastiktischtücher und eine Sparkassenexistenz?»

«Was soll das denn sein?»

«Ein Leben auf Sparflamme. Keine Experimente, keine Eskapaden, keine Räusche, ein Dasein ohne Machtansprüche.»

«Dann seid ihr also keine Weltverschwörer, die Geheimnisse hüten und machthungrig sind?»

«Seh' ich so aus?»

Schwartz scheint sich zu amüsieren. Er lächelt schon wieder. Mir kommt das Wort «désinvolture» in den Sinn; und dann sofort auch «sprezzatura». Die Leichtfertigkeit des Signore Schwartz, der sein Denken und Handeln leicht und mühelos erscheinen lassen möchte. Ist manchmal nahe an Getue.

Ich sage deshalb: «Nein, eher wie einer, der nicht allzu viel wirklich ernst nimmt.»

«Da könntest du recht haben. Wozu denn auch? Man sollte doch über, oder noch besser, neben den Dingen stehen, um sie besser betrachten zu können.»

«Und da hilft die Freimaurerei?» Ich kann's nicht lassen.

«Das kann sie. Es sei denn, sie wird falsch verstanden oder bewusst falsch interpretiert. Da gibt's übrigens ein unschönes, ziemlich akutes Beispiel für den Verschwörer-Unsinn, der über uns verbreitet wird. Vielleicht hast du es auch gelesen. Am 23. April hat sich zum 95. Mal dieses katastrophale Eisenbahnunglück von Bellinzona gejähr.»

Aha, jetzt wird's eisenbahnchromatisch, denke ich und sage noch:

«Ja gut, was ist damit?»

«Dort ist der internationale Nachtschnellzug Mailand-Basel mit dem Personenzug Zürich-Mailand zusammengekracht. Sein Lokomotivführer hat das Haltesignal überfahren, dies mit der Begründung, das gelte hier nur für Güterzüge. Und das trotz Warnung seines «Heizers», dem zweiten Mann auf der Maschine.»

«Entschuldige, aber was hat das jetzt mit der ...?»

«Ich komme gleich dazu. In diesem Zug ist auch der bekannte deutsch-nationale (DNVP), also nazinahe Politiker Karl Helfferich mitgefahren und ums Leben gekommen. Der Mann war extrem rechtsaussen ... und jetzt kommt's: Die völkische Presse hat hinter dem Tod des prononciert antisemitischen Politikers dunkle Mächte wie «die Freimaurerei» am Werk sehen wollen. Die Verschwörungstheorie, wonach Helfferich via Zugsunglück im Tessin gezielt beseitigt worden sei, ist natürlich

grober Unfug. Schon rein technisch schlicht unmöglich. Und das ist natürlich eine von vielen absurden Verdächtigungen, die über die Logen verbreitet worden sind und immer noch werden.»

«Immer noch?»

«Ja, von Leuten, die's halt nicht besser wissen und es vermutlich auch gar nicht wissen wollen.»

«Es aber auch nicht besser wissen können. Das erklärt sich schon auch ein wenig aus eurer Geheimnistuerei, oder nicht?»

«Könnte man meinen. Aber mit den sogenannten Geheimnissen ist es auch nicht weit her. Denen kannst du jederzeit in Büchern nachspüren. Du weisst dann, was in den Logen nach aussen hin geschieht, aber du weisst nicht, was mit dir nach innen gerichtet geschieht, weil du es nicht miterleben kannst. Oder als Kurzformel: Erkennen durch Erleben.»

«Also doch ein Art Lebensschule?»

«Ja, von mir aus. Eine Art Lebenstraining. Aber ohne Schule bitte. Ich würde es lieber eine Art Lebensweg-Begleitung ohne Dogmen und Zwängereien nennen. Und da haben wir halt unsere Traditionen. Dies übrigens seit 300 Jahren. Nenn' mir mal eine Institution, die Ähnliches auszuweisen hat.»

«Na ja, die Kirchen sind da doch schon etwas älter.»

«Ja sicher. Aber gewinnen die auch an Bedeutung?»

«Vor allem die römische Variante.»

«Du sagst es. Wobei, also ich gebe es nicht gerne zu, aber die grossen Zeiten der Freimaurerei sind vorbei. Ich meine das 18. Jahrhundert vor den Revolutionen in Frankreich und Amerika.»

«Ah ja?»

«Aber sicher. Daran zweifelt eigentlich niemand, dass nämlich die Freimaurer zusammen mit anderen Libertins damals zumindest geistig und politisch das Terrain für unsere moderne Lebensweise geplant haben. Das waren Untergrundkämpfer des Geistes, teilweise gottlos oder Deisten.»

«Deisten? Du meinst diese Rationalisten mit einer Restbindung an Gott?»

«Ja, in etwa. Die sagten, dieser Gott habe zwar die Welt erschaffen, wenn auch nicht in sechs Tagen, aber er nimmt keinen Einfluss mehr wahr.»

«Das fehlte noch.»

«Genau, da sei Gott vor. Der spendet uns auch keine höheren Einsichten. Die holen wir uns dann aus eigenem Vermögen, oder besser, aus eigener Vertiefung. Also keine Chance für Offenbarungen, Wunder und Prophezeiungen. Und Ethik braucht keinen Himmel.»

«Und auch keine Esoszenarien.»

«Die gab's damals auch schon. Denk an Cagliostro & Cie., an die Oberquacksalber, Geisterseher und an andere Scharlatane. Und nicht vergessen: Auf die wartete in der Regel nicht der Kerker oder die Folter wie für die Atheisten.»

«Daher also die Geheimhaltung?»

«Unter anderem.»

Kurze Pause. Dann wieder Schwartz:

«Hast du übriges gewusst, dass Guillotin Mitglied war?»

«Du meinst ...?»

«Ja, den Erfinder des Fallbeils. Der war aber auch ein Verfechter der englischen Kuhpocken-Impfung. Leben ist ambivalent, mon cher.»

«Aber warum dann dieses Geheimhaltungsgetue bis heute?»

«Das ist zwar kein Getue, wie Ihre Gnaden belieben. Das war damals wie gesagt schlichte Notwendigkeit. Ein Gegenmittel gegen das Amalgam von Kirche und Staat. Die beiden haben zusammengehalten wie Pech und Schwefel. Noch einmal: Andersdenkende, vor allem aber Andersschreibende, warf man ins Gefängnis, siehe Voltaire, siehe Diderot. Ihre Bücher wurden verbrannt. Das Wirken im Verborgenen sicherte den Brüdern das Überleben. Die Geheimhaltung hat sich bewährt und tradiert. Sie drängt sich allerdings in unseren Breitengraden nicht mehr auf. Da hast du Recht.»

«Ja gut, aber warum hält man sich trotzdem an sie?»

«Macht der Gewohnheit, was weiss ich. Heute befeiern nicht wenige Logen nur noch ihre Vergangenheit. Substanzverlust und Traditionspflege, mehr nicht. Oder sie verheddern sich in endlose Ritualdebatten,

Tenuevorschriften und Obödienz-Streitigkeiten. Ganz zu schweigen von denen, die nur Christen dulden, was ganz sicher gegen die hochgefeierten Grundsätze der Toleranz verstösst. Auch denke ich manchmal, *die* Kerzen sind niedergebrannt. Da leuchten weit eher Ehrgeiz und Karrierestreben kandelaberweise. Vor allem dort, wo pseudoaristokratische Ritterspiele in den Hochgraden gefeiert werden.»

«Hochgrade, was soll das jetzt wieder?»

«Das sind pompöse Gebilde über den drei klassischen Graden. Da sind wesensfremde Elemente aus der Templerlegende eingeflossen. Stichworte sind da Namen wie Philipp IV. von Frankreich, Papst Clemens V. und der Großmeister Jacques de Molay. Der Bezug zu den Templern des Mittelalters ist aber nicht belegt, sondern reine Erfindung und im unangenehmsten Falle Selbstbetrug.»

«Passt irgendwie nicht zu den Grundlagen eures Vereins. Hab' ich recht?»

«An sich schon. Aber ich möchte das nicht vertiefen. Sind wohl auch Interna. Man muss offenbar *im Verein* dabei sein, um es verstehen zu können.»

«Also doch ein exklusiver Club?»

«Mag sein, aber sicher nicht bloss ein Verein.»

Schwartz schaut mich einen Moment lang an, als hätte ich ihm vorgeschlagen, im Polarmeer baden zu gehen. Dann sagt er völlig entspannt: «Es steht dir frei, Mitglied zu werden. Leute wie du sind immer willkommen.»

Jetzt schaue *ich* ihn an, als hätte er mir empfohlen, mal kurz die Lernäische Schlange anzufassen. Ich sage bloss noch:

«Ja, danke fürs Zutrauen. Aber ich denke, das ist nichts für mich. Mir kommt da sofort Groucho Marx in den Sinn.»

Schwartz kennt offenbar das Zitat.

«Schon gut. Geht mir manchmal auch so. Ich habe nur gedacht, vielleicht ...»

Ich will weg von diesem Thema und sage ohne daran zu glauben:

«Vielleicht später einmal. Zudem habe ich noch zwei Kilo Bücher auf dem Nachttischchen. Die möchte ich vorher noch lesen.»

«Kann ich verstehen. Und was ist es im Augenblick?»

«Arno Schmidt: *Die Schule der Atheisten*.»

«Das tust du dir an?» Jetzt schaut er mich an, als hätte ich ihm einen Schlagler von Heino vorgesungen.

«Ja, das gönn' ich mir. Ist eine Fundgrube. Wenn man mal drin ist, liest es sich ganz einfach.»

Ich habe keine Lust, das jetzt auch noch zu begründen. Schmidt gehört zweifellos zu den zehn ganz Grossen. Neben der Austen, Sterne und Céline ohne seinen ekelhaften Antisemitismus. Von denen lass ich mich nicht abbringen.

Jetzt sagt Schwartz:

«Also Schmidt, ab und zu lese ich ihn ganz gerne, vor allem die früheren Werke der 60er-Jahre, das *Kaff* zum Beispiel oder die *Seelandschaft mit ...?*»

«Pocahontas.»

«Richtig. Pocahontas», bestätigt Schwartz. Dann sagt er: «Übrigens gestern, ich lese im Moment «Die einzige Geschichte» von Julian Barnes, da hatte ich, jetzt halt' dich fest, sowas wie eine Epiphanie, mitten in der Lektüre, ich weiss auch nicht mehr in welchem Zusammenhang. Ist auch nicht wichtig. Jedenfalls habe ich mir völlig ungezwungen eingestanden, also nicht einmal abringen müssen, das schon gar nicht, dass mich Bücher, aber vor allem Bilder in Ausstellungen in Kunstmuseen, und dort fast immer, tödlich langweilen, mir einfach nichts sagen.»

Das kenne ich, wenn auch wahrscheinlich etwas fragmentarischer. Ich sage es ihm. Er nickt.

«Du also auch? Und schämst du dich auch angemessen, Brutus?»

«Nein. Wieso sollte ich?»

«Ja, warum auch?», bestätigt Schwartz. «Also wenn ich schon mal meistens unfreiwillig eine Ausstellung besuche, dann setze ich mich schon spätestens nach einer halben Stunde auf einen Fauteuil, die Beine, die Beine, schaue mir lieber die Leute an, die Bilder angucken. Und ich möchte dann gerne wissen, wie die Damen wohl im Bett wären, und ob die Herren wirklich fasziniert sind oder nur so tun. Von den Bildern natürlich. Kennst du das auch?»

«Kommt schon vor», sage ich reumütig.

«Also, wie gesagt, da geschieht in mir gar nichts, oder höchst selten, weder emotional noch intellektuell. Tönt paradox; aber ich bin offensichtlich kein visueller Typ. Ich höre lieber zu. Lese über Kunst und Künstler lieber in Katalogen, lasse mich da berühren vom Schicksal dieser malenden Menschen. Van Goghs Ohr zum Beispiel. Oder Dalis Exzentrik. Klar doch, ich sehe auch die wundervolle Schönheit der Damen und Herren auf den Bildern von Angelika Kauffmann.»

Wieder eine kurze Pause, dann sagt er noch:

«Oder kürzlich auf einem Bild im Kunsthistorischen Museum in Wien, der Ildefonso-Altar. Da erscheint im Mittelteil diesem Hl. Ildefonso eine wunderschöne Madonna mit Gefolge, während irgendein hässlicher Erzherzog und eine nicht minder hässliche Infantin als Kontrastmittel auf den Seitenflügeln knien. Ist ein Triptychon von Rubens.

«Kenn ich nicht.»

«Schade. Es ist das Gesicht von Maria vor allem, aber auch die engelhaften Gesichter der Damen um sie herum. Die weltlichen Visagen sind dann eher schroff abstossend, vor allem die Krätze rechts. Ist vielleicht Absicht gewesen. Bei den Künstlern weiss man das ja nie. Aber wie gesagt: Zentral getroffen werde ich nicht eben häufig. Starke Emotionen sind das nie. Und nicht selten Langeweile im Kopf und Schmerzen in den Beinen.»

«Und die Moderne?»

«Kein Bedarf. Installationen etwa? Da betrügen sich Künstler gegenseitig. Ich weiss nicht mehr, wer das gewesen ist. Aber einer hat die Kunstszene mal eine *applausometrische Erscheinung* genannt. Siehe auch Literatur in Klagenfurt, Politik und Sport. Es gewinnt der, welcher am meisten Applaus einheimst. Eine Art kgV ... oder ggT? Das gilt wahrscheinlich auch für das, was als Kunst daherkommen möchte. Da wird gerühmt und gegenseitig gelobhudelt, geworben und gepriesen, dass dir die Hosenträger platzen, derart aufgeblasen ist das Ganze.»

«Ist was dran», werfe ich pro forma ein. Darauf er:

«Es gibt da drei Wurzeln des Übels. Erstens, eine unkritische Fankultur à la *everything goes*. Die behauptet, es gäbe keine schlechte Kunst.»

«Doch, die gibt es; und zwar haufenweise», unterbreche ich ihn ohne Notwendigkeit. Er lässt sich aber nicht beirren. Jetzt hat er seinen Lauf. «Ja sicher gibt es die. Aber es gibt zweitens auch die Zünfte der Szenen. Zünftige Szenen, klingt doch gut. Da stört konstruktive und differenzierte Kritik den fahlen Landfrieden der Vernissagen und Pinakotheken.»

Wieder eine Pause. Ich helfe nach.

«Und drittens?»

«Drittens ein notorischer Narzissmus und zwar bei den Produzenten und den Konsumenten. Da wird dann verkündet: Seht alle her, ich gehöre dazu. Ich bin zwar eingebildet, aber gleichwohl – der sagt nie *trotzdem* – aber dennoch gebildet genug, um was von Kunst zu verstehen. Das glaubt er zumindest. Und vergiss bitte nicht. Die Kunstszene ist engmaschig vernetzt. Da haben dann die Player gleich mehrere Funktionen.»

«Aha! Und welche?»

«Einige sind Künstler und Kuratoren, Händler und Jurymitglieder, Museumsdirektoren und Gutachter in Personalunionen. Da beisst kein pinselnder Pinscher den anderen, weil sonst zurückgebissen werden könnte.»

Ich bin in groben Zügen einverstanden. Und dass Schwartz gerne mal überzeichnet, damit finde ich mich auch noch ab. Ich sage bloss:

«Da ist Dauerlob halt schon angenehmer.» Er kontert sofort.

«Ja, aber auch schädlich. Wer dauernd mit Lob verwöhnt wird, wird ein verzogener Kunstbengel mit dem Selbstwertgefühl eines Mussolinis. Ich denke, wir müssen wieder lernen, einfach NEIN zu sagen. NEIN zum Kunstbetrieb, NEIN zu dieser Wagenburg der Kulturszenen, NEIN zu den Weihrauchfässern und den Nebelbänken einer Kunstkritik, die den scharfen Klarblick und damit auch den Durchblick verloren zu haben scheint.»

«Klingt wie ein Wahlprogramm», sage ich. Er reagiert nicht auf die Neckerei. Er schweigt einen Moment, als sei er erschöpft, als denke er über das nach, was er jetzt in seinem erstaunlich langen Sermon losgeworden ist. Dann sagt er:

«Kann sein. Aber ich darf dir versichern, diese ganze Bilderkunstwelt, dies Kunstbilderwelt lässt mich immer kälter. Es gibt zwar Ausnahmen, zum Beispiel de Chirico oder die Damenportraits von Greuze und ein paar andere mehr, die mir jetzt nicht in den Sinn kommen.»

Dann nach einer abermaligen Pause: «Ganz anders Musik. Jedes noch so kleine, einigermaßen inspirierte Stück rühren mich mehr an, als sämtliche Pinakotheken der Weltstädte. Ich weiss, ich überziehe wieder einmal. Lass es gut sein.»

Das tue ich gerne. Denn ich weiss nicht, was ich ihm antworten soll. Warum persönliche Präferenzen widerlegen? Funktioniert selten. Und man soll das auch nicht. Es käme mir auch nie in den Sinn, zum Beispiel Orlandos Film- und Musikvorlieben zu bekritteln. (Phantasy und AC/DC)

Erstens gehört sich das nicht, und zweitens wäre das Orlando hundewurscht. Er pfeift darauf, manchmal leider auch falsch. Aber auch das erduldet das malträtierte Ohr. Obschon: Marianna hat ihm seine Pfeifkünste auch schon vorgehalten. Ohne Erfolg.

Wir sind dann noch auf Pommier zu sprechen gekommen. Ich hatte am Abend versucht, ihn anzurufen. Vergeblich, da nahm niemand ab. Seine Handynummer habe ich nicht. Also habe ich es aufgegeben. Wahrscheinlich werde ich doch einmal bei ihm vorbeischauen müssen. Vielleicht wissen die Nachbarn mehr. Andererseits, was geht's mich an? So gut kennen wir uns nun auch wieder nicht. Und diese Hundegeschichte kam mir doch sehr unwahrscheinlich vor. Auch Marianna fand sie daneben. Ihr Kommentar war kurz, aber nicht ganz falsch, wie sich noch herausstellen sollte.

«Pommier, der doch nicht. Der hat doch Angst vor Hunden.»





# La Principessa

Marianna Longhi

Ich heiße Marianna Longhi. Der Name könnte in die Irre führen, denn ich bin nicht besonders lang. Im Gegenteil. Das ist mir aber egal. Das Leben ist so oder voll von Widersprüchen. Also ich bin klein und zierlich. Man sagt allgemein, ich sei hübsch. Schwartz redet von «apart». Gefällt mir auch. Wenn er gut gelaunt ist, macht er Komplimente durch die Blume, welche auf Wörter wie «schön» und «attraktiv» zielen. Diese Wörter selber braucht er aber nie. Zum Glück, das wäre ihm zu plump. Er legt Wert auf Raffinesse. Er nennt das sophisti ... irgend sowas! Das Wort fällt mir gerade nicht ein. Aber es gefällt mir. Das Gegenteil machen andere für ihn; und zwar mit pampigen Komplimenten. Die erinnern an Porridge. Und der zählt weder für mich noch generell in Italien zu den Leibspeisen.

Ich bin einen Seconda aus dem sonnigen Süden und nicht aus dem Wolkenorden. Das mit dem Klima ist jetzt ein Clichée, ich weiss. Aber gegen die frostigen Jahreszeiten gibt es zum Beispiel heiße Suppen. Die mag ich. Die hole ich für mich und Orlando, meinem «Cheffe», dann aus einer Art Bistro. Es nennt sich «soupperbe». Ist eine Suppenbar. Ja, so etwas gibt es bei uns. Die Suppen dort schmecken wirklich gut, auch Männern. Die soll jetzt aber zumachen. Schade.

Was jetzt die Männer betrifft. Ich habe einen Freund. Und der sieht nicht aus wie der Glöckner von Notre Dame, gewisse Nationalräte oder Klaus Kinski. Es gibt zwar Frauen, die finden diesen Schauspieler, ich weiss nicht was. Irre? Stimmt. Für mich ist der schlicht durchgeknallt. Dieses Dauerfluchen und Beleidigen! Einfach unnötig. Zudem sieht er aus wie eine schrumpelige Zwiebel.

Die Männer im VITAFORCE sind in der Regel guter Durchschnitt, was die Schönheit angeht. Ihre Intelligenz bleibt meistens geheim. Oder sie fehlt. Die ganz Jungen interessieren mich wenig; und die älteren Herren sind zwar charmant und manchmal interessant, aber einfach zu alt für mich. Es gibt da vielleicht einen oder zwei, die ich mir vorstellen könnte. Als was auch immer. Einer davon ist Tim Petermann, ein

Versicherungsagent, sieht aus wie ein Lausbube und ist das, was Schwartz mal einen Womanizer oder so ähnlich genannt hat. Es gibt Männer, die haben es einfach. Was genau, weiss ich auch nicht. Ist es sein brauner Teint, seine drahtig schwarzen Haare, sein Lachen, seine Freundlichkeit, das gewisse Etwas. Was weiss ich?

Mein Freund hat es, eindeutig. Er hat genau das, was ich an Männern schätze. Er ist grösser als ich – braucht nicht viel – und sieht also wirklich echt gut aus. Ich liebe nun mal schöne Dinge. Ja, auch Kleider.

Mein Freund ist auch ehrlich und gradlinig. Das bin ich auch. Das lässt uns dann halt manchmal streiten. Grundsätzlich versuche ich, erst mal Ärger diplomatisch wegzulächeln. Das kann ich mehr als gut. Oder muss es «besser als gut» heissen? Schwartz wüsste das. Muss ihn dann fragen, wenn er heute zum Training kommt.

Mein Freund und ich streiten uns aber nicht dauernd. Nur um da klar zu sein. Wozu auch? Ich habe zwar meistens Recht, bin aber überhaupt nicht rechthaberisch. Ich entschuldige die Fehler Anderer gerne, wenn sie bereit sind, sie zuzugeben. Klingt etwas unlogisch, ich weiss. Aber Logik allein bringt es auch nicht. Reine Logik ist ein Fehler.

Meine Fehler? Keine Ahnung. Vielleicht bin ich zu nachsichtig. Mit mir allerdings weniger. Ich versuche schon, alles so gut wie möglich zu machen, ohne gleich eine Perfektionistin sein zu wollen. Auf einer dieser Witzkarten, die uns Schwartz regelmässig zeigt, stand mal zu lesen: «Ich bin übrigens nicht perfekt und arbeite auch nicht daran!» Das kommt etwa hin, stimmt aber nicht, was den Beruf betrifft.

Da kann ich mir es nicht leisten, nachlässig zu sein. Oder oberflächlich. Physio geht schliesslich auch in die Tiefe. Man muss sich aber vor lauter Perfektionismus nicht gleich überschlagen oder verkrampfen. Immer locker bleiben, trotzdem am Ball bleiben und ein gutes Spiel mitgestalten. Das passt gut in die Firma VITAFORCE TRAINING und noch besser zu Orlando.

Wie gesagt, mein Freund und ich streiten uns selten. Warum wiederhole ich das jetzt schon wieder? Gut, wenn doch, dann aber auch nicht allzu heftig. Klar, ich habe auch meine Schimpfwörter. Mein Favorit heisst «Merda!». Da drückt dann die kleine Italienerin durch. So würde ich

gerne auf Typen reagieren, die sich nicht festlegen können und mir dauernd mit diesem «Sowohl-Als-Auch» kommen, wenn man sie was Präzises fragt. Ja, das gibt's bei Frauen aber genauso. Ich mache da kaum Unterschiede. Die «Weiber» sind manchmal noch schlimmer. Vor allen die, welche sich nie entscheiden können und alles zerreden, bis man nicht mehr weiss, wo sie stehen und wo mir der Kopf steht. Und was die eigentlich wollten.

Da gibt's Kundinnen. Bis die wissen, ob sie jetzt Pump oder doch lieber Pilates buchen sollen, da vergehen Viertelstunden, wenn nicht Tage. Oder wenn man Termine vereinbaren soll. Die verwechseln nicht nur 1500 Uhr mit 5 Uhr, sondern Viertelvor mit Viertelnach. Und kommen dann prompt zu früh, zu spät, gar nie oder erst am nächsten Tag. Die tun dann so, als sei ich daran schuld. Ich hätte da was falsch eingetragen. Auch wenn ich das nicht gerne zugebe, aber leider halten da meine Geschlechtsgenossinnen Rekorde. Ich weiss nicht, aber irgendwie denken die anders, wenn überhaupt. Ist doch wahr!

Trotzdem finde ich, Frauen sind einfühlsamer. Also besser im intuitiven Erfassen einer Situation, sagt jedenfalls Falckner. Ist jetzt wahrscheinlich auch ein Clichée. Kann sein, dass Frauen auch breitere Interessen haben. Und da meine ich jetzt nicht Tupperware und Zalando. Das sind doch dämliche Vorurteile. Obschon, an ein paar neuen Schuhen habe auch ich meine Freude. Und ich kann durchaus meine Zeit in einem Mode-Shop vertun. Wen stört das schon? Ich will nicht unbedingt anders sein als meine Kolleginnen, nur einfach ein bisschen besser, mich etwas abheben von denen, vor allem in meinen Berufen.

Ich werde in diesen Jahren dann irgendwann mal Vierzig. Ich kann's kaum erwarten. Seit einiger Zeit bin ich bei Orlando als seine Stellvertreterin angestellt. Das gefällt mir sehr. Ich mag Menschen. Die eher unangenehmen bewältige ich mit Charme. Sogar den Oberflucher Kallmann. Ich versuche, immer Ruhe zu bewahren. Oder in allem das Lustige und Heitere zu sehen. Denn ich lache gerne. Selten aber auf Kosten von anderen. Was aber auch nicht heissen soll, dass wir uns im Betrieb nicht gegenseitig anbrutzeln.

Das tönt dann meistens so:

«Marianna, solltest du nicht die Sauna einschalten?»

«Ja Orlando. Das sollte ich. Ich werde gleich für dich hinrennen und es tun. Aber bist heute nicht du dran?»

«Ja schon. Aber du bist doch meine Stellvertreterin.»

Anderes Beispiel:

«Marianna, ist das Abo für die Andrea Pfluger fertig?»

«Ja Orlando, wenn du es nicht vergessen hast.»

«Marianna, man sollte wieder mal die Geräte putzen.»

«Ja Orlando, ich weiss, dass du es gerne machst.»

So geht das halt Tag für Tag. «Tag um Tag ist guter Tag», sagt irgendein Chinese. Orlando und ich verstehen uns. Schwartz nennt das «Kabbeleien». Die sind selten ernst gemeint. Wir dürfen uns schliesslich auch noch amüsieren. Überhaupt, ich habe nichts übrig für Sauertöpfe, Schleimer und arrogante Machos mit ihrem aufgeblasenen Getue. Und ein Tag ohne Lachen ist wie Australien ohne Sonne. Obschon, man sagt, die hätten da zu viel davon. Ich kenne das. Ich bin dort gewesen.

Da wären wir jetzt bei meinen Reisezielen. Aber das lassen wir besser. Schwartz hat mir mal gesagt, er hätte schon Diaabende mit 500 Dias über irgendwelche Reptilien auf Galapagos oder Schneehasen im Tirol über sich ergehen lassen müssen. Seitdem hasse er sowas. Überhaupt, wenn Leute dauernd mit Reisezielen um sich schlagen. Beispiel:

«Ja, und dann sind wir 1. Klasse nach Feuerland geflogen. Musst du unbedingt auch mal hin.» - «Ja sicher, aber warst du schon mal in Wladiwostok?»

So lieber nicht. Ein wenig lustiger sollte das Leben schon sein. Das will jetzt aber nicht heissen, dass ich alles unkritisch hinnehme wie Leute, die fast alles glauben, was zum Beispiel in den Zeitungen steht. Schwartz hat mich mal gefragt, wie es denn komme, dass er nie gesehen habe, dass ich eine Zeitung lese. Das stimmt. Das mache ich selten und schon gar nicht im Geschäft. Macht sich nicht gut. Und das nicht nur wegen der Kundschaft. Ich lese selten Zeitung, weil mich das alles kaum interessiert. Was ist denn schon spannend, was in Vereinen und Behörden geschieht? Klar, es braucht sie, aber bitte ohne mich.

Zudem kann ich ja auch nichts ändern, wenn berichtet wird, dass irgendwo eingebrochen wird oder irgendwelche Tussis sich als Influencerinnen aufspielen. So etwas mag ich nicht. Und ich habe es auch nicht nötig. Ich weiss schon, dass ich bei den Leuten gut ankomme.

Und das nicht nur wegen den inneren Werten. Klar, die braucht es auch. Aber das Einwickelpapier und die Schleifchen sind genauso wichtig. Das wären dann bei mir sportliche Kleider, meistens enge Trainingshosen. Man soll ja schliesslich sehen, zu welchen wunderbaren Ergebnissen Pilates, Stepp und Pump führen können. Oder Cycling, wo sie dann auf stationären Rädern sich aerobisch die Lunge aus dem Körper strampeln.

So bin ich halt auch so etwas wie ein Reklameschild. Das stört mich überhaupt nicht. Warum auch? Das sind Geschenke der Natur und der Eltern, die nun mal aus dem Süden stammen. Ja klar, ich bin eine Seconda, aber zu hundert Prozent in der Schweiz aufgewachsen. Wären da nicht meine wilden schwarzen Haare und mein Name, niemand würde es merken. Ich spreche akzentfrei Schweizerdeutsch. Vor allem aber nicht diesen Jugoverschnitt.

Meine Eltern stammen aus Pozzilli, einem unbekanntem Nest in der Provincia di Isernia in Italien. Das Dorf liegt nördlich von Napoli in der Region Molise. Die Provinz wurde übrigens am 3. März 1970 aus der Provinz Campobasso ausgegliedert. Spannend, nicht? Im Westen hat die Provinz Anteil am Nationalpark Abruzzen, Latium und Molise. Ein Besuch lohnt sich da. Heimatgefühle? Ja vielleicht, ein wenig.

Das muss genügen. Und das interessiert wahrscheinlich niemand so richtig. Ich sage das nur, weil ich meine Herkunft auf keinen Fall verleugnen möchte. Und weil ich ab und zu hinunterfahre zu meiner Nonna. Ob ich Mühe habe, in die Schweiz zurückzufahren. Nein. Ich fühle mich an beiden Orten wohl. Doch zurück zur Gegenwart.

Meine Vorfahren sind also Italiener. Aus dem nördlichen, ich betone, nördlichen Süditalien. Mein Teint, meine dunkelbraunen Augen und wie gesagt, meine dicken schwarzen Haare zeugen davon. Die pflege ich auch speziell. Habe da so eine Rezeptur. Schwartz will immer wissen welche. Aber das verrate ich nicht einmal ihm. Er möchte offenbar

auch solche Haare. Seine sind dunkelbraun, was mich immer wieder staunen lässt. Er ist glaube ich Siebzig oder noch älter. Dass er sie nicht färbt, weiss ich. Das erkennt man an den wenigen weissen, die sich immer mehr zeigen. Zudem hat es mir seine Coiffeuse verraten, auch eine Italienerin; heisst übrigens wie ich.

Falckner hingegen vergleicht mich manchmal mit einer bestimmten Schauspielerin. Den Namen habe ich vergessen. Ist eine Macke von ihm. Er ist wahrscheinlich zu faul, Frauen genauer zu beschreiben. Nun gut, er ist ja kein Schriftsteller wie Schwartz. Dann mache ich es halt wenigstens für mich gleich selber.

Ich bin also eher klein, aber wohlgeformt; vor allem die Rückenpartie. Dass die Männer meinem schönen Hintern nachgucken, stört mich schon lange nicht mehr. Das ist bei denen in den Genen. Da können sie nichts dafür. Sagen sie.

Wie ich auf Umwegen vernommen habe, soll mich Schwartz als Aphrodite Kallipygos bezeichnet haben. Ich habe nachgesehen, was das heissen soll. Venus mit dem schönen Hintern. Das hat mich wie gesagt überhaupt nicht gestört. Warum auch? Denn erstens stimmt es, und zweitens haben die griechischen Statuen bestätigt, dass ich da mithalten kann. Warum soll eine Frau nicht stolz sein auf ihren Körper? Ich bin es und zeige es.

Gut, etwas mehr Oberweite hatte ich mir als junges Mädchen schon gewünscht. Aber das ist lange her. Ich bin mit meinen Bijous zufrieden. Meinem Freund gefallen sie ausserordentlich. Das seien echte Prinzessinnen-Dinger, sagt er. Auch das gebe ich zu: Ich wäre als Kind gerne eine Prinzessin gewesen. Aber da bin ich nicht alleine. Allein schon wegen der Dienerschaft und den Kleidern. Immerhin hat sich dieser Wunsch im «Freistaat Waldrand» vor etwa zwei Jahren erfüllt.

Ich muss da etwas ausholen. Schwartz und Orlando haben, bewusst oder unbewusst, im Verlaufe der Jahre eine besondere Art von Gesprächen entwickelt. Und manchmal geht dann die Phantasie mit ihnen durch. So haben die vor etwa zwei Jahren beschlossen, einen eigenen, unabhängigen Staat zu gründen, eben diesen «Freistaat Waldrand». Warum Waldrand? Oberster Zweck und wichtigstes Ziel dieses Staates sei

eine Versammlung an Waldrändern am Feuer mit Würstebraten und Bier trinken.

Orlando ist Innenminister, Schwartz Aussenminister. Den Polizisten Geri Grossmann haben sie dann sofort zum Polizeichef des Freistaates ernannt. Irgendeinen Gitarrenlehrer nennen sie Mangiacarne, eben Fleischfresser, weil er ein Liebhaber von T-Bones-Steaks ist.

Und da der Freistaat zugleich Fürstentum sei, haben sie mich zur Principessa erhoben. So werde ich auch ab und zu angesprochen. Das gefällt mir natürlich. Früher und hin und wieder auch heute noch nennt mich Falckner «Maria Proteina». Dies, weil ich für die Kundschaft manchmal Proteindrinks mixe. Schwartz bezeichnet übrigens die Halblitervariante als «Atomschlag».

Ich weiss ja nicht, ob ich hier ein bisschen Werbung machen darf. Aber neben den vielen Trainingsangeboten unterrichte ich Yoga und arbeite auch als selbständige Masseurin. Nein, nicht als Physiotherapeutin, das masse ich mir nicht an. Ich muss ja schliesslich auch später noch Geld verdienen. Da bin ich Realistin, trotz Prinzessin.

Dieses Jahr werde ich neu so etwas wie ein Yoga-Retreat anbieten. Das ist für Leute gedacht, die sich für ein paar Tage von der Hektik des Alltags erholen möchten, was immer das sein soll. Kann ja vorkommen. Da biete ich dann Yin Yoga und Yoga Nidra an; und das abgeschieden inmitten der Appenzeller Hügel. Wenn ich das Schwartz oder Falckner erzähle, bleiben beide auffällig still. Ich vermute, sie haben wenig Verständnis für östliche Kulturen. Schwartz hat das nur einmal kurz kommentiert. Ihn mache die Stille nervös.

Ja, und da bleibt doch noch diese etwas seltsame Frage auf diesem Fragebogen übrig, was ich denn von Petrus gerne hören würde, wenn ich an der Himmelspforte ankomme. Also das weiss ich genau. Er würde sagen: «Marianna, das war gut. Du hast aus deinem Leben das Beste gemacht. Gratuliere. Buddha ist da hinten rechts.» Es kann sein, dass sein Kompliment so nicht genau stimmt. Aber ich werde mir sicher Mühe geben, es zum Stimmen zu bringen.

Mir fällt dazu gerade noch etwas ein. Einmal habe ich Schwartz doch noch und konkret gefragt, was er denn von Yoga halte? Er hat höflich

geantwortet. Er wisse es nicht. Er habe sich nie damit beschäftigt. Er kenne zwar ein paar fernöstliche Autoren, lese ab und zu Lao Tse. Er müsse aber gestehen, sie seien ihm fremd geblieben. Er halte sich da bedeckt, was immer das heißen soll. Er habe zudem schon nach einigen Minuten Yoga starke Schmerzen verspürt. Das habe ihm gereicht. Ich muss zugeben, ich verstehe ihn nicht immer. Alles und alle verstehen? Das habe ich schon lange aufgegeben. Und da sind Leonard Schwartz und ich uns auch einig. Das ist je länger desto weniger möglich. Er sagt dann immer, bei ihm sei das nicht so. Wo andere vom Profanen ins Spirituelle streben, sei es bei ihm gerade umgekehrt. Davon merkt man allerdings wenig. So wie der manchmal daherredet, hat man eher den Eindruck, er schwebe über den gewöhnlichen Dingen. Und danach vergisst oder vermisst er wieder seine Schlüssel und seine Brieftasche oder sein Mitgliedskärtchen. Ist manchmal ganz schön zerstreut, der Mann.





# Dolce e amaro

Leonard Schwartz

«Du bist manchmal ganz schön zerstreut», das hat Marianna mehr als einmal zu mir gesagt. Da hat sie nicht ganz unrecht. Das bin ich manchmal. Ich höre das nicht gerne. Das war nicht immer so. Aber mit zunehmenden Interessen und angereichertem Wissen könnte das schon sein. Irgendwann scheint die Gehirnkapazität ausgeschöpft zu sein. Da bin ich allerdings nicht sicher, ob diese Erklärung für die temporären Defizite genügen kann.

Sie hat mich mal gefragt, ob ich denn früher als Kind so wie heute gewesen sei. Meint sie jetzt selbstsicher, eloquent und sophistiziert? Die Photographien beweisen eher das Gegenteil. Sie zeigen einen schwächlichen, dünnen Knirps, wohl auch etwas kränklich und sehr ängstlich. Auch hustete ich etwas zu häufig. Und als man angeblich «zwei Schatten auf der Lunge» entdeckte, war offenbar die Diagnose Richtung Tuberkulose erwiesen. Das ergab genug Evidenz, den schwächtigen «Lenelli» ins Kindererholungsheim Bad Sonder in Teufen zu stecken.

Besucht hat mich dort ich glaube nur die gute Seele Tante Franziska. Sie war es, die mich auf der Reise in die Hügel in der alten Appenzeller Bahn begleitet hatte. Oder doch meine Mutter? Wohl eher nicht. Die hatte andere Sorgen. Ich hatte Heimweh nach den Grosseltern und meiner Tante. Ich heulte jedes Mal steinerweichend, wenn sie nach ihren Besuchen wieder abreisen musste. Andere Erinnerungen an dieses Heim habe ich wenige. Etwa an jenes unvergessliche, die Dunkelheit zerfetzende Gewitter, das während des Abendessens den grossen Essraum und unseren Milchreis und Zwetschgenkompott durch die hohen Fenster blitzezuckend erhellte und unsere armen Kinderseelen verdonnerte.

Ich fürchtete mich wie noch selten, wurde aber wahrscheinlich von einer Frau in Weiss, vermutlich von einer Schwester beruhigt. Man war da oben streng, aber irgendwie auch nachsichtig und gütig. Eine Pflanzstätte des Bösen, wie es uns vielleicht die neuere Heim- und Verdingbuben-Literatur weismachen möchte, war diese Heilstätte ganz sicher

nicht gewesen. Gut, wir mussten uns nach dem Mittagessen hinlegen und still sein. Das war nicht einfach. Heute wäre ich froh, wenn das alle müssten, in Einzelfällen gleich 24 Stunden lang pro Tag. Die Stoa genießt meine Sympathie.

Ich fühlte mich trotz Heimweh da oben geborgen. Wie später einmal im Kantonsspital nach einer Blindarmoperation. Da wäre ich am liebsten für immer dort geblieben. Ich wollte auf keinen Fall mehr nach Hause zu diesem neuen, merkwürdigen, sprachlosen und in jeder Beziehung zweiten Mann und zu meiner unzufrieden hadernden Mutter zurückkehren.

Wie gesagt, im Bad Sonder war Disziplin angesagt, was zum Beispiel eben diese Ruhestunden in der Liegehalle betraf. Da durfte man nicht sprechen. Ja richtig, auch an einen Waldspaziergang erinnere ich mich jetzt wieder, mit Tante Franziska und an den Schuhraum. Irgendwas muss mit den Schuhen gewesen sein. Schmutzige Schuhe putzen? Ich weiss es nicht mehr. Da war irgendetwas Unangenehmes. Vielleicht weil ich meine Schuhe noch immer nicht selber binden konnte? Oder war es schon wieder der drohende Abschied von meiner Tante? Wieder allein sein zu müssen? Und eigenartig ist auch, dass ich mich an keine Mitbewohner erinnere. Als wäre ich da oben ganz alleine gewesen. In einer Art Isolationsaufenthalt.

Ich weiss nur, dass ich keine Ahnung hatte, was ich da oben im Appenzell eigentlich sollte. Grossmutter sprach verbohrt von Keuchhusten, die Ärzte von Asthma und Anzeichen von einer Tuberkulose.

Irgendwann hat mich dann Tante Franziska wieder zu den Grosseltern heimgeholt. Eltern hatte ich wie andere Kinder, so schien es jedenfalls, damals keine. Ich war wieder zuhause, und alles war wahrscheinlich gut. Ob mein Leben von diesen Erfahrungen geprägt wurde, kann ich nicht beurteilen. Mag sein. Zu vermuten ist es. Ängste, Demütigungen und Verlassenheitsgefühle sind wohl kaum ein taugliches Beet, in dem gesunde und kräftige Blumen heranwachsen, höchstens Blumen des Bösen, giftiger Fingerhut, der in unserem Leben uns blühen könnte. Das klingt jetzt aber sehr nach Heilkräuterpsychologie. Solche Sätze schreibe ich in der Regel nie.

Vielleicht ist an der Theorie frühkindlicher Verletzungen als Auslöser von Lebens-Konstanten doch was dran, auch wenn sie nicht selten als Ausflüchte von Kriminellen gelten wollen.

Aber bitte, noch einmal: Ob das Böse, wie immer wieder von theologischer Schlagseite mit Vorbedacht angedeutet, genuin als Ausdünstungen aus des Teufels Küche zu verstehen ist, überlasse ich den Gottesgelahrten mit Vergnügen. Aber böse oder bösartige Menschen, die gibt es. Ich zähle mich nicht zu ihnen.

Zudem: Der Begriff geht mir langsam auf die Nerven. Damals dominierten mein junges, wohl auch etwas infantiles Leben nichts Böses, sondern unerklärbare Ängste. Ich träumte von riesigen schwarzen Bäumen und hatte Halluzinationen von einem Neger, der mich über dem Fussende meines Bettes anstarrte. Oder ich konnte nicht einschlafen und sah Leute endlos in einen Zug ein- und aussteigen. Vermutlich hatte ich Fieber gehabt. Natürlich wurde ich ausgelacht. Meine sogenannte Familie war handfest und resistent für Raffinierteres als Zucker.

Überhaupt, diese «Familie». Die Spielkameraden im Sandkasten fragten auch schon mal, wer und wo denn mein Vater sei? Und meine Mutter? Was ist mit denen? Ja, wo waren die? Vor allem mein Vater. Den habe ich nie gesehen. Und wenn doch, dann war ich zu jung gewesen. Ich habe dann notlügend einfach meinen Grossvater zum Vater ernannt. Meine Mutter arbeite irgendwo in einer Fabrik. Die könne halt nicht immer da sein, sagte man mir.

In Wirklichkeit war sie überhaupt nicht da. Physisch selten genug und in Gedanken immer woanders. Sie war nach der Scheidung offenbar auf Männersuche. Warum sie sich von ihrem ersten Mann – von ihrem zweiten, dem Versager, das war dann schon klar – warum sie sich scheiden liess, habe ich bis heute nie genau abklären können. Hat mich auch nie speziell gefesselt. Sie sagte nur, dass ihr erster nicht gearbeitet und stattdessen Groschenromane im Bahnhofbuffet gelesen habe. Geglaubt habe ich ihr das schon recht früh nicht mehr. War vermutlich eine Schutzbehauptung. Der Mann fühlte sich vielleicht eingengt, gefangen in dieser Mussheirat. Und nicht vergessen: Das waren die 50er-Jahre.

Was sollte ich glauben? Zudem war es mir herzlich egal. Tante Franziska hat mir später erzählt, dass mein unbekannter Vater sehr musikalisch gewesen sei, folglich Musiker werden sollte, was aber von seinen Eltern nicht akzeptiert wurde. Er musste eine Lehre als Spengler absolvieren. Schon sehr ordinär, diese Geschichte, nicht?

Glück sah anders aus. Er habe deshalb auch nicht immer Arbeit gehabt und die Familie vernachlässigt: Geldsorgen, Erkenntnis, dass man in einer Zwangsehe lebte, Entfremdung, andere, grössere Pläne für die Zukunft? Zitat Mutter: Es ging einfach nicht mehr. Sie wollte höher hinaus. Hotelsekretärin, das wäre es für sie gewesen, hat sie mehr als einmal gesagt. Aber ehrlich, dazu war sie wahrscheinlich einfach zu doof. Fleissig, das schon, frei nach Jean Paul: «Sie wässerte ihre Gedanken fleissig.» Aber war sie auch intelligent genug? Man darf es bezweifeln. «Der Zweifel ist der Weisheit Anfang», sagt Descartes. Und der musste es ja schliesslich wissen. Wenn Falckner das liest, wird er mir wieder meine Zitierfreude vorhalten.

Was aber wissen wir über diese Mussheirat? War das doch bloss eine missratene Bettangelegenheit? Der Mann hat's ihr schlicht nicht richtig besorgt? Weder mit Geld noch mit Geist. Mit Sex? Darüber hat man nie gesprochen. Damals schon gar nicht.

Nach der Scheidung brauchte sie, das ist Originalton, einen Ernährer für sich und den Buben. Für den Buben, das Danaergeschenk zum neuen Jahr, ihr schlechtes Gewissen auf dünnen Beinen.

Dass sie geschieden war, davon hatte ich keine Ahnung. Scheidung? Was war das denn? Woher hätte ich es wissen sollen? Ich war mir nicht einmal bewusst, dass man einen Vater zu haben hatte. Grossvater und Grossmutter und Tante Franziska, das genügte doch vollkommen.

Wenn mich später jemand gefragt hat, ob ich denn meinen leiblichen Vater nicht mal kennen lernen wollte, fragte ich nur lakonisch zurück: Wozu? Was würde das bringen? Ich hätte früh lernen müssen, mich auch ohne paternalistische Protektion zu behaupten. So geschraubt zu reden, habe ich später rasch gelernt. Und nicht nur wie ein Prolet, sondern jemand, der jetzt endlich mal den Reichtum der Sprache ausloten wollte. Typisch Unterschicht.

Orlando kann das nicht verstehen. Wir sprechen zwar selten über solche Themen. Und wenn, dann nur in Fragmenten. Sicher ist, dass in unserer Familie nicht darüber und überhaupt nicht viel nachgedacht wurde, zumal nicht vor Kindern. Das Leben ist, wie es ist. Man muss irgendwie da durch. Wobei «Familie» in diesem Falle ein Euphemismus ist. Ich war offenbar für meine sogenannte Mutter so etwas wie der Stachel im Fleisch, das böse Resultat ihrer Schwächen und Fehltritte, der lebendige Dauervorwurf für ein frühzeitig verpfushtes Leben.

Ich musste wohl unbewusst früh erkannt haben, dass ich von ihr kaum das erwarten durfte, was eine Mutter ihren Kindern geben sollte. Sie dafür zu hassen, konnte ich nicht. Sie war nur ein Störsender, eine unwillkommene Unterbrechung meiner Privatprogramme.

Das war Tante Franziska nie und ist es bis heute nicht. Sie war so etwas wie ein behaglicher Rückzugsort. Bei ihr war ich sicher. Da verflüchtigten sich die Ängste bei Apfelkuchen und Nachmittagstee.

Sie war, ganz banal gesprochen, einfach lieb. Sie war es, die mich handfest ermunterte und tröstete, die mich ins Bett brachte, eine gute Nacht mit süßen Träumen wünschte, die meine drollig komischen Einfälle weglächelte, mich handfest einen Spinner nannte, und manchmal auch im Nachbarbett schlief, wenn mich die «Schwarzen Bäume» ängstigten. Ich bringe es auf einen einfachen Nenner. Wäre sie nicht gewesen, ich hätte nicht garantieren können, ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft geworden zu sein, also liebenswürdig, hilfreich, edel und gut, aber keinesfalls, was weiss ich, ein Bovist im Gesellschaftswald?

Als ich sechs Jahre alt geworden war, hatte wohl zu dieser Wertsteigerung ein wenig auch der Besuch des Kindergartens von Kammerswil beigetragen. Ich sehe ein altes gelbes oder graues Gebäude, Marke Schulhaustil so um 1930, in einem eher düsteren Park, hohe Bäume, feuchte Parkwege, Eiben, Thuja, rostige Eisenzäune, einen riesigen Sandkasten vor dem Haus, an dessen Umfassungsmäuerchen aus Beton ich mir einmal das Schienbein furchtbar blutig aufgescheuert hatte. Ich muss einmal mehr entsetzlich geheult haben. Lenny, der Heulsuserich. Da wurde ich dann umsorgt und gepflegt. Das gab es also auch; und das war zugleich unsagbar schön.

Oder wenn wir in der Turnhalle waren, und die Kindergartentante uns aufforderte, mit den Fingern auf den Boden zu klöpfeln. «Hört ihr, wie es regnet?», fragte sie uns rhetorisch. Oh ja, ich hörte es. Und wie! Ich war hingerissen. Wie war das möglich? Imitierter Regen: Das war schon beinahe eine musikalische Offenbarung, tröpfelnde Metaphysik. Ein Meilenstein am Weg zu etwas wie Bildung? Würde ich den Namen der Kindergärtnerin und ihr Grab kennen, ich besuchte sie und legte ihr ein paar Blumen vor den Grabstein. Wunderbares Kammerswil, Illusion einer trotz unkonventioneller Familienverhältnisse unbelasteten Kindheit.

Tante Franziska war damals Schuhverkäuferin. Wenn ich beim Bäcker Krüsi in der Nachbarschaft des Schuhladens Brot holen musste, durfte ich sie manchmal besuchen, auch wenn ich keine Schuhe brauchte. Da wollte ich dann unbedingt meine Füsse in einer Art Röntgen-Kasten betrachten. Mit diesem Gerät konnte man sehen, ob der Schuh passt, Gamma-Strahlung hin oder her. Heute schlicht undenkbar, damals state of the art eines Schuhgeschäftes, das auf jeden Fall etwas auf sich hielt.

Das Gerät nannte man «Pedoskop» oder auch «Fluoroskop». Es soll erst mal in den USA, ja wo denn sonst – von dort wird uns auch gesunde Ernährung, Hula-Hoop, Billy Graham, Donald Duck und der andere Donald beschert – soll also ein Partygag gewesen sein und ist dann zum Werbe-Gag der Schuhgeschäfte mutiert. Amerika scheint übrigens gegenwärtig auch zu einem gigantischen Werbegag zu deprivieren.

Wer vor 1965 geboren war, hatte gute Chancen, in den besseren Schuhgeschäften so ein schöneredetes «Schuh-Fluoroskop» in Aktion erleben und Genmutationen riskieren zu dürfen. Auf Kleinkram wie Strahlenschutz verzichtete man grosszügig.

Meine Tante liess mich, nur so zum Spass, an das Gerät. «Aber nur einmal!» Als hätte sie intuitiv erfasst, dass diese Art der Körper-Introspektion nicht gefahrlos und sicher nicht gesund war. Aber eben, damals war Füsseröntgen «in», und kein Mensch dachte Böses über die tausendjährigen Folgewirkungen, wie sie heute im Kontext der Kernkraftwerke diskutiert werden.

Das Gerät haben Mütter bedenkenlos ihren Kindern zugemutet; vor allem, um die Passform von Babyschuhen zu prüfen, hat mir Tante Franziska später erzählt. Und es stimmte natürlich: «Die Kleinen konnten ja nicht sagen, wo der Schuh drückt.» Wir ja meistens auch nicht immer genau.

So habe ich dann meine Zehenknochen gesehen und bewegt. Ob ich dabei bereits an die Vergänglichkeit des Lebens gedacht habe, ist eher unwahrscheinlich. Dafür hat dann später die katholische Kirche gesorgt. Die Konfrontation mit dem Neuen Testament ist aber eine andere Geschichte. Vorher habe ich noch von der Sintflut in Kammerswil im nassen Jahr 1954 zu berichten.

In meiner Erinnerung muss es tagelang und vermutlich auch pausenlos geregnet haben. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann der Hegelbach über die Ufer treten und die Hegelbachstrasse unter Wasser setzen würde.

Und tatsächlich, an einem Morgen sagte die Grossmutter zu mir: «Leneli, du kannst heute nicht in den Kindergarten.» – «Ja warum denn nicht?», wollte ich wissen. «Schau zum Fenster hinaus, dann weisst du es.» Das war kein Turnhallen-Boden-Klöpfeln mehr. Das war eine veritable Überschwemmung.

Tatsächlich, eine frisch ausgebagerte Baugrube war voll bis zum schlammigen Rand. Das Gras lag schlaff. Weiter hinten und weiter oben rechts, wo der Bach herkommt, überall Wasser, ein neuer See, wo früher eine Wiese den Bach säumte. Ich rannte in den Pantoffeln die Holzterasse hinunter und wollte auf die Strasse. Aber da war keine Strasse mehr, sondern ein schmutzig braun-grauer Bach, der drohte, in unseren Kohlenkeller zu fliessen. Nasse Kohle bedeutete damals kalte Zimmer. Was dann aber nicht geschah. Sandsäcke, erhöhte Kellerfenster und eine tüchtige Feuerwehr verhinderten das!

Ich wollte mir dann alles unbedingt ansehen. Aber das Wasser war viel zu tief. So stand ich stundenlang in der Haustüre, und schaute frierend dem Fliessgewässer und den Feuerwehrmännern zu. Erst als die Grossmutter ein ungewohntes Machtwort sprach, kehrte ich nach oben in die warme Wohnung zurück.

Ob das die Geburtsstunde meines Wunsches war, auch mal Feuerwehrmann zu sein, kann ich nicht belegen. Aber ich bin es geworden, und das acht Jahre lang bei den Grenadieren des Löschbrigade, im Atemschutzzug. Dienstrang: Gefreiter. Ein Draufgänger, würde man meinen. Mitnichten, die Grundregel weiss ich heute noch: «Stehe still und sammle dich!» Kann man ja jederzeit auch fürs praktische Leben brauchen.

Wenn das nur alle täten. Aber wir leben in einer Epoche der Schnellschüsse und Quartalsbilanzen. Und dann wundern sich die Geldkröten und Bilanzunken, wenn ab und zu eine Rezession oder eine Immobilienblase jede Art von Vernunft widerlegt, als wäre dies alles ein Naturereignis wie das Hegelbach-Hochwasser meiner Kindheit. Vielleicht war es auch ein mahnender Fingerzeig auf andere, wirklich prägende Katastrophen.

In meinem Kinderleben hat es zwar nie lebensbedrohliche Lagen gegeben. Das stimmt nun aber auch nicht ganz. Als ich von einer Teppichstange heruntergefallen war und Faser-Staub auf dem Kiesboden das Knie geringfügig aufschürfte, begann das Knie zu jucken. Ich fühlte mich müde und hatte Kopfschmerzen. Das war aber noch nichts Besonderes.

Dann aber begann von der Verletzung herzwärts ein roter Strich immer länger zu werden. Als in der Folge die Kau- und andere Gesichtsmuskeln und der Nacken sich zu verkrampfen begannen (Risus sardonicus heisst das im Jargon), wurden dann das ansonsten ziemlich indolente, zweite Ersatz-Elternpaar doch noch etwas stutzig. Sie alarmieren den Hausarzt. Ein Dr. Wartmann, der aussah wie Dr. Katzenberger auf Jean Pauls Badereise. Der wartete auch am Sonntag nicht zu, eilte ans Bett des benommenen Jungen und diagnostizierte Starrkrampf. Da er zu wenig Gegenmittel hatte, raste er mit seinem VW Käfer in die Praxis zurück, holte eine zweite Ampulle, ich glaube es war humanes Tetanus-Immunglobulin, und verpasste mir eine zweite Gabe.

Der Mann hat mir das Leben gerettet. Posthum hier der Dank und eine stille Laudatio. Und von dem blutenden Darmriss Jahrzehnte später, würde ich auch erzählen, wenn ich nicht wüsste, dass solche

Histörchen zum Grundbestand der Dialoge älterer Herren gehören und daher zu vermeiden sind.

Denn worüber reden die meistens? Über ihre Gebrechen und Schmerzen. Und beim Nachtessen, was man im Restaurant zum Schlemmertal alles bestellt habe, wie es dem S. und seiner dementen Frau gehe, und welche Todesart man sich wünsche. Also lassen wir das jetzt endgültig und kehren zu ein paar unangenehmeren Peripetien des Lebens zurück.

Die erste erlebte ich mit sieben Jahren. Da war nach längerer undefinierter Absenz wieder das in Erscheinung getreten, was die Verwandtschaft meine Mutter nannte. Sie wolle mich von den Grosseltern und Tante Franziska weg- und zu ihrem neuen Mann mitnehmen, den sie offenbar in der Zwischenzeit ohne mein Wissen geheiratet hatte.

So hat sie das wahrscheinlich nicht gesagt. Ich weiss auch nicht mehr, was ich beim Abschied von meinen wirklich geliebten Grosseltern und Tante Franziska gefühlt haben musste. Ich stelle mir vor, dass ich wenig begeistert war. Wahrscheinlich sogar traurig. Oder kindlich indolent.

Aber auch neugierig. Das hat sich bis jetzt als Lebenskonstante gehalten. Habe das offenbar einfach hingenommen. Westeuropäisches Kismet. Vielleicht habe ich es auch gar nicht wahrgenommen. Ich extrapoliere die Gefühlswelt eines sieben Jahre alten Jungen bloss noch experimentell. Und ich frage mich heute auch manchmal, was wäre wohl gewesen, wenn wir dort in der Ostschweiz geblieben wären. Keine Ahnung, ob das gut herausgekommen wäre.

Und zum Teufel mit den Konditionalien des Lebens, wenn das Normative der Fünfzigerjahre regiert. Und das hiess, wo Kinder sind, gehört auch eine Familie hin. Also ein Mann und eine Frau, ein Ernährer und eine Mutter. Heirat: *Conditio sine qua non*.

Diesem Gesellschaftsanspruch hatte man zu genügen. Also her mit dem Mann. Her mit dem Versorger. Auch wenn er ein Versager ist. Was war schon Liebe? Was beim Henker soll das mit der Liebe? Hauptsache die Reputation ist gerettet. Und da gab es nur eines. Wegziehen an einen Ort, wo uns niemand kennt.

Neuanfang, aber wie sich herausstellen sollte, unter undenkbar schlechten Vorzeichen. Wo schon sehr rasch im Dorf, in Vereinen und Schule die Frage auftauchte, warum der Sohn nicht heisse wie seine Eltern. Und dann dieser Dialekt! Denn muss ich mir sehr rasch abgewöhnt haben. Mit der Namensdifferenz war das nicht möglich: Ich hiess Schwartz mit TZ, der neue Mann Boller. Schon rein phonetisch eine Zumutung.

Die Hölle war es nicht. Nein, das nicht. Wir hatten nie Hunger. Wir wurden nicht geschlagen. Sagen wir lieber, selten. Und Arbeiten beschränkte sich auf Geschirr abtrocknen, später dann, als die Mutter sich im Wochenrhythmus von einem anderen Mann durchbumsen liess, auch noch kochen und putzen.

Wenn sie dann ab und zu noch da war, packte sie offenbar das schlechte Gewissen. Sie brachte dann die Wohnung auf jenen Glanz, den ihr Leben nie gehabt hatte. Sollte ich da Mitleid und Verständnis haben? Wie denn? Ich verstand doch überhaupt nicht, was da ablief. Zudem war ich mit meiner eigenen Welt ausreichend beschäftigt, der Welt der Geschichten zwischen zahllosen Buchdeckeln und wöchentlichen Besuchen in der Leihbibliothek, wo sich die dicken und bibliophil stinkenden Wildwest- und Kriminalschwarten bis an die Decke türmten.

Pro Wochenende las ich nicht selten zwei davon. Das behaupte ich zumindest. Ich wurde zum Leser, zum Schelleler. Im Grunde genommen war's ein Laster. Fernsehen gab's ja noch nicht oder höchstens mal bei den Nachbarn für Fury und EWG mit Kulenkampff, der noch ein gepflegtes und verständliches Deutsch sprach, das heute der germanischen Nation hörbar abhandengekommen ist. Beispiel: «Wir sind Papst».

Der genarrte Zweite Mann meiner Mutter war ein farbloser Schweiger. Und er stank. Ich habe heute noch seinen Geruch von mangelnder Körperpflege, Terpentin und Farbe in der Nase. Er war Hobbymaler und sah sich vielleicht als Künstler. Manchmal musste ich mit in die Landschaft, wo er dann in der Hitze der Sommertage irgendeine sträucherüberwucherte Gegend in Öl tauchte, während ich mich langweilte und

im schlimmsten Falle pollenbedingt auch noch Niess- und Asthmaanfälle überstehen musste. Ich vermute, dass meine Stubenhockervorlieben ein Resultat dieser Erfahrungen im unfreiwilligen Freien sind.

Aber ich habe vorgegriffen. Zurück zur Abreise von Kammerswil. Wir müssen in einen Schnellzug, Leichtstahlwagons und damals an einer topmoderne Re 4/4<sup>1</sup> gestiegen sein, der nach Westen fuhr. Am Abend befand ich mich dann im Bett eines Zimmers, das zu einer Dreizimmerwohnung gehörte. Und da war ein fremder Mann, den ich Papa nennen sollte. Der Mann stank damals noch nicht nach Farbe, nach Rauch und nach nicht jeden Tag gewaschen. Und ob er je gelacht hat, weiss ich auch nicht mehr.

Wenige Jahre später hat er es ganz sicher nicht mehr getan, als seine Frau ihn offen mit einem anderen betrog, den sie dann nach ihrer zweiten Scheidung auch noch heiratete, einen Spiesser der Sonderklasse, dem aber sein Geld und offenbar auch ein spezielles Organ hinter dem Hosenladen für sie stand, pfadfindermssig allzeit bereit. Offenbar war das eine Festivität, welche ihr der Schweigsame nicht bieten konnte.

An diese ersten Tage im Mittelland kann ich mich wie gesagt nur vage erinnern. Erst allmählich tauchen Bilder auf: Eine konische Deckenlampe, ein Nierentisch, ein Buffet, bemalt mit zwei kopierten Klee-Bildern (Villa R) des Hobbymalers Boller. Das konnte er offenbar.

Es sind Bilder eines Lebens im Blockquartier, dem Proletenviertel des Mittellanddorfes, wo heute die Balkanesen und andere Nationalitäten, nur bloss keine Einheimischen mehr wohnen. Saubere Rasenflächen, die man nach zwanzig Uhr nicht mehr betreten durfte. Das wurde kontrolliert. Der Quartierabwart machte am Abend seine Runde in blauer Schreinerkluft und wies die Leute zurecht. Und die Mieter liessen sich das gefallen. Denn man wusste nicht, ob das Fehlverhalten nicht der Verwaltung, also «nach oben» gemeldet wurde. In den Fünfzigern herrschte noch Ordnung.

In unserem Quartier lebten Handwerker, ein Rangiertvorarbeiter, ein Strassenbahn-Mechaniker, ein Maler und vor allem die teilweise ungelernen Arbeiter im nahen Verteilzentrum eines aufstrebenden Supermarktes; und die Angestellten der angeschlossenen Grossbckerei.

Das war noch solide Schweizer Arbeiterschaft mit eigenem Turnverein und einer starken Sozialdemokratischen Partei, die noch wusste, wofür sie einzustehen hatte. Kann sein, dass ich jetzt etwas hyperventiliere. In unserem Sechsparteienblock wohnte auch eine Tessinerfamilie. Das war dann bereits etwas exotisch und nicht immer leicht, denn die Eltern sprachen kaum richtig Deutsch.

Die zweite Peripetie? Das war der Eintritt in die Schulwelt. Immerhin musste ich nicht alleine dahin. Aber ich fand es dennoch furchtbar. Ich muss geflennt haben, was von der Frau, die Mutter spielte, mit der einfühlsamen Bemerkung quittiert wurde, ich sei ein «Geeggel», was man mit Sensibelchen, Weichei oder Schwächling übersetzen müsste.

Ob ich gerne zur Schule ging? Blöde Allerwärtsfrage. Die Antwort ist zwiespältig: Doch, eigentlich schon. Da musste ich nicht zu Hause sein. Wie fast alle Kinder, weiss ich auch nicht mehr, wie ich lesen gelernt habe. «Sum, sum summ, Bienchen ... und so weiter, für das «S».

Und lesen? Wie war das schon wieder gewesen? Ich konnte es einfach. Es erschlossen sich sehr bald die Phantasiewelten der Bücher. Und so wie ich in die Schule floh, flüchtete ich mich in die Bücher. Da war die Welt auch nicht immer in Ordnung, aber am Schluss dann halt doch besser. Vor allem in den Kinderbüchern mit dem neckischen Titel wie «Die lustigen und gefährlichen Abenteuer des Rösslein Hü» von einem Franz Caspar oder «Das Kühlein Muh», wobei ich da nicht sicher bin, ob es das je gegeben hat oder noch gibt.

Und die Lehrerinnen, die Lehrer? Keine konkrete Erinnerung. Fräulein Täschler war noch jung, zwar ein wenig streng aber nicht lieblos. Auf einer Klassenphotographie sieht sie nicht gerade wie ein erregender Männertraum aus. Aber bei diesen stillen Gewässern weiss man nie genau, was für Strudel und Stromschnellen den Pontonier auf dem Nachen der Liebe erwarten. Für diese Metapher wird mich Falckner wahrscheinlich vor den Sprachkadi schleppen wollen.

Die dritte Klasse kommandierte Frau Stettler, ein weisshaariger Drachen, die ein strenges Regiment führte und mich an einem Wintermorgen mit der frohgemuten Begrüssung und Frage vor der ganzen Klasse empfing, ob ich der Brandstifter gewesen sei.

Am Vortag hatten nämlich zwei Jungs im Dachstock unseres Blockes eine Dampfmaschine statt mit Wasser mit Benzin gefüllt und kurz mal drei Viertel des Daches abgepackelt. Ich hatte damit überhaupt nichts zu schaffen. Ich sass nämlich am Küchentisch und kratzte mit der Stahlfeder an einem meiner ersten literarischen Werke, an einem Schülersaufsatz herum, als es klingelte und der Quartierauswart uns befahl, die Wohnung sofort zu verlassen. Begründung keine. Sein Wort musste genügen.

Ich bin dann wirklich nach draussen gerannt, in Hausschuhen und Jacke. Und das im eisigen Februar mit Schnee und gefrierenden Bächen. Vergessen werde ich nie den Geruch im Treppenhaus nach verbrannten Kartoffeln. Und ich dachte auch tatsächlich einen kurzen Moment lang, da hätte jemand Kartoffeln ins Feuer geschmissen. Draussen sah ich dann den Rauch und die ersten Flammen, welche aus dem rauchenden Dach bleckten.

«Wo bleibt nur die Feuerwehr, wo bleibt nur die Feuerwehr? Wenn die nur bald kommen», musste ich, wie man mir später sagte, wie ein Mantra ziemlich laut vor mich hingesprochen haben. Als erstes Detachement rannten dann Männer in Zivil vom Verteilerzentrum herbei, um die ersten Leitungen am Hydranten anzuschliessen und zur Brandstelle zu verlegen.

Am Abend bereits war das verkohlte Dach mit Planen und Brettern abgedeckt. Wie schnell sowas bewerkstelligt wurde. Für mich ein Wunder. Es wird nicht in unsere Wohnung schneien. Später habe ich erfahren, dass die Knallerei während der Löscharbeiten von der Taschenmunition (GP 11) ausgelöst worden war, welche ein Wehrmann samt Ausrüstung im Dachstock aufbewahrt hatte und die von der Hitze zur Explosion gebracht wurde. Ich stellte mir natürlich vor, büchergenährt phantasie reich, wie ich es offenbar war, wie die Kugeln um die Feuerwehrmänner herumgepfiffen haben mussten.

Aber zurück jetzt zu dieser Frau Stettler. Die hat auch schon mal einen Schüler zusammengestaucht, weil er ihren Mann auf der Strasse einfach so mit dem berndeutschen «Dir» angesprochen hätte. Ich habe bis heute nicht begriffen, was daran verwerflich gewesen sein sollte. Heute

würde man so etwas gar nicht merken. Heute wird akzeptiert, dass islamistische Pubertätsschnösel Frauen und im Besonderen ihrer Lehrerin den Händedruck verweigern. Von Leitkultur keine Spur, oder höchstens jene von Absurdistan.

In der Regel hat die Stettler mich aber in Ruhe gelassen. Sie war eine latente Bedrohung, das schon, aber mehr nicht. Lehrer waren generell gefährlich und einschüchternd, zusammen mit Polizisten und Pfarrersleuten. Wobei nicht vergessen werden sollte, dass wir trotzdem und vor allem über den Klerus immer ein paar Witze parat hielten. Alle heimlich natürlich, nur im Kreise der Lieben. Vor allem über Herrn Pfr. Tropfstein, der natürlich nicht so heisst, aber den man angeblich auch schon mal zwischen den Beinen einer Frau erwischt haben soll. Und diese Beine gehörten nicht der Pfarrhausgattin.

Ein eigentliches Terrorregime der Extraklasse durfte ich dann in der vierten und fünften Klasse erdulden. Unser Lehrer war gegen zwei Meter gross, so kam es mit jedenfalls vor. Die Klassenphotographie bestätigt es allerdings: Eine Riese unter Zwergen. Ein Riese, der sich nicht im Griff hatte. Er hiess Feller. Der war apoplektisch gefährdet, würde ich heute sagen.

Und er verprügelte regelmässig die Knaben, und nur die Knaben, mit einem dicken Haselstecken. Oder es gab Tatzten auf die flache Hand. Ich erinnere mich an seinen hochroten Kopf, wenn er es tat. Genoss er es? Ein Sadist? Oder tat er es widerwillig, weil man es damals einfach tat, tun musste? Nur der alte Lehrer Wild, der hiess tatsächlich so, der wurde seinem Namen gerecht, schlug mit dem Vierkantlineal den Buben ins Gesicht.

Bei Feller mussten wir uns immer das Lachen verkneifen, wenn er auf seiner Geige mickrig fiepend herumschabte und in der Singstunde so unsere Lieder begleitete. Wir fanden den Riesenkerl mit seinem Instrumentlein in seinen Klauen und ihren jämmerlichen Klang einfach zum Grinsen. Das hat er dann gemerkt und ist dann noch wütender geworden.

Ein bis zwei Mal im Monat hat er dann wie gesagt einen unserer schweren Jungs meistens aus nachvollziehbaren aber nicht entschuldbaren

Gründen am Kragen gepackt und zum Haselstock-Kreistanz antreten lassen, weil der Kerl irgendetwas Böses oder Sackblödes angestellt hatte. Ich erinnere mich nur noch an den Witzbold «Gäägi» und den späteren Kriminellen Fritz Gyger, der den Contredance au bâton mit einem klagenden «Uii, uii, uii» schreiend begleitete.

Und ich muss es gestehen, ich dachte, dass ihm Recht geschah. Der war wirklich ein Kotzbrocken. Der hat schon mal mit Pferdemit-Bollen und mit Schwärmern – das waren Knallfrösche in verschiedenen Grössen, zwei Stück für 5 Rappen – nach uns geschmissen oder mich geschlagen. Da ich ein «Sprezel» war, konnte ich mich gegen ihn nicht richtig wehren. Und als ich ihm unabsichtlich beim Spiel den Arm gebrochen hatte, und er mit seinem «Uii, uii!» nach Hause gerannt war, hatte ich zwar ein schlechtes Gewissen, wusste aber, dass es nicht böse gemeint war, und dass ich nur indirekt die Ursache seines Unfalles war. Er war unglücklich mit dem Arm auf einen der Granitbänke gefallen, oder so ähnlich.

Das redete ich mir jedenfalls ein. Machte ich mir da was vor? Da war nämlich noch etwas anderes. War es Genugtuung? Fand ich es im Stillen richtig, empfand ich eine Art Rache dafür, dass er mir vor dem 1. August eben diese Knallkörper und früher eben auch Pferdeäpfel nachgeworfen hatte? Und war es nicht mehr als gerecht, dass der ungehobelte Scheisskerl, der mich Woche für Woche angriff und zu Boden drückte und wissen wollte, wer jetzt der Stärkere sei, dass dieser klumphirnige Pisskopf endlich mal sein Fett wegbekommen hatte und mich seit diesem Vorfall in Ruhe liess, wahrscheinlich, weil er glaubte, dass ich ihn überwältigt hätte?

Jedenfalls kam er in der Folgewoche mit einem Gipsarm in die Schule, verlor aber kein Wort darüber und auch später schien die Sache entgegen meiner Befürchtungen erledigt zu sein.

Dass er dann im Gefängnis gelandet ist, erfuhr ich Jahre später, weiss aber bis heute nicht, was er verbrochen haben soll: Diebstahl, Veruntreuung? Ich höre immer aber noch seine klönende Mutter, die sich mit einem «Fritz, Fritz, was hast du jetzt wieder angestellt?» zum Klageweib en permanence entwickelt haben muss.

Ich habe nie mit jemandem darüber gesprochen. Und schon gar nicht gebeichtet. Das meine ich jetzt wörtlich, im Beichtstuhl der katholischen Diaspora. Wer am Sonntag alles andere als freiwillig und rein wie erster Schnee zur Kommunion wollte, musste am Samstag beichten.

Ich habe meistens irgendwelche Lappalien gestanden, um die wirklichen Sünden für mich behalten zu können. Also später neben der sogenannten Selbstbefleckung auch früher den gebrochenen Arm von Fritz. Als Busse wurde mir der «Englische Gruss» aufgetragen. Beinahe hätte ich dem Priester gesagt, dass ich kein Englisch könne. Aber soweit war ich damals in Sachen Ironie noch nicht.

Vermutlich darf ich diesen Ungehorsam und diese Verweigerung als erste Schritte auf dem Weg in die Hölle werten. Ähnliches hat mir auch der Medizinstudent Franco Kern erzählt, als dieser gute Freund und ich in der Rekrutenschule in Gefechts- und Rauchpausen die erpresserischen Erfahrungen mit der katholischen Kirche austauschten. Wobei der Begriff Gefechtspausen für angehende Sanitätssoldaten etwas sehr kombattant klingt. Verbandspausen wäre angemessener gewesen. Beide verachteten wir diese damals noch preussisch durchgeknallte Armee, die wir als wenig kriegstauglich einschätzten, wenn wir die Erfahrungen der Indochinakriege in unsere Betrachtungen einbezogen: Stichworte Vietnam und das taktlose Geschrei der 68er. Wir waren nicht grundsätzlich gegen die Schweizer Armee, aber wir waren gegen *diese* Armee.

Nun noch etwas ganz anderes, bevor ich es vergesse. Kommt in meinem Alter schon mal vor. Falckner hat mich angesprochen Ob ich etwas über diesen Pommier wisse? Wo der sei?

«Nein. Ich weiss nur, dass er seit Wochen nicht mehr hier im VITAFORCE aufgetaucht ist.» Darauf sagt Falckner.

«Ja, stimmt, ich weiss. Ich habe versucht, ihn auf der Festnetznummer zu erreichen. Die vom Handy habe ich nicht. Woher auch? Dann bin ich zu ihm nach Hause gefahren. Habe geklingelt und an die Türe geklopft. Ohne Erfolg. Er war nicht da. Da war aber eine Nachbarin nebenan im Villengarten, die Frau von Staatsanwalt René Daichinger.»

«Ja, den kenne ich.»

«Der hat doch diesen Prozess gegen Brechmann gewonnen. Diese Geldwäschegeschichte.»

«Ich erinnere mich nur vage», antworte ich.

Darauf Falckner, wie nicht selten etwas weiter ausholend:

«Du weisst ja, René gilt als taff. Der ist das pure Gegenteil von diesen Wetterfahnen-Staatsangestellten, vor allem von diesem Ratz mit dem komischen Vornamen.»

«Kenn ich nicht.»

«Solltest du auch nicht müssen. Erinnert mich immer an Bergün. Ist auf jeden Fall einer von diesen verhaltensoriginellen Typen. Kennt den Jargon der Sozialarbeiter auswendig. Will heissen: Lavieren, zu nichts Stellung beziehen und wenn doch, sich mit einem Wust von Erwägungen um Entscheidungen schlängeln. Das Unverbindliche, hier wird's Ereignis.»

Ich unterbreche kurz: «Und was hast du erreicht?»

«Ach so, ich sollte auf den Punkt kommen. Ich habe also diese Frau Daichinger angesprochen. Die hat mir gesagt, dass Pommier vor bald drei Monaten plötzlich abgereist sei. Er habe ihr die Schlüssel anvertraut und sie gebeten, ein bisschen auf das Haus aufzupassen, Pflanzen giessen, Briefkasten leeren. Das mache sie jeden zweiten Tag. Man kenne sich schon lange. Das sei also kein Problem gewesen. Ich habe sie dann gefragt, ob sie wisse, warum und wohin er verreist sei?»

«Und, was hat sie geantwortet?»

«Ganz einfach. Das könne sie nicht sagen. Vielleicht zur Erholung, eventuell beruflich. Sie wisse es nicht. Sie wisse nur, dass er es sehr eilig gehabt habe. Und sie erinnere sich, dass er Tage davor gefragt habe, ob ihr rund um ihre Häuser etwas aufgefallen sei. Ein Mann oder Männer?»

«Und, was hat sie gesagt? Ist ihr etwas aufgefallen?»

«Nein.»

«Du hast nicht nachgehakt?»

«Nein.»

«Ist aber schon merkwürdig, ich meine die Frage nach diesem Mann oder diesen Männern. Hat er sich bedroht gefühlt und ist deshalb abgetaucht?»

«Kann sein. Aber eher unwahrscheinlich. Es gibt da zwar Gerüchte. Aber ich sehe da bei bestem Willen keinen Zusammenhang», hat Falckner nun schon etwas ungeduldig geantwortet.

«Gerüchte?» Das will ich jetzt genauer wissen.

«Ja. Irgendwas mit einem Hund. Vor zwei Jahren ist im Schachen ein Hund erschossen worden. Auf grosse Distanz. Man munkelt in gewissen Kreisen, das könnte Pommier gewesen sein. Und es könnte doch sein, dass sich jetzt vielleicht jemand revanchieren möchte, ihn bedroht oder erpresst.»

Dass auch Falckner manchmal zu fantasievollen Histörchen neigt, ist bekannt. Ich reagiere daher zurückhaltend.

«Und du glaubst das? Das ist doch reine Spekulation, ich meine, das mit diesem Hund.»

«Ja. Aber du weisst schon, dass Pommier Jäger ist und als guter Schütze mit dem alten Armeekarabiner gilt.»

Das habe ich nicht gewusst. Zudem haben wir das nicht mehr vertiefen können. Denn unverhofft ist mein Dienstkamerad Franco Kern neben uns gestanden, hat uns wie immer mit einem mehr oder weniger originellen Spruch begrüsst. Dieses Mal mit einem:

«Na, wie geht's der frommen Christenheit allzeit hier?»

Da wir es nicht wissen, haben wir auch nicht geantwortet, was Franco meistens auch gar nicht erwartet. Der spricht von alleine weiter.





## **In partibus infidelium (I.P.I.)**

**Tomas Francis Matthias Kern (Dr. med. und Internist)**

So heisse ich in der Tat mit allen vier Namen, welche dem Vernehmen nach meine Mutter angeordnet hatte. «Mattheus, matres te salutant.» Freunde nennen mich Franco, in den USA Frank; und Freundinnen finden Matti auch nicht übel.

Schwartz sagt manchmal von mir, ich sei «ein zum Atheismus konvertierter Savonarola». Da die Vornamen des Dominikaners (Girolamo Maria Francesco Matteo) leider mit meinem teilweise korrelieren, muss ich Leonards etwas mühseligen Spass wie der Teufel den Verlust von Faust hinnehmen.

«Was heisst hier mühseliger Spass?», hat Schwartz zurückgefragt.

«Irgendwer wird sich dabei was gedacht haben. Ich sage das, obschon ich das alles nach wie vor für absurd halte und kaum glauben kann.»

Das ist leider so. Da fehlen in der Tat nur noch Girolamo und Maria. Solche Namen hat man als Opfer einer Familientradition einfach zu erleiden. Schwartz hat mich auch gefragt, ob ich katholische Eltern hätte.

«Ja, die Mutter vor allem, die stammt wie Marianna aus Italien. Die muss über diesem dominikanischen Bussprediger etwas abgewonnen haben. Sie ist etwas überfromm gewesen.»

«Aber ausgerechnet Savonarola? Was hat sich die dabei nur gedacht?», hat dann Schwartz nicht lockergelassen.

«Das weiss der Himmel. Oder vielleicht auch die Hölle. Das hat sie, und offenbar auch noch ein paar andere Geheimnisse, mit sich ins Familiengrab auf dem Gottesacker ihrer italienischen Heimat genommen, wo sie unbedingt bestattet sein wollte.»

«Und dein Vater, war der auch fromm?», wollte Schwartz dann doch auch noch wissen.

«Nein, Alois Kern, war nicht borniert. Jedenfalls nicht auf die strenggläubige Weise wie meine Mutter. Die war schon eher wie unsere Nachbarn. Die waren in der Chrischona oder Zeugen Jehovas. Ich weiss es nicht mehr. Irgendeine Sekte. Egal, die hatten so oder so nicht alle Zapfen an der Tanne. Aber komm, lassen wir das.»

«Warum denn?»

«Ja, warum wohl? Weil es sinnlos ist, solche Leute von ihrem Glauben abzubringen. Sollen sie doch. Meine Mutter, nur als Beispiel, wie verbohrt man sein kann, meine Mutter hing stundenweise und jeden Tag am Rosenkranz. Oder er an ihr. Mein Vater war da zu meinem Glück eher pragmatisch und grosszügig; oder etwas weniger euphemistisch gesprochen, ziemlich gleichgültig. Er liebte und pflegte sein Abendbier, seine Luftpostsammlung und die Nationalliga A.»

Darauf er wieder: «Fussball, ist aber auch so eine Religion, vor allem in Italien.»

«Du meinst eine Landplage, und kostspielig dazu. Das wollen wir jetzt aber nicht vertiefen. Mein Vater war ja kein Italiener. Der hat halt die schwarzen Augen und Haare, vermutlich aber auch die weniger frommen Proportionen meiner Mutter geliebt.»

Schwartz hat dann nicht weiter gebohrt. Und wenn doch, dann hätte ich ihm gesagt, dass mein Vater zwar katholisch war, aber offenbar nur im Nebenamt als Ehegatte und an den hohen Feiertagen.

Ich denke heute, auch er hat sich wie ich «in partibus infidelium», im «Gebiet der Ungläubigen» (I.P.I.) aufgehalten, wenn auch heimlich. Dieses I.P.I. wäre dann wohl eine tauglichere Grabinitialie gewesen als R.I.P. Und ich hätte Schwartz auch gesagt, dass mir mein Vater mal nach ein paar Gläsern gestanden hat, dass seine Frau im Bett alles andere als eine keusche Betschwester gewesen sei, und er sie manchmal bitten musste, nicht so laut zu stöhnen, wenn es ihr kam. Und es musste ihr manchmal zwei Mal pro Tag kommen, wonach sie dann wieder am Rosenkranz hing und Gott für ihre Lustorgien um Vergebung bat. Zu seinem privaten Glück sei aber ihre Libido stärker gewesen als Gott.

Mein Vater war schon ein «Siebensiech». Meine Mutter auf eine andere Art etwas ähnliches. Als gottesfürchtige italienische Katholikin beharrte meine Mutter – nur Polinnen sind noch dezidiierter – auf einer analogen Erziehung von der Taufe in die Traufe. Das hiess auch Beichte, Kommunion und Firmung. Und dies alles *eingebettet* in einen angemessenen Religionsunterricht. *Eingezwängt* träfe es besser. Und *erzwungen* am besten.

«Fehlt nur noch die Trauung», hat Schwartz dazu gesagt.

«Da sei aber Gott vor. Ich bin nach sieben Dezennien alt genug, um es wohl besser bleiben zu lassen. Nichts Neues mehr im Westen und im Osten», habe ich geantwortet und dann noch ergänzt:

«Meine Mutter hat immer wieder gesagt, die Wege des Herrn seien wunderbar. Das stimmt in keiner Weise. Sie führen direkt auf eine Reise und manchmal auf Umwegen in einen soliden Atheismus. Und die Stationen heissen Bibel, Theologie, offenbarte Textbetrügereien und unkritischer Umgang mit ihnen.»

Die ungewohnte Antwort von Schwartz habe ich dann doch nie mehr vergessen.

«Das sind doch wohl eher die Ausnahmen.»

«Ausnahmen? Machst jetzt auch du noch auf Toleranz? Diese Ausnahmen lasse ich gerne gelten. Aber muss ich den grossen Rest akzeptieren? Das ist für einen Naturwissenschaftler etwas schwierig. Das wirst du sicher verstehen.»

Ich bin immer noch tätiger Arzt, Allgemeinpraktiker, Internist, um genau zu sein. Ich habe übrigens Schwartz in der Rekrutenschule für angehende Sanitäter kennen gelernt. Im gleichen Zug für Truppsanitäter. Falckner war später im gleichen Regiment aktiv, als grüner Stabs-offizier oder etwa ähnliches.

Auch wenn ich nicht darum gebeten wurde, benütze ich hier gleich noch die Gelegenheit, über Religionen ein für alle Mal Klartext zu reden. Das wird nicht allen gefallen. Aber wir leben ja nicht nur dafür, jedenfalls ich nicht. Ich habe das Schwartz ausführlicher als eigentlich notwendig erklärt.

«Das mit den Religionen müsste doch eigentlich geklärt sein. Wir müssen heute mit einer bald fünftausend Jahre alten Verarschung einer Menschheit rechnen und rechten.»

Darauf er: «Ein etwas anaales Argument, findest du nicht?»

«Ja gut, dann sagen wir halt Schwindel oder fauler Zauber. Da wurde uns Tölpeln weisgemacht, wir könnten uns zu Göttlichem erheben. Und das nur, weil wir uns über das Stadium der mehrzelligen Organismen entwickeln durften, um einem sogenannten Schöpfer zu huldigen, für

den nicht ein Nanogramm an konkreten Beweisen zu seinen Gunsten plädiert.

Schwartz dazu: «Gläubige wollen und brauchen keine Beweise. Die sagen sich: Ich glaube, als bin ich.»

«Ja sicher. Man hat denen fünftausend Jahre lang oder länger eingetrichtert, es gäbe so etwas wie das Göttliche. Es sei dem Menschen aufgetragen, das Göttliche zu suchen. Nur, wo bitte ist es zu finden?

«In den Fitnesscentern», hat Schwartz kurz eingestreut.

«Ja da auch. Ein paar göttlich schöne Frauen vielleicht.»

Ich habe mich aber von Schwartz nicht beirren lassen und ihn gefragt, wo das Göttliche denn zu finden sei? In Schreinen und Tempeln? In unseren Kirchen?»

«Wohl eher nicht», hat er zugegeben.

«Ganz sicher nicht! Wie soll man etwas finden, das erfunden worden ist?»

Ich habe dann etwas ausgeholt. Der ganze Firlefanz sei doch bloss dazu erfunden worden, um in der Folge klerikale und politische Machtstrukturen zu zementieren. Man habe das ziemlich fragwürdig metaphysisch abgesichert und in phantasievolle Lehrgebäude eingepackt. Allen voran die Katholen, welche einfach alles beseitigten, was sich ihnen ab 300 n. Chr. in den Weg stellte. Und das sie mit einem absurden und unhaltbaren Dogmatismus in ein Glaubens-Korsett gezwängt haben.

«Die katholische Kirche als Lingerie? Meinst du das?» Originalton Schwartz.

«Ja, warum nicht, wenn dir solche Vergleiche Freude machen.»

Ich darf ergänzen, dass ich Teile dieser Gespräche später aufgeschrieben habe. Hier nur ein paar Auszüge. Als Beispiele habe ich Schwartz den Unfug des apostolischen Glaubensbekenntnisses vorgehalten.

«Oder nimm einmal das Dreieinigkeitsgebot gegen die Arianer, mit Maria als Gottesgebäerin, Christus als wahrer Gott und wahrer Mensch, unvermischt und ungeschieden.»

«Also not shaken and not styrred?»

«Genau. Und danach im 19. Jahrhundert die unbefleckte Empfängnis Mariens und die päpstliche Unfehlbarkeit verbunden mit dem

Jurisdiktionsprimat des Papstes und zu guter Letzt noch, als Krönung der Komödie, die Leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel.»

«Mit dem Beamer von Captain Montgomery Scott. Also sprach der Herr: Scotty, beame sie hoch.»

«Ja, so ähnlich. Und nicht zu vergessen den Umstand, dass Papst Pius XII. noch 1950 vom Unfehlbarkeitsdogma Gebrauch machte. Was für eine unglaubliche Schurkerei. Was für ein unappetitlicher Haufen von theologischem Schwachsinn und Unrat!»

Darauf Schwartz: «Etwas streng ausgedrückt, findest du nicht?»

«Ja, mag sein. Aber denen ist nichts zu absurd. Zum Beispiel Wein und Brot als Blut und Leib Christi. Und das nicht bloss symbolisch, sondern wahrhaftig.»

Schwartz hat bloss genickt, gelächelt und dann fromm die Hände gefaltet.

«In Chemie sind die nun mal schwach gewesen. Wissenschaften wecken nun mal Zweifel und Skepsis

«Ja, schon gut. Mach dich nur lustig.»

«Das tue ich absolut nicht. Ich verstehe bloss deinen theologischen Eifer nicht. Ich ziehe es vor, auf diesem Gebiet ein Ignorant zu sein. Oder etwas krasser gesagt: Mir gehen diese Hausierer des Glaubens dort vorbei, wo Stille und Dunkel herrscht.»

Ich habe dann noch versucht, ihn auf diesen Grössenwahnsinnigen hinzuweisen, auf diesen Jesus.

«Also, wenn du mich fragst ...»

«... Tu ich doch gar nicht.»

«Trotzdem, wenn du es tätest, im Grunde genommen muss dieser Jesus etwas verrückt gewesen sein. Kommt daher gewandelt und lässt sich in guter hellenistischer Manier als Sohn Gottes von Johannes dem Evangelikalen interpretieren. Wenn man sich das vorstellt: Es würde einer heute in einem Referat, einem Vortrag oder an einem Politapéro sagen: «Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.» Also da würde ich mir glatt überlegen, die Nr. 117 zu wählen oder einen unserer fleissigen Nachrichtendienste, von mir aus den MND oder den NDB, zu konsultieren.» Falckner hat später einmal den Satz von der

himmlischen Gewalt vermutlich, so hoffe ich für ihn, ironisch kommentiert. Das sei doch bloss symbolisch gemeint. Ich habe sofort geantwortet.

«Symbolisch. Das Wort wählt man immer dann, wenn etwas der Sachanalyse nicht standhält.»

Schwartz hat sie in einem anderen Zusammengang mal «die Placebos der Metaphysik, die Globuli zur Stärkung des Glaubens» genannt.

Ich habe ihn dann noch gefragt, wie das denn für ihn klänge:

«Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater ausser durch mich.» Er solle mir erklären, wer denn schon zu diesem Vater wolle, von dem man nicht einmal genau wisse, wer ihn erfunden hat, wo er zuhause ist, und ob er überhaupt existiert? Die Antwort ist er mir schuldig geblieben, weil er keine hatte, oder weil sie ihm wahrscheinlich schlicht egal war.

Ich habe aber nicht lockergelassen. Als weiteres Beispiel für latente Megalomanie und Vermessenheit habe ich dann noch weiterzitiert: «Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt.»

Das sehe ich überhaupt nicht so. Wer stirbt ist tot. Alles andere darf als metaphysische Verluderung gelten. Ein paar Wochen Arbeit in der Pathologie genügen da als Erkenntnishintergrund.

Und dann habe ich ihn noch an eine aggressivere Zitatvariante erinnert, die gewissen Koransuren in nichts fernsteht: «Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen. Wie froh wäre ich, es würde schon brennen. Meint ihr, ich sei gekommen, um Frieden auf die Erde zu bringen?»

Schwartz: «Nun ja, als Feuerwehr hat der sich nie verstanden. Und jetzt würde ich gerne weitertrainieren.» Das war's dann wieder einmal.

Mit dem Feuer auf Erden hatte der Mann aus Nazareth ausnahmsweise prophetisch mal recht. Denk ich an die frühchristlichen Verfolgungen und die spätere Inquisition mit Millionen von Gequälten und Ermordeten in Verliessen und auf den Scheiterhaufen in nomine Domini.

Etwas Sympathie hätte ich dann schon eher für den Bibelspruch: «Jede Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben werden, aber die Lästerung gegen den Geist wird nicht vergeben.»

Da müssten dann die Boulevardblätter und Privatsender zuvorderst abtreten. Und die tausend religiösen Denominationen vom Opus Dei bis zu Uriella. Gut, die ist schon weg.

Falckner hat mir früher einmal vorgehalten, die Kirche täte auch Gutes. Ohne Klöster keine Kultur, keine Mildtätigkeit. Und heute wandle sich die Kirche, namentlich die katholische.

Mag sein. Aber nach wie vor gilt das Zölibat für Priester. Frauen können nicht ordiniert werden. Schwule sind unheilbar Kranke und die Ehe sei ein unauflösbares Sakrament. Oder ein Fluch, je nach Biografie.

Aber selbst dann, wenn dies alles zum Besseren verändert würde, das Hauptproblem ist nicht beseitigt, weil es nicht beseitigt werden kann. Denn was nicht ist, lässt sich nicht entfernen, namentlich Gott, der sich jeder Beweisführung entzieht und daher nur inexistent, nur eine Fama sein kann. Ich weiss, ich wiederhole mich, werde wohl etwas penetrant. Das sind spekulative Sandkastenspiele, oder etwa nicht?

Es ist schon erstaunlich: Auf diesem Flugsandhügel hat es die katholische Kirche geschafft, 2000 Jahre alt zu werden. Sie hat über 250 Machtwechsel und unzählige Krisen hinter sich. Aber es gibt sie immer noch. Ist doch alles andere als nachvollziehbar, ich meine, bei der Geschichte.

Und wie begründet ein hoher Würdenträger dieses angebliche Wunder? Der sagt einfach: «Die Kirche muss ein Werk des Heiligen Geistes sein; sonst hätten wir Bischöfe und Kardinäle sie schon längst zu Tode gewirtschaftet. Dass die Kirche durch alle Krisen hindurch weiterlebt und immer wieder neu aufersteht, das gehört wirklich zu ihrem Geheimnis.»

Schwartz und ich sehen darin allerdings kein Geheimnis. Eher eine angefautle Ausrede. Das sei Raffinesse, schlaue Taktik, scheinbar demütiges Spiel, sagt er.

Aber es ist bloss Durchtriebenheit. Denn die Kirche ist immer noch in der Lage, mit alter Macht, mit Hölle und Verdammnis drohen zu können. Jedenfalls bei den Armen im Geiste.

Und es stimmt. Sie macht auf Nächstenliebe und Mission. Es ist deshalb ein beliebter Fehler, Rom zu unterschätzen. Und das tue ich ganz sicher

nicht, und schon gar nicht dort, wo eine katholische Kirche noch in der Mitte des Dorfes steht.

Schwartz hat nur immer wieder milde gelächelt. Ich weiss, das alles lässt den alten Agnostiker kalt. Auch der Vergleich mit der Hierarchie des Weltfussballverbands, der Fifa. Ein hoher Würdenträger hat da ziemlich ironisch reagiert. Er vermute, dass die katholische Kirche nicht so hierarchisiert sei wie die Fifa. Und auch als Intrigenpool taugte sie weniger als die Fifa.

Das kann ich nicht beurteilen. Wie sollte ich das auch können? Eine Organisation, die ihre Existenz auf Erfindungen und rezidivierende metaphysische Rosstäuscherei stellt, erweckt doch kein Vertrauen. Da muss man ja schon sehr gläubig sein; oder einfach nur furchtbar dumm und blauäugig. Falckner spricht von «blaugläubig».

Intellektuell sieht sich diese Kirche ohnehin mit einem Erklärungsnotstand konfrontiert. Da wird auch von Theologen ein zunehmender geistiger und geistlicher Substanzverlust konstatiert. Ein anderer spricht von einem «progressiven Eventisieren» der Gottesdienste. Der labert dann frohgemut von vielfältigen Tendenzen der Trivialisierung und Infantilisierung der christlichen Freiheitsbotschaft mit Gitarrengeklampfe und Folk Song-Gedampfe, dummbaja, dummbaja. Dumm, jaja, jaja.

Die Erosionen in den Kirchen hingen doch auch mit der zunehmenden Sprachlosigkeit vieler Theologen und Theologinnen zusammen. Das wäre ich auch, wenn ich dauernd an Dinge denken, die nicht existieren, die ich permanent an einen imaginären Tropf hängen müsste.

Zudem würde in ihren Predigten auffällig oft der Psychojargon angewendet, ein Betroffenheitspathos zelebriert und vor allem moralisiert, dass sogar dem entsetzten Teufel die Hörner abfaulen.

Die Kritik sitzt. Eine andere Variante ist jene der Scheinheiligenlegenden. Da spielt man dann zynisch genug einfach mit, ohne auch nur einen Buchstaben aus der Bibel zu glauben. Darum sind nach einem Theologiestudium vermutlich die Klügeren unter ihnen einsichtig genug, den ganzen Hokuspokus richtig einschätzen zu können. Wenn man mit ihnen spricht, behaupten sie nicht selten, der Zweifel sei ein Bestandteil

des Glaubens. Ich sage dann nur, dass die Vollendung der Zweifel eigentlich das Ende des Glaubens herbeiführen müsste.

Manche behaupten dann, der Schwund des Glaubens in Europa sei einfach ein Wohlstandsphänomen? Da halte ich dagegen: Ob reich oder arm, die Grundfragen von Kant und meine Antworten bleiben akut: Woher komme ich? Aus dem Nichts. Wohin gehe ich? Ins Nichts. Wer bin ich? Das weiss ich nur ansatzweise. Was darf ich hoffen? Besser nichts Falsches. Aber auch das weiss ich nicht genau. Auf Reichtum? Auf Einfluss? Auf Macht? Auf guten Sex?

Wir können es drehen und wenden, wie wir wollen. Es bleiben Agnostik und die Agonien des Glaubens. Und im Verdrängen des Todes bestehen wir in unseren Breitengarden jede Championship. Doch die Kirche hält unverzagt an ihren Gleichnissen und fehlerhaften Gleichungen fest. Denn wer, sagt sie jetzt, wer das ewige Leben gewinnen wolle, beschränke das jetzige Leben eben nicht nur auf das Diesseitige.

Und an Schwartz gewandt: «Und da muss dann wieder Saint-Exupéry, der Überflieger menschlicher Verzagtheit, herhalten. Der sagt frohgemut, wer ein Schiff bauen wolle, trommle nicht Leute zusammen und organisiere nicht die Arbeit, sondern wecke in ihnen die Sehnsucht nach dem weiten Meer. Dann würden die Menschen von selbst an die Arbeit gehen. In diesem Sinne wird der christliche Glaube die Sehnsucht nach dem ewigen Leben wecken. Und gerade deshalb nehme er das jetzige Leben ernst.»

Schwartz lächelt nachsichtig? Ich weiss nich: «Das würde ich ihn auch gerne. Unter seinen Proselyten gibt es welche, bei denen ein Punkt mehr auf ihrer IQ-Skala für eine Fotosynthese gerade reichen würde.»

Ich habe dem nicht zugestimmt, sondern nur noch bemerkt, dass die auch Verhütung, Sex vor der Ehe verbieten und Schwule und Lesben zu Kranken machen. Sie sabotieren Mischehen, wollen keine Frauen als Priester, gebieten das Zölibat und tasten sehr vorsichtig in den ökumenischen Kellergewölben herum, behaupten aber dennoch scheinheilig, das sei nur die Nebenursache für die Schwindsucht der Kirche.

«Du wiederholst dich, mein Lieber.»

«Ich weiss. Das macht die Wut.»

«Ob sich das lohnt?»

«Doch schon. Sie regt an. Mich verblüfft jetzt, dass der Oberhirte im Rahmen des Luther-Jubiläums hellstichtig erkannt hat, dass es getrennte Kirchen gäbe. Jesus habe aber nur eine Kirche gewollt und gegründet, sagt er. Ich plädiere für gar keine. Oder wenn doch, dann sicher nicht diese. Nicht eine Kirche, in der die Geweihten sich an Kindern vergreifen.» Ich weiss, klingt imitiert und banal.

Ich will auch nicht näher wissen, warum der Vatikan die sexuellen Missbräuche seiner Priester zögerlich behandelt. Ich vermag auch nicht einen Generalverdacht anzustrengen.

«Für Pauschalurteile sind die Sensations-Medien zuständig. Dagegen hilft uns dann auch die Aussage von diesem Kirchenfürsten nicht weiter, der uns weismachen will, dass es zwar Missbräuche überall gebe. Doch in der Kirche seien sie doppelt schlimm. Denn es gebe beim Menschen zwei sehr intime Bereiche, nämlich die Religion und die Sexualität. Wenn beide miteinander im Krieg seien, und zwar unter dem Baldachin des Heiligen, dann sei dies besonders verwerflich.»

«Der Baldachin des Heiligen?», hat Schwartz eingeworfen und ergänzt: «Das <Leichentuch des Profanen> würde es besser treffen.»

Er denke aber trotzdem, dass der Wille dazu vorhanden sei, die Missstände zu beseitigen. «Aber die Aufgabe ist schwierig, vor allem, weil viele Fälle in der Vergangenheit liegen und die beschuldigten Täter oft nicht mehr leben. Umso bedauernswerter sind die Opfer, denen keine Genugtuung mehr geleistet werden kann.»

Ich habe erst später für mich schriftlich zu kontern versucht und zwar etwa so: Bei allen guten Werken, bei aller gelebten Nächstenliebe, bei aller Besänftigung der rauen Sitten der vorchristlichen Welt, bei allen kulturellen und gesundheitsfördernden Leistungen der Klöster, bei allem Guten, das auch getan wurde, das Unheil überwiege. Die Geschichte der Päpste und ihrer Kirche sei zugleich Chronik eines sehr weltlichen Fälscher- und Verbrechersyndikates. Die Historien protestantischer und reformierter Provenienz seien da leider nicht viel edler im Gemüt. Also jetzt ein für alle und zum letzten Mal: Das alles erhebt sich über dem fatal-gigantischen Irrtum, es gebe Gott und er sei bei uns, und wer

in Gott ist, sei im ewigen Leben. Die bringen das fertig, in einem Satz gleich drei unbelegbare Hypothesen. Ein fetter Hund, wahrlich. Da lasse ich gerne zum Schluss meiner atheistischen Philippika einen Mann aus dem 17. Jahrhundert für mich und vielleicht auch für andere sprechen, auf den mich, ich glaube es waren weder Schwartz noch Falckner, sondern ein Jesuit aufmerksam gemacht hat. Jener Mann sagt:

«All dies, was in der Welt als Gottesdienst und Andacht feilgeboten und praktiziert wird, ist nichts als Irrtum, Täuschung, Einbildung und Betrug. Alle Gesetze, alle Vorschriften, die im Namen und mit der Autorität Gottes oder der Götter erlassen werden, sind in Wahrheit nichts als menschliche Erfindungen, nichts weniger als alle diese schönen Schauspiele der Festlichkeiten und Messopfer oder Gottesdienste und all diese anderen abergläubischen Verrichtungen.»

Das hat ein Abbé geschrieben und, um zu überleben, erst nach seinem Tod veröffentlichen lassen. Der hat von 1684 - 1729 unter dem späten Frömmeler Louis XIV gelebt: Jean Meslier. R.I.P und Ehre seinen Gebeinen!

Und zum Schluss gerne noch einmal Kant: «Alles nur Fetischdienst und Aberglauben.»



# Bialetti arabica

Wolfgang G. Falckner

Jetzt stehe ich im Fitnesscenter schon wieder auf dem Laufband. Herr Dr. med. Kern will sich verabschieden. Er werde jetzt nach Ostern wieder häufiger hier sein. Er müsse «was für sein leibliches Wohl tun». Man kann es ihm nicht verdenken. Er hat zugenommen, wie wir alle. «Gewichte heben gegen Übergewicht», hat er das genannt. Es gehe ihm aber gut. Und wie immer haben wir uns nach den üblichen Präliminarien gegenseitig gefragt, was uns so herumtreibe.

Er hat sofort geantwortet, als hätte er nur darauf gewartet, es tun zu dürfen.

«Ich lese gerade ein Buch.»

«Warum bin ich nicht überrascht? Das tun wir doch alle», antworte ich. Tatsächlich? Gegen ihn bin ich aber ein literarischer Abstinenzler. Ich frage bewusst nicht nach Autor und Titel. Denn eigentlich möchte ich jetzt das Laufband nutzen. Und da brauche ich die Luft zum Atmen und später zum Teekühlen. Also habe ich auf tiefer Stufe begonnen. Kern hat aber meine Welt als gegenwärtiger Wille zu mächtiger Leistung und zur Erarbeitung körperlicher Schönheit ignoriert und einfach weitergesprochen.

«Ja, schon klar. Es ist gerade erschienen. Der Autor wagt eine kühne Hypothese. Könnte dich interessieren.»

«Du meinst: Die Schweiz in der EU? Oder wie wäre die Welt ohne Islam?», habe ich mal aufs Geratewohl geraten.

«Besser, sie wäre besser. Ich meine generell, ohne Staats-Religionen. Nein, dieses Mal ist es ein Buch, das von der These ausgeht, dass der Gekreuzigte auf Golgatha gar nicht gestorben sei.»

Nein, nicht schon wieder, denke ich. Ich ahne, was kommen wird, sage dann aber bloss:

«Würde gut zu Ostern passen.»

«Ja sicher. Tod und Auferstehung, Karfreitag und Ostern. Ist doch alles nur orientalischer Bazar.»

«Na ja, das sehen die Christen aber anders.»

«Kann schon sein. Der Autor dieses Buches sieht das Ganze eher als eine Nachlässigkeit von Angehörigen der römischen Armee, quasi den AdRA. Für die war der Mann am Kreuz eindeutig tot. Da ist nämlich diese Sache mit der Lanze.»

«Was hat jetzt die Lanze ...?», habe ich einzuwerfen versucht.

«Na, ganz einfach. Es heisst doch bei Johannes, aus der Lanzenwunde sei Blut und Wasser geflossen. Das ist aber kein Beleg für den Tod des Delinquenten. Vielleicht hat dieser Josef von Arimathäa erkannt, dass Jesus am Kreuz nur eine Kohlendioxidvergiftung erlitten, aber noch schwach geatmet hat. Also was macht er? Er holt den Körper vom Kreuz und versteckt ihn vor den Römern in einem kühlen Felsengrab. Dort kommt der arme Mann wieder zu Bewusstsein, wird rotkreuzmässig versorgt und aufgepäppelt. Nach ein paar Monaten ist er wieder fit.»

«Ja gut, dann wäre aber Ostern erst recht ein Riesenbetrug.»

«Das ist er auch ohne diese Überlebensvariante. Die Anhänger haben das getan, was später und heute erst recht gang und gäbe war. Sie haben die Auferstehungslegende zusammengesponnen. Alternative Fakten sozusagen.»

«Davon müsste man ja dann ausgehen.»

«Richtig. Das müsste man, und das muss man, wenn du mich fragst. Die haben die Fakten geheim gehalten. Die kannten sowieso nur ein paar Eingeweihte. Und die haben vorsorglich geschwiegen. Zudem durfte dieser Jesus auf keinen Fall entdeckt werden. Dies aus zwei Gründen. Die Römer hätten erstens sofort reagiert, und damit wäre zweitens das ganze Auferstehungs-Brimborium im Eimer gewesen. Also was tun? Man erfindet die Himmelfahrt.»

«Raffiniert wie immer, aber auch nicht neu», habe ich gesagt und Kern wahrscheinlich eine Freude bereitet.

«Ja schon. Aber da gab's dann noch ein Problem. Wohin sollte der Überlebende verschwinden? Also hat man den Mann verstecken müssen, irgendwo verbergen. Und das bis an sein selig' Ende als Greis, der vielleicht keine Ahnung mehr hatte, was später mit seinem Namen alles angestellt wurde.»

«Dann ist die Auferstehung also ein Fake? Und du glaubst dem Autor?»

«Warum denn nicht? Erfrischend ist er allemal. Mit gefällt einfach dieser nüchterne Blick auf den Ostermythos. Das muss ich dir ja nicht erklären.»

Nein, das musste er nicht. Das Getue um die Auferstehung firmiert nicht nur bei Kern unter Hirnschmiss und Blendgranate. Ist allerhöchstens als Symbol zu verstehen, als Befreiung aus Existenzkrisen, als Rekonvaleszenz im Krankenbett des Lebens. Das habe ich aber für mich behalten. Denn ich habe auf dem Laufband das Tempo steigern wollen. Es ist mein Kalvarienberg. Und das spätestens bei einer Steigung von 7,5.

Kern hat das offenbar doch noch gespürt und freundlich wie immer gesagt:

«Gut, ich muss jetzt. Die Pflicht, die Patienten und so weiter. Ciao.»

«Ciao, grüss' mir die Gläubigen.»

Er hat gegrinst und weg war er. Dann bitte jetzt kontinuierlich die Geschwindigkeit und die Steigung erhöhen.

Aber nach Minute 22 steht unerwartet Leonard Schwartz neben mir. Ich habe ihn nicht kommen sehen. Und bei dem Lärm von Radio Agonia hier, auch nicht gehört. Wie fast alles im Leben. Habe ihn also erst bemerkt, als er mich angesprochen hat.

In der Regel wird beim Training geschwiegen. Man lässt sich gegenseitig in Ruhe, schwitzen und leiden. Schwartz ist die Ausnahme von der stillen Regel, an die sich nur wenige nicht immer halten. Aber er darf das bei mir. Er ist keine rotierende Schwabbelschwätzerin wie Monika Fischli-Drüsentrieb. Wir nennen sie so, weil sie offenbar eine spezielle Schwatzdrüse im Gehirn haben muss, die es ihr ermöglicht, pausenlos von einer Assoziation zur nächsten auf ihre Opfer einzuschnorren.

«Leonard», sage ich alles andere als überrascht. «Wie geht es dir?» Die übliche Hilfsbrücke und Konversationsbeihilfe. Irgendwie müssen wir ja beginnen. Also auf keinen Fall jetzt originell sein wollen.

«Danke, ich kann nicht klagen. Ich müsste was erfinden», antwortet Schwartz kurz und karg lächelnd. Das hätte ich auch sagen können. Denn es stimmt. Dann reduziere ich aber mein Tempo auf dem Laufband. Damit signalisiere ich, dass ich den Atem regulieren muss. Dann

können wir reden. Und in diesem Fall erst noch gerne, mit ihm ganz sicher, eben als bewusste Ausnahme. Ich sage immer noch etwas ausser Atem:

«Gut zu hören.»

Darauf er: «Allerdings. Aber schon nicht immer. Wenn ich so in die Runde schaue: Eine angekränkelte Generation, etwas degeneriert, findest du nicht?»

Der Herr Apodiktiker Schwartz, denke ich. Immer hart am Wind.

«Wir sind die Ausnahme, oder?», sage ich wenig überzeugt.

«Aber gewiss doch. Ich bin Siebzig gewesen.» Das bringt er nicht zum ersten Mal. Damit kokettiert er schon fast professionell.

«Sieht man aber nicht», bestätige ich und tue ihm den Gefallen.

«Ja, danke. Und ich jammere auch nicht dauernd vor mich hin.»

«Auch dafür dankt dir die Krankenkasse und die Menschheit.»

«Bitte. Und ich rassel auch nicht ständig meine Anamnesen herunter.»

«Hast du überhaupt so etwas?», frage ich jetzt noch dissuasiver. Ich liebe Fremdwörter. Schon bemerkt?

«Was?»

«Anamnesen? So wie du aussiehst? Die Gottheit der Gesundheit in persona.»

«Du meinst in personam?»

«Von mir aus. Und das in omne tempus.»

Jetzt geht das wieder los. Der Klassenkrampf mit dem Restlatein. Non habeo votum. Ich behalte meine Unlust für mich und frage:

«Dir geht's also gut?»

«Sieht man das nicht?», fragt er zurück.

«Doch, doch, irgendwie schon.» Man sieht es zwar nicht, aber man hört es. Er ist wahrscheinlich wieder mal ein paar Tage alleine gewesen. Das ist nicht nur bei ihm so. Indirekte Proportionalität? Eremit und Logorrhöe. Je einsamer desto redefreudiger. Ich kann es ihm nicht verdenken. Konsultiere gelegentlich die gleiche Klinik.

Aber wie weiter jetzt? Soll ich ihn nach seinen Büchern fragen? Vor zehn Jahren hat er mit Schreiben begonnen. Hat auch veröffentlicht; und zwar ohne Umwege über Verlage und Lektoren. Das erspare ihm

Enttäuschungen und Kritik. Er sei nun mal die Florence Foster Jenkins der Literaturszene. Im Gegensatz zu den vielen selbstgeklärten «Schrüftschtellern» wisse er das. Das sei zwar für das Image und Prestige als Autor nicht gerade hilfreich. Aber er wolle keine Preise gewinnen, sich mit der Kritik duellieren und auf Kleinbühnen dilletieren; zudem müsse er auch nicht von der Schreiberei leben.

«Was machen deine Bücher so?» Das hätte ich dann doch besser nicht gefragt. Er mustert mich, als hätte ich ihm moldawische Pornographie angeboten.

«Sie warten auf Leser.»

«Wieso denn? Lläuft's nicht gut.»

«Könnte besser sein.»

«Und weisst du warum?»

«Man sagt mir, sie seien zu anspruchsvoll. Sophistizierter Stil und die vielen Fremdwörter, unter anderem.»

«Die alte Leier. Na und? Du schreibst ja nicht für Gesundheitsmagazine für Drogerien und den Familienratgeber für Familie Katzenberger.»

«Nein, eher nicht.»

«Sei froh. Sich an das durchschnittliche Leser-Niveau anzupassen, bekommt nicht jedem. Wenn ich da etwa an Moritz denke.»

«Moritz?»

«Moritz Reihermann, der lokale Kulturpapst.»

«Ach so, der?», antwortet Schwartz wenig enthusiastisch.

Da ich manchmal für das gleiche Blatt Kolumnen verfasse, will ich das nicht vertiefen. Ich suche keinen Streit und sage dann:

«Ja der. Aber woran schreibst du gerade?»

«Sag' es nicht weiter. An so etwas wie an meiner Biografie, en somme Kindheit und Jugend.»

Da bin ich jetzt platt. Noch vor Monaten hat er gegen diese Verdingbuben- und Graue-Elternhaus-Literatur gewettert und jetzt das.

«Tatsächlich?», ist alles, was ich hervorbringe.

«Ja, tatsächlich.»

Höre ich da etwa Ärger und Trotz? Ich will ihn nicht vergraulen. Ich bin doch nicht Nosferatu. Das haben wir beide nicht nötig und auch nicht verdient. Dafür gibt's andere. Kallmann zum Beispiel. Also sage ich:

«Warum nicht? Habe mir das auch schon überlegt. Aber ich bin kein Geschichtenerzähler. Und wenn doch, dann wäre das nur Kleinkram. Dass es zum Beispiel in meiner Jugendzeit noch Strohdachhäuser gegeben hat und solches Zeug.»

«Ja, das kenne ich. Haben wir auch noch gehabt», antwortet er und fährt gleich fort.

«Es ist aber schon relativ früh abgerissen worden. Auf dem Grundstück haben die dann ein Kino gebaut, unter einem dieser phantasievollen Mehrfamilienblocks der 50er-Jahre. Da habe ich dann als Zwölfjähriger *Ben-Hur* gesehen. Oder war es *Winnetou*? Und wahnsinnig schöne Frauen. Die sind mir jedenfalls so vorgekommen. Damals, heute wahrscheinlich eher nicht mehr. Habe gar nicht gewusst, dass es sowas gibt. Zum Beispiel Nscho-tshi. Erinnerst du dich an die?»

«Vage, sehr vage»

«Die Schwester von Winnetou.»

«Ja, jetzt, es dämmt da was», antworte ich ziemlich hilflos.

Darauf Schwartz: «Wenn ich da mit unseren Klassenkameradinnen mit ihren Zöpfen und Schürzen verglichen habe.»

Ich weiche aus. Das will ich nicht bestätigen. Die konnten ja nichts dafür.

«Wie hat die Schauspielerin geheissen, welche die Schwester von Winnetou gespielt hat?», will ich jetzt wissen. Reines Ausweichmanöver.

«Keine Ahnung. Ich weiss nur, dass ich als Junge erstaunt feststellen durfte, dass es wahnsinnig schöne Frauen gibt.»

Auch das kenne ich, das mit den Frauen. Ich sage ihm aber nichts von diesen ersten Gefühlen, von diesen pubertären Ahnungen und Sehnsüchten nach Mädchen, Zärtlichkeiten, ja auch Schönheit als Folge der Besuche im Kino. Passt nicht unbedingt in die sportive Gegend hier. Obschon Schwartz alles andere als ein emotionaler Betonpfeiler ist. Aber ich muss jetzt was sagen, trotz leichter Atemnot.

«Hast aber recht. Es ist verrückt und irgendwie auch traurig, wenn man dann mit der ordinären Alltagsrealität vergleichen musste.»

«Ja, das muss, ich meine gemessen an den Tagträumen, schon ziemlich deprimierend gewesen sein.»

Er schweigt einen Moment lang. Will er noch was sagen? Ich denke schon. Aber da kommt nichts mehr. Also bin ich wahrscheinlich dran. Am besten frage ich einfach weiter. Hält das Gespräch am Laufen.

«Hast du in deinen Büchern nie dazu etwas geschrieben, ich meine, Frühlingserwachen, erste Pollutionen, die Feigen des jungen Werthers?»

Er grinst. Die Feigen gefallen ihm. Bananen sicher nicht. Das Wortspiel hat den Bahnhof verlassen.

«Nein, das überlasse ich gerne der postpubertierenden Verse-Urologie», sagt er todernst.

«Der was?»

«Der Abteilung Verse-Urologie, wo die Verseseicher doktorieren.»

«Die Brunzkasper?»

«Genau die. Was um alles in der Welt soll ich da auch noch? Ist nicht meine Klinik. Die Büchertische sind ja voll von diesen Ejakulaten.»

«Ejakulate. Na ja, etwas schlüpfrig, nicht?»

«Ja, und Onan lässt grüssen», ergänzt er.

Er hat's noch nicht aufgegeben ... und schon gar nicht verlernt, der alte Zyniker. Dann will ich es aber trotzdem wissen.

«Und wie läuft's, das Schreiben?»

«Ja wie wohl? Ich bin dran, frage mich aber jeden Morgen wozu und für wen? Gelesen wird ja auch nicht mehr wie früher, als das Fernsehen erst am Abend zu senden begann, und es noch Sendepausen und einen Sendeschluss gab. Den hast das ja auch noch erlebt, den fernsehfreien Dienstag.»

Nun will ich auf keinen Fall über die abendfüllend seichten TV-Programme debattieren. Also hake ich nach.

«Stimmt. Zu wünschen wären mehr Sendepausen, sowohl individuelle und generelle. Aber woran arbeitest du gerade?»

«An einem Band mit Aphorismen.»

Ach herrjeh, auch das noch.

«Und du meinst, sowas liest jemand?»

«Nein. Oder eher selten. Auch da mache ich mir keine Illusionen mehr.»

«Ja aber, wozu denn das alles?»

«Das frage ich mich wie gesagt jeden Tag.» Er lächelt trotzdem, wenn auch etwas gequält und traurig.

«Hört sich aber nicht an wie ein erfülltes Leben.»

Das ist jetzt riskant. Aber, was soll's? Wir sind hier nicht in einer Abtast-Gruppe Selbsterfahrungs-Verklemmter. Unser Motto heisst in der Regel «Immer rein in die steife Brise!»

«Nein, tut es nicht. Aber Aphorismen schaffen Klarheit, zwingen zur Kürze und Präzision. Ist doch allemal eine sinnvolle und bissfeste Handwerksübung.»

«Aber auch etwas monoman, oder nicht?»

Ich bleibe vorsichtig. Will ihn ja nicht beleidigen.

«Also, wenn dich das stört, dann muss du gar nicht erst damit beginnen», sagt er jetzt etwas kühler.

«Trotzdem. Was treibt dich an? Du könntest ja auch ganz was anderes tun.»

«Ja, was denn?»

«Keine Ahnung.»

«Soll ich etwa mit Fisch-Filettieren beginnen oder neue Biersorten ausprobieren?»

«Zum Beispiel, warum nicht?»

«Auf keinen Fall. Ich liebe meine Leber, und die kalten Fische lass ich in Ruhe.»

Jetzt grinsen wir beide kurz wie einfältige Verschwörer. Wir haben noch nie etwas gegen einen guten Schluck gehabt. Dann unverhofft fragt mich Schwartz:

«Und du, schreibst du immer noch für das Blatt von Keller?»

«Ja schon, aber nur kleine Sachen über die Tücken des Alltags, über unsere wunderbaren Dörfler im Schneckenbergertal, eben rein lokales Zeug wie Höhepunkte an Gemeindeversammlungen und über Sekten-divas.»

Schwartz mustert mich länger als sonst. Ist da etwa Mitleid in seinem Blick?

«Und das macht sicher Freude?», sagt er jetzt.

«Freude schon, aber nicht immer Freunde.»

«Und Freundinnen?» Kurze Pause, dann folgt sprunghaft schon die nächste Frage:

«Du kennst doch Merx?»

«Ja sicher. Der hat seine Zeitung täglich vor dem endgültigen Abstieg ins Triviale gerettet», bestätige ich. «Ist jetzt aber pensioniert.»

«So ist es», sagt er und meint dann: «Ja, und der hat vorgestern eine Breitseite gegen diese Medien-Exhibitionisten gefeuert, welche vor laufender Kamera auf die Knie gehen und Heiratsanträge schleimen.»

«Hab' sie gelesen. Ein Meisterstück. Literarischer Mont Blanc», sage ich.

«Ja, aber das hat nicht allen gefallen. Da kams Gegenfeuer von der Psycho-Fregatte Liselotte Kroll. Die meinte in ihrem Leserbrief, Merx habe sich da bloss seinen Frust von der Stelle geschrieben.»

Darauf reagiere ich wie immer lakonisch und illusionslos.

«Das sagen die immer. Kritik als Korrektiv ist denen völlig fremd. Und dann immer hübsch ad personam, eine analytische Sachdebatte vermeiden die bewusst. Die haben weder die Kenntnisse, noch die Einblicke, die man da halt haben müsste.»

Er nickt, wahrscheinlich auch in der Hoffnung, dass das jetzt nicht in eine Suada meinerseits mündet. Fasse dich also kurz. Ich sage noch:

«Die hat doch zum Schluss ihres Elaborates noch gemeint, sie finde, man dürfe auch mal ein bisschen sentimental sein; und sie würde jedenfalls wegen diesen Exhibitionisten keinen solchen Artikel schreiben.»

«Worüber wir sehr froh sein dürfen», vollendet Schwartz.

«Erkenne dich selbst», lege ich nach.

«Und wenn nicht, helfen dir andere schon weiter.»

Dann schweigt er für einen Moment. War's das? Nein, offenbar nicht. Er bleibt neben mir stehen.

«Ich störe doch nicht?»

«Nein. Wieso denn? Das hätte ich dir gesagt.»

«Davon gehe ich aus.»

Wieder kurzes Schweigen. Dann frage ich ihn:

«Dein Aphorismenbuch, ist das schon erschienen?»

«Nein. Wahrscheinlich erst nächstes Jahr.»

«Ich nehme an, da hat's auch ein Kapitel über Frauen drin.

«Ja sicher. Ohne sie geht gar nichts, könnte man meinen.»

«Sehr richtig. Das könnte man meinen. Und was sind deine Konklusionen?»

«Erst mal die: Gegen das Rätsel Frau ist das Kreuzworträtsel der NZZ ein seichtes TV-Quiz.»

«Das hat was», antworte ich ohne Vorbehalt. «Und hast du auch was zur Frauenquote?»

Er überlegt kurz.

«Ja sicher. Wie wär's mit dem: Was ist falsch an der Frauenquote? Die Vorstellung, dass Frauen sie nötig haben. Und was an den Frauen aufregend ist, ist sicher nicht die Quote.»

«Hübsch. Hast wieder ein paar Freundinnen mehr. Sagst du auch was zum Feminismus?»

«Er existiert.»

«Und du schreibst nicht gegen ihn an?»

«Wozu denn? Das würde ja bedeuten, dass ich ihn als Ganzes ernst nehme.»

«Das ist jetzt aber nicht dein Ernst?», sage ich mal pro forma.

«Natürlich nicht. Ich mach's wie in Oscar Wildes: *The Importance of Being Earnest*.»

«Also sehr ernsthaft. Verstehe. Hast du schlechte Erfahrungen gemacht?»

«Mit Feministinnen? Das würde ich nicht behaupten. Und du?»

Was soll ich sagen. Ich verkehre nicht mit ihnen. Und sie nicht mit mir. Ich gehe ihnen aus dem Weg.

«Nur einmal. Und das ist lange her. Und damals war die alles andere als feministisch. Eher sehr feminin.»

«Kenne ich sie?», fragt Schwartz ungeniert zurück. Stört mich das jetzt? Warum denn? Ich antworte sofort.

«Das weiss ich nicht. Und ich glaube auch nicht, dass du sie heute noch hättest kennen lernen wollen.»

«Warum?»

«Weil ... du kennst doch die Kräädorn?»

«Die Politikerin mit ihrem grässlichen Hund?»

«Ja, aber nicht die, nicht die Elfriede. Ihre jüngere Schwester, la belle Hélène.»

«Kenne ich nicht.»

«Bist du sicher? Sie ist jetzt eine grosse Nummer in diversen Feministinnen-Szenen, und macht auch solche.»

«Moment, du meinst jetzt nicht die Helene Kräädorn, die Präsidentin von MenAttack?»

«Doch, genau die, Helene O. Kräädorn.»

«Und mit der hast du ...?»

«Ja, vor hundert Jahren mal ... in unserer Sünden Maienblüte.»

Schwartz zögert, schaut mich jetzt an, als hätte ich einen schwarz-gelb gestreiften Pullover unter rosa Hosenträgern angezogen. Dann sagt er gefasst:

«Die Kräädorn, die Berufssuffragette? Die aussieht wie das Urbild einer Vernissagen-Klette?»

«So in etwa.»

«Also wie eine dieser allgegenwärtigen gräulichen Kunstmatronen?»

«Ja, genau die. Aber du kannst es glauben oder nicht. Mit Zwanzig war die hinreissend, und das in jeder Beziehung. Würde ich jetzt vulgär sein wollen, dann würde ich von einem heissen Feger und einer Bettkanone sprechen.»

«Und wenn du es nicht ordinär sagen würdest?»

«Sie war eine Schönheit und alle sieben Todsünden wert. Vor allem die Luxuria.»

«Schon besser. Aber ich nehme mal an, die tiefe, tiefe Lust hat nicht ewig gehalten.»

«Nein hat sie nicht. Aber ein halbes Jahr lang hat das schon gedauert. Und zwar ohne Nebengeräusche und andere Episoden. Sie ist, jetzt

halte dich fest, sie ist meine Einführung in die Mysterien der Erotik gewesen.»

«Tolle Metapher. Im Klartext: Du hast vögeln gelernt. Und heute?» Der lässt nicht locker. Ich sage:

«Gehen wir uns schon seit Jahren aus dem Weg.»

Ich sehe es Schwartz an. Er versucht, sich diese Orgien wieder vorzustellen. Muss heute für ihn kaum nachvollziehbar sein. Denn er kennt nur die Helene Kräädorn der Gegenwart. Und die sieht, das hat er gut getroffen, jetzt in der Tat bedauernswert aus. Erinnert in der Tat an jene ewigen Vernissage-Weiber mit grauen, kurzgeschorenen Haaren in ihren Rabenkader-Kunstklamotten (Zitat Cécile L.) und mit diesen schwarzen, dickrandigen Kuratorinnen-Rundbrillen auf der Kritiker-nase. Und die wieder erinnern ihn vermutlich an diese Modistin, an diese Christa de Carouge, wahrscheinlich auch nicht gerade unsere Favoritin. Dann sagt Schwartz:

«Die Helene soll ja ein ganz Militante geworden sein. Jedenfalls hat man den Eindruck, wenn man was von ihr liest.»

«Musst du ja nicht.»

Als trüge ich wahrscheinlich einen himmelblauen Pulli, knallgelbe Hosenträger und einem Paisley-Shawl, so schaut er mich an. Schwartz holt jetzt richtig aus. Und zwar so, wie wir ihn alle kennen: «Voller Gnaden und verbaler Gaben.» (Zitat Thalberg).

«Muss ich nicht. Ihr sagt es, Mylord. Das geb' ich dir bar auf die Hand. Und mal generell gesprochen: Je älter ich werde, desto weniger will ich mir sowas anhören und ansehen. Politik? Langweilig und ein Brechmittel. Wenn ich da schon nur an den libertären Dorfpolitiker Wächter denke oder an unseren Pescatore.»

«Pescatore?»

«Riccardo, l'unico e il magnifico.»

«Ach so, der.»

«Ja der. Der Missionar der Region. Oder auch, nur zum Beispiel, das da vorne, das hier vor unseren Nasen, auf diesem Riesen-Bildschirm. Ich weiss, Orlando meint es gut. Er denkt wahrscheinlich, in ein Fitness-Center gehört Sport. Und Dauerbeschallung durch Radio Agonia.»

«Radio Agonia? Ach so, unsere akustische BILD-Zeitung», unterbreche ich.

«Ja genau die. Und hier EUROSPORT, ohne Bilderwelten kein Erlebnis, und schon gar keine Erkenntnis. Den ganzen Tag Sport, Sport, in einem fort. Im Winter Schanzenspringen zum Händeringen und Skirennen zum Einpennen. Beide öd und blöd.»

«Und im Sommer?», frage ich höflich.

«Im Sommer? Turmspringen und Strassenrennen. Beides fad wie Haferbrei, nur zum Wegsehen geeignet. Überhaupt diese Welt des Sportes. Eine einzige Serie von Bedeutungslosem ohne Inhalte. Ich verstehe einfach nicht, wie man sich sowas jeden Tag reinziehen kann. Oder schaust du etwa sowas?»

«Ja sicher, drei Stunden im Minimum.»

«Also doch.»

«Nein, natürlich nicht. Da muss ich nicht einmal lügen. Wenn schon Sport, dann einzig Snooker und Springreiten mit seinen Steilsprüngen über Stangenbarrieren oder Wassergräben.»

Kurzes Zögern, dann ergänzte ich: «Und über Wälle und Billiards. Ich habe mich erkundigt.»

Fachwissen kommt immer gut an. Ich setze noch einen drauf: «Sowas kann mich temporär kurz mal ablenken. Zudem mag ich Pferde. Unfälle eher weniger. Da war vorgestern ein grauenhafter zu sehen. Ein Reiter fällt vom Pferd, das vor einem Oxer verweigert, wirft den Mann nach hinten ab, und tritt ihm dann mit dem rechten Huf voll auf die rechte Hand und quetscht sie vermutlich zu Brei.»

«Sowas schaust du dir an», unterbricht jetzt Schwartz mit gespielter Empörung. Ich rechtfertige mich nicht. Sage bloss noch:

«Ja, das kommt vor. Zufall oder nicht. Der arme Mann ist jedenfalls liegenblieben. Arzt und Ambulanz sofort zur Stelle. Man musste ihn auf der Bahre wegtragen. Das allein war schon schrecklich genug. Aber erstaunt hat mich das nicht. Dann schon eher die Reaktion des Publikums. Sofort gehen die Smartphones hoch, Blitzgewitter und Geraune. Andere starren noch, dümmer als Knäckebrötchen, vor sich hin. Als ginge sie das nichts an. Eine Frau lacht und weist ihren Nachbarn

ausdrücklich auf das Ereignis hin. Der lacht zurück. Andere wiederum senden sofort Whatsapps: *Du glaubst nicht, was ich eben gesehen habe.* Ich sag' mal bloss: Diese verdammten Voyeure.»

Schwartz nickt kommentarlos, was mich erstaunt. Denn um Worte ist er nie verlegen. Offenbar ist für ihn das Thema Medien ausgelutscht. Viel gibt's da ja auch nicht zu melden. Und wenn, dann was schon? Kochsendungen und Schlagerparaden? Dann sagt Schwartz aus wenig heiterem Himmel:

«Die Helene? Weisst du, warum die sich so verändert hat? Ich meine vom Männerliebbling zu MenAttack? Da sind doch Welten dazwischen. Abgründe und Mutationen der Extraklasse. Ist die mal vergewaltigt worden? *Ich auch, ich auch*», heult er kurz im Falsett.

Schwartz als Komiker. Ich lache trotzdem und sage dann:

«Nicht, dass ich wüsste. Wie gesagt, ich habe sie nach unserem Abenteuer aus den Augen verloren und erst vor einem Jahr wieder mal gesehen. Ich übertreibe nicht gerne, wie du weisst, aber das war ein Schlag ins Gehirn. Wahrscheinlich auch für sie. Ich denke, sie hat vielleicht eine Sorte Männer kennen gelernt, die auch wir beide vermutlich nicht mögen. Über sie haben wir aber nicht gesprochen. Nur banales Zeug, um möglichst rasch wieder voneinander wegzukommen.»

Schwartz darauf: «Kann ich verstehen. Ich kenne das. Mich hat mal eine Frau fern der Heimat betrogen. Eine spätberufene Psychologin. Ich bin damals um die Zwanzig gewesen. Hat mich etliche Jahre lang belastet. Ein halbes Jahrhundert später will sie mich sehen, mit mir sprechen, sie müsse da ein paar Dinge aus der Vergangenheit aufarbeiten. Ich habe das abgelehnt. Wozu auch? Überhaupt diese Rückblenden. In der Regel bringen sie keine neuen Erkenntnisse und machen die Dinge auch nicht ungeschehen.»

Ich staune ein wenig. Nicht über sein Bekenntnis, aber wie banal Schlussfolgerungen sein können. Ist an sich nicht die Art von Schwartz. Soviel ich weiss, ist auch er kein Freund von Klassentreffen. Und wie er nun wieder auf die Kräädorn gekommen sei, das sollte ich ihn jetzt eigentlich fragen, unterlasse es dann aber. Schliesslich habe ich ja damit begonnen. Da hätte er schon mehr von sich geben müssen.

«Na gut», sagt er jetzt. «Ich lass dich jetzt in Ruhe. Ich bin eigentlich hier, um zu trainieren. Wir können uns ja nachher noch einmal in der Sitzecke unterhalten. Bis bald also.»

Dazu ist es aber an diesem Tag nicht mehr gekommen. Orlando hat mir gesagt, dass Schwartz nach einem Anruf auf seinem Handy einen Gruss an mich hinterlassen habe. Irgendwas mit einem Termin. Er habe sich entschuldigt. Ich habe das geglaubt. Das ist nicht das erste Mal gewesen. Manchmal denke ich, dass er leutescheu ist. Plötzlich hat er genug von Lärm und der Menschenmenge um ihn herum. Kann ich verstehen. Das unterscheidet ihn von der vorlauten Kräädorn. Die taucht immer wieder und überall auf. Ein letales Verhängnis, Nosferata aus dem Untergrund eines Sarges. Warum Schwartz ausgerechnet wegen der nachgehakt hat, dass begreife ich noch weniger. Das sind doch alte Geschichten ohne jegliche emotionale Brisanz. Die schöne Helene kann mich mal; und zwar aus allen Himmelsrichtungen und übers Kreuz.



# Fortis mulieribus

Helene O. Kräädorn

Ich heiße Helene O. Kräädorn und bin in der Tat die Schwester von Elfriede, der ehemaligen Stadträtin. Und damit auch bei den Oberphalokraten Klarheit herrscht: Ich bin Feministin und Gefolgsfrau der vierten Welle der Frauenbewegung. Also von der *de Gouges* via *Simone de Beauvoir* über *Judith Butler* zu *Onkelia Junk*, der Feuerzeichenfrau mit dem Löwenherz aus Musterlingen. Nur damit deutlich wird, wovon wir reden.

Mit meinen kombattanten Gefährtinnen bin auch ich fundamental überzeugt, dass Frauen unterdrückt werden. «Mee too!» ist berechtigt. Da ist so, aber wir wollen trotzdem keine zerbrechlichen Wesen sein, die den Schutz von männlichen Autoritätspersonen fordern müssen. Denn das würde bedeuten, dass Menschen, die guten Willens sind und Misogynie strikt ablehnen, eine im Grunde genommen ebenfalls frauenfeindliche Sichtweise übernehmen, indem sie uns zu hilflosen Wesen degradieren. Das sind wir nicht. Das wollen wir nicht sein, und das werden wir auch nicht sein.

Wer also bin ich? Für den ersten Vornamen sind generell die Eltern verantwortlich, in meinen Fall meine deutsche Mutter. Und für den Nachnamen kann niemand was dafür. Denn für meinen zweiten Vornamen darf ich alleine geradestehen., also für das O.

Es steht nicht für Olga oder Ottilie, sondern für Olympe. Ist ein Memento für eben diese Olympe de Gouges, der Frauenrechtlerin aus Montauban, die 1793 guillotiniert wurde. Sie war eine sogenannte «Starke Frau», wie wir Feministinnen sagen. Das erklärt vor allem oder nur den Eingeweihten was. Sie ist eine unserer Vorkämpferinnen.

Diesen zweiten Vornamen habe ich allerdings erst später hinzugefügt. Olympe war meinen Eltern so kreuzegal wie einem Jäger Kanarienvögel. Sie waren da unbedarft. Sie lasen allenfalls Zeitungen, Wochenheftchen und immerhin Bücher aus der Leihbibliothek.

Ich bin etwas mehr als 40 Jahre alt und werde häufig mit meiner Schwester, der rothaarigen Elfriede verwechselt. Die ist erstens älter

und zweitens ein bedauernswertes Exekutiv-Beispiel für die Antwort auf die Frage, in welche Sümpfe die Politik den Menschen und namentlich uns Frauen treiben kann. Die ist mal Stadtrat oder sowas gewesen. Wir halten seit Jahren nur selten Kontakt.

Sie hat zudem einen Hund. Ein wahres Saubiest. Der heisst Kressi und erinnert wirklich an Essig. Kläfft den ganzen Tag alles an, was Beine in Hosen oder unter Röcken oder auch keine hat. Zum Beispiel einen Briefkasten. Ich ziehe Katzen vor. Die bellen nicht. Das ist übrigens etwas, was ich mit diesem Falckner immerhin gemeinsam habe. Wir verab-scheuen Hunde.

Ich bin eindeutig die Hübschere. Elfriede ist, sagen wir «interessanter». Ich erwähne das nur, um das Vorurteil zu entkräften, Feministinnen sublimieren ästhetische Defizite zu einem gesellschaftskritischen Programm mit Quoten und hämischen Anekdoten über die armseligen Männer. Sähe ich wahrscheinlich aus wie eine Geburtshelferkröte, die Männer würden das als Ursache für meine Feminismusvorstellungen interpretieren. Aber den Gefallen kann ich ihnen nicht tun.

Und eigentlich will ich hier nur ein wenig über meine Erfahrungen im Trainingscenter VITAFORCE erzählen; wie ich überhaupt dazu gekommen bin, dort einen Pilateskurs zu besuchen. Und wie ich dann auch begonnen habe, an den Kraftgeräten zu trainieren, obschon ich das zu Beginn etwas lächerlich fand. Denn bezogen auf meinen Typus ist das alles andere als selbstverständlich.

«Du und Kraftstudio? Das kommt mir vor wie Veganismus und ein T-Bone-Steak», hat irgendein Kerl gemeint und gelacht. «Oder Homöopathie und Anabolika, um beim Kraftsport zu bleiben.»

Solchen Leuten wie dem, höre ich gar nicht zu. Und noch etwas: Hätte ich nämlich gewusst, dass ich dort wieder Falckner sehen würde, ich hätte darauf verzichtet.

Ich will hier ehrlich sein und den Grund angeben. Ich hatte mit Zwanzig eine Affäre mit ihm. Das war eine heftige, eine nun wirklich saftige Geschichte. Wir waren beide ziemlich unerfahren, was Liebe und Sex betraf. Umso mehr haben wir uns nach einer längeren Misstrauens- und Abtastphase ausgetobt. Es verging kaum ein Tag ohne Sex. Das waren

stellenweise multiple Orgien. Ich übertreibe nicht. Und das an den verrücktesten Orten. Im Wald, Telefonkabinen, die gab's damals noch, im Auto, in der Küche und einmal sogar im Buffetraum neben einer Hochzeitsfeier. Klingt wie ein Clichée à la Woody Allen, ich weiss.

Ist es aber nicht. Wir waren beide unersättlich. Vor allem Falckner. Na gut, ich auch. Der wollte und konnte immer. Manchmal zwei Tage und Nächte lang. Ich habe es nicht gezählt. Aber ich bin von einem Orgasmus in den anderen getrieben worden oder einfach gerutscht. Habe mich einfach treiben lassen. Ich sage das hier nur, um klarzustellen, dass ich überhaupt nichts gegen seinen Sturm und Drang hatte und auch keine frigide Kuh bin, der beim Anblick einer virilen Erektion die Milch gerinnt. Ich entschuldige mich bei den Kühen.

Wir haben uns dann aber trotzdem getrennt. Ich fühlte mich immer mehr von ihm abhängig und irgendwie auch genötigt. Und er hat offenbar neue Gärten der Lust gesucht und vermutlich auch gefunden. Jede Art von Sex wird irgendwann mal schal, langweilig und anstrengend zwanghaft, wenn da nicht mehr ist.

Und bei uns beiden ist da halt nach einem halben Jahr nichts mehr gewesen. Von Liebe würde ich heute ganz sicher nicht sprechen. Das sollte man generell nicht tun, oder dann wenigstens mit Reserven. Es leben, schon eher.

Nun hatte ich fast drei Jahrzehnte später den Rat einer Freundin befolgt und bereits mein VITAFORCE-Jahresabonnement gekauft, als ich ausnahmsweise statt am Abend am Mittag trainierte. Ich habe ihn am Bauchmuskelapparat entdeckt, aber nicht sofort erkannt. Aus dem drahtigen Jüngling war eine, sagen wir mal, abgerundete Person geworden. Ich mach' es kurz. Wir sind beide etwas verlegen gewesen, verhielten uns aber wie Erwachsene, haben belangloses Zeug geredet und jede Anspielung auf unsere gemeinsame Vergangenheit engagiert vermieden.

Meine Freundin Agathe hat mich dann gefragt, ob ich nicht wieder Lust auf ihn gespürt hätte. Das hatte ich nicht. Im Gegenteil, ich habe mich nicht mehr verstanden, wie ich mal mit dem im Bett nicht nur herumgelegen bin.

Also habe ich alles darangesetzt, ihm im VITAFORCE nicht mehr zu begegnen. Orlando hat mir dann auch erklärt, dass Falckner ein Abonnement bis 1600 Uhr besitze, und dass er am Abend ganz sicher nicht hier sein würde. Das sollte mir recht sein, denn auf das Training will ich nicht mehr verzichten. Ich habe es auch schon etwas nötig. Gewichtszunahme und Speckzuwachs in Personalunion: Für eine Frau ein schrilles Alarmsignal. Obschon, wenn ich wirklich wollte, die Männer würden nicht zögern, mich erobern zu wollen. Soviel evidenzbasierte Illusion muss ein.

Aber genau das ist es. Ich will zwar erobert werden, es aber nicht bleiben. Ich bin doch keine Golanhöhe. Ich habe nichts gegen Männer. Aber es geht je länger desto mehr auch anders. Vor allem, wenn sie als Gesprächspartner so spannend und ärgerlich sind wie eine Schnecke am Salatblatt. Nein, ich hasse sie wirklich nicht. Da bin ich mir sicher. Aber ich achte schlicht nicht mehr besonders auf sie. Sex hat längstens nicht mehr die geschärfte Bedeutung wie vor zwanzig, dreissig Jahren. Das ist nun wirklich nicht mehr mein Problem.

Das Problem heisst vielmehr Gleichberechtigung oder von mir aus auch Gleichstellung. Nehmen wir schon nur mal die Löhne für gleiche Arbeit. Aber damit nicht genug. Das geht tiefer. Das geht generell Richtung Geschlechterdebatte. Eine wesentlich intensivere wäre dringend nötig. Die meisten Männer foutieren sich aber doch einfach darum. Kaum wage ich mal einen Hinweis, wechseln sie das Thema schneller als die sauberen Exemplare unter ihnen ihre Unterwäsche.

Der grössere Haufen von ihnen will zum Thema Sexismus nur die erste Silbe berücksichtigen. Die landesweite Debatte ignorieren die meisten mit erstaunlichem Durchhaltevermögen. Vor allem, wenn über den «strukturellen Sexismus» gesprochen wird. Als von dem, was durch unsere «Gesellschaftsordnung» erklärbar ist. Zudem denke ich, dass für eine vertiefte Debatte Twitter und alle anderen Schwätzerplattformen nicht geeignet sind. Zu kurzatmig und nur was für Macho- Pimpel, wie diesen Romanisten, diesen Ponnier, oder wie der heisst.

Ich muss noch gestehen, ich bin keine Feministin der ersten Stunde. Aber nach dem, was ich mit Falckner und danach mit etlichen Männern

erlebt habe, muss ich mich äussern und leider auch der öffentlichen Diskussion stellen. Denn das Thema ist zu wichtig, als dass man sich als Frau davon fernhalten darf. Man muss der Debatte ein Gesicht geben. In meinem Fall eben mein persönliches, aber sicher auch andere, allgemeinere.

Zweifellos werde ich wegen meinem feministischen Weltbild oft angefeindet. Rommier ist da sehr fleissig. Moment, so heisst der gar nicht. Irgendwas mit Äpfeln. Klar doch, Pommier, Dr. phil. Gustave Pommier, Romanist und Globetrottel. Dauernd in Paris. Kein Mensch weiss, was er dort treibt. Studien, sagt er. «A la recherche de la femme», sage ich jeder, die es wissen will..

Aber lassen wir das. Was geht's mich an? Wenn Frauen Diskriminierung abschaffen wollen, dann lassen sich Angriffe auf Männer wie Pommier nicht vermeiden. Ihre Beleidigungen, Belästigungen, Diffamierungen oder Drohungen sind nun mal die Symptome von Sexismus. Und nicht jeder Hasskommentar lässt sich mit dem Grundwert Meinungsfreiheit rechtfertigen. Als Beispiel dafür nenne ich das Internet. Es ist eine Schlangengrube voller Gift und Galle.

Aber für uns hat es auch Vorteile. Der Feminismus von heute ist durch seine Blogs international vernetzt. Da erreichen wir dann auch die Muslima mit dem Kopftuch, die vielleicht zudem noch lesbisch ist. Da können wir uns gegenseitig stützen. Es genügt nämlich nicht zu sagen: «Du kannst als Frau alles werden, was du nur willst; du musst dich nur genügend anstrengen.» Das ist Quatsch. Da helfen nur Quoten weiter. Und zwar über Gesetze und Regulierungen.

Pommier hat das gar nicht gerne gehört. An der Frauenquote, sagte er kürzlich, sei schon die Vorstellung falsch, dass Frauen sie nötig haben. Und was an den Frauen aufregend wäre, sei garantiert nicht die Quote. Ich lass' den einfach reden. Wir Frauen sind doch nicht dazu geboren, draussen und zu Hause den Männern den Rücken frei zu halten. Männer müssen sich mit uns verbünden. Männer haben da die gleiche Verantwortung wie wir. Sie haben aber leider immer noch eindeutig mehr Vorteile in der Gesellschaft, so wie die sich heute präsentiert. Das heisst aber nicht, dass man das so belassen soll.

Ich weiss durchaus, dass solche Aussagen nach kollektiver Verurteilung der Männer riechen. So hat mir dieser Schwartz, der sich Schriftsteller nennt, kürzlich erklärt, er sei zum Beispiel doch gar nicht so. Wenn ich allerdings seine Bücher lese, bin ich mir nicht mehr so sicher. Da werden Frauen manchmal hingestellt, als könnten sie nicht einmal ihren Kaffee selber kochen. Geschweige denn Spiegeleier. Das habe ich ihm auch gesagt. Die Reaktion war typisch. Sagt der doch zu mir, er hätte nichts dagegen, wenn das eine Frau am Morgen für ihn täte. Und hat mich angeschaut, als denke er an mich. Aber da kann er lange warten. Und vor allem, nachdem ich zufällig mal gehört habe, wie Orlando und er uns heimlich taxieren; wenn sie glauben, es höre ihnen niemand zu. Dann weiss ich, dass wir Frauen uns dagegen wehren müssen.

Ich staune übrigens immer wieder, wie vielen Frauen das egal ist. Wie zum Beispiel dieser Marianna hier im Fitnesscenter. Die hat, wie offenbar auch andere Frauen, nichts dagegen, wenn die Männerwelt sich auch auf ihre Körpervorzüge konzentriert. Ganz zu schweigen von den Kommentaren zu den Defiziten ihrer Geschlechtsgenossinnen.

Gut, wir Frauen unterscheiden uns da nicht gross. Zum Beispiel, wenn's einer nicht bringt, mickriges Zentralorgan, doofer Adonis oder schlicht ein Schweineigel. Von solchen Kerlen müssen wir ganz einfach wegkommen. Wir sind doch keine Objekte. Erst, wenn Typen wie Falckner, Schwartz oder Orlando einsehen werden, dass sie noch was lernen können, wenn sie endlich frei von Vorurteilen gegenüber Geschlecht, sexueller Identität oder Hautfarbe sind, dann gebe ich Ruhe. Das wird aber dauern.

Und den Spruch dieser EU-Tante goutiere ich übrigen ganz und gar nicht. Die hat doch tatsächlich gesagt: «Nie in der Geschichte der Menschheit gab es einen besseren Ort zum Leben als im Europa von heute. Und ganz besonders, wenn man eine Frau ist.»

Allerdings stimme ich auch nicht dem Motto einer anderen pränatalsozialistischen Tante zu. Die will offenbar Politik machen, um etwas zu verändern. Da ist ihr Ansatz schon fragwürdig, wenn nicht lächerlich. Wenn ich das schon höre: «Stören, bis sie uns hören!» Einfach lachhaft, sowas!

Politik ist nicht mein Genre. Meine Schwester, die sozialistisch angehauchte Kampfhenne, hat ja auch nicht durchgehalten, wie ich es seit Jahrzehnten tue. Das war wohl doch nur ein bisschen Lärmen, bis ihr die Atemluft weggeblieben ist. Die hat gemeint, es genügen ein paar verbrannte BHs. Und schon haben wir die perfekte feministische Protestaktion. Oder wenn sie den gegenwärtigen und in der Tat auch widerwärtigen US-Präsidenten einen «rassistischen orangen Trottel» nennt. Das stimmt zwar. Aber ich würde Trottel durch Trampel ersetzen.

In einem Punkt stimme ich ihr allerdings zu: Es braucht einiges mehr, als ein paar hundert Trolls mit schlechten Grammatikkenntnissen, die mich mit Drohungen zum Schweigen bringen wollen. Aber bitte, Schwamm in Aktion.

Vielleicht muss ich das hier doch noch ergänzen. Seit drei Jahren lebe ich konstant mit einem Mann zusammen. Er ist Deutscher, einige Jahre älter als ich und heisst Siegbert. Er ist Dozent für Psychologie und Pädagogik an einer Fachhochschule gewesen. Wir haben uns an einer Tagung über Sexismus kennen gelernt. Er hat dort sehr progressive Thesen vertreten, die mir gefallen haben.

Ein sehr sanfter Mann, ich würde meinen, ein emanzipierter Mann. Er kocht für mich, hält die Wohnung sauber, wäscht alles, auch meine Slips, macht Einkäufe, hilft mir bei meinen Vorträgen und Publikationen. Ich darf sagen, er steht auf mich, wenn auch bei ihm fast gar nichts mehr. Ich habe mich arrangiert.

Einen Falckner brauche ich auch nicht mehr. Hin und wieder lasse ich es aber zu, dass mein Physiotherapeut es mir sogar mit Erfolg besorgen darf. Und seit Kurzem hat sich ergeben, dass eine lesbische Genderforscherin, auch eine Mitstreiterin für die Sache der Frau, mich liebevoll streicheln darf. So kann ich den Physiotherapeuten auch mal weglassen.

Vorbei sind also die Zeiten, wo die Männer mir zwar höflich die Türen öffneten, zugleich aber auch ganz andere Eingänge zu öffnen hofften. Heute bestimme ich, wann, wer und wie er mir einen Orgasmus schenken darf und ob überhaupt.

Mein Dozent verkörpert da mein Ideal des Mannes. Er verehrt mich, und ich verzehre mich nicht nach ihm. Böse Freunde haben schon das Wort Nutztierhaltung verwendet. Das finde ich infam. Er tut es ja freiwillig. Als Gegenleistung bewahre ich ihn vor der Einsamkeit des Alters. Manchmal, aber wirklich nur manchmal, muss ich an Schwartz denken. Der wäre trotz allem der Mann für mich gewesen. Aber der schneidet mich. Also vergesse ich es wieder. Und was der dauernd dem Vernehmen nach mit diesem Romanisten, eben diesem Professor Pommier hat, verstehe wer will. Der soll ja ein richtiger Emanzenfresser sein. Der hält zum Beispiel die «Olympe de Gouges» für eine drittklassige Literatin.







eigentlich hätte salutieren müssen. Nun hat sich mein Respekt vor Offizieren angesichts bestimmter Exemplare dieser Species in Grenzen gehalten. Zu viele von denen haben sich auf ihren Dienstgrad-Status verlassen. Lametta und nichts darunter. Falckner ist da offenbar eine Ausnahme geblieben. Er ist stracks auf mich zugekommen, hat aber sofort abgewunken.

«Kennst du mich nicht mehr?», hat er mit nasaler Kratzstimme gefragt. Ich habe ihn dann etwas genauer gemustert. Da habe ich das gesagt, was man halt in solchen Momenten leicht verlegen so von sich gibt, wenn man jemand nicht sofort einordnen kann.

«Doch, klar ... jetzt schon. Wie so eine Uniform uns verändert. Wolfgang Falckner, der mit dem «CK». Und Klassenkamerad. Was führt dich ins Reich der Mullbinden? Hast du Fieber?»

«Kann schon sein, Hawk-Eye.» Die ironische Anspielung auf meine Beobachtungsgabe und die trümmliche US-Serie M\*A\*S\*H ist angekommen. Minimales beidseitiges Verschwörerlächeln. Zur Erklärung nur dies: «Mobile Army Surgical Hospital» im Koreakrieg ist eine Satire-Serie mit Alan Alda als Captain Pierce. Ich also sein Abbild? Eher nicht. Ich bin kein Captain.

Ihn darauf ansprechen? Warum nicht? Er trug am Revers die grünen Mitrailleur-Abzeichen mit dem Laubzweiglein eines Schützenbataillons und auf den Schulterstücken eine 4 und die Streifen eines Hauptmanns.

«Wie ich sehe, hast du weitergemacht.»

Darauf hat er nicht reagiert. Für ihn ist das offenbar kein Thema. Ich fahre fort.

«Aber warum bist du hier? Blöde Frage, entschuldige. Bist erkältet. Hab' ich recht?»

«Ja, mich hat's gestern Nacht erwischt.»

«Hast du Fieber? Gib mir mal deinen Arm.»

Er hat sofort gehorcht. Puls 4 mal 28.

«Hundertzwölf! Sieht nach Fieber aus. Wir sollten das messen.»

«Jetzt?»

«Ja, oder spätestens heute Abend. Du solltest zur Visite kommen. 1800 Uhr. Dann ist der Arzt da.»

«Ich weiss. Ich kenne ihn. Ist ein Freund von unserem gemeinsamen Kumpel, dem Kern.»

«Kern? Unser Berufsatheist?», habe ich zur Sicherheit gefragt. Falckner hat gelacht.

«Berufsatheist? Der ist gut. Ja genau, den meine ich. Unter uns jetzt, ich habe keine Zeit. Muss an einer Übung teilnehmen. Karriere und so. Hast du mir was gegen diese Eventual-Fieber?»

Das habe ich immer. Unsere Armee-Geheimwaffen Paracetamol, Version Treupel oder Acidum acetylsalicylicum, schlicht Aspirin. Ich gab ihm sechs Stück von diesen Riesendingern aus der grossen Kiste.

«Nimm jetzt gleich zwei davon mit viel Wasser. Ich habe auch Tee hier.»

«Tee? Trink ich nur, wenn ich krank bin. Ein Bier wär' mir lieber.»

«Von mir aus gerne. Aber wenn's nicht besser wird und heute Abend nicht geht, dann kommst du spätestens morgen zur Visite. Das ist ein Befehl!», habe ich grinsend hinzugefügt.

Er hat zurückgegrinst, theatralisch salutiert, hat mir dann die Hand gegeben und gesagt:

«Hab schon gewusst, dass du hier bist. Die Sollliste, du verstehst. Ich hätte dich sicher früher oder später heimgesucht. Jetzt hat es halt mich. Scheissfieber.»

«Ja allerdings, pass auf, sowas kann rasch auf die Lunge gehen.»

Er hat sich zur Seite gedreht. Da habe ich kurz das schwarze Spezialisten-Abzeichen erkannt, den Stern auf schwarzem Grund.

«Du bist unser Nachrichtenof? Oder? Hast du eigentlich sofort weitergemacht.»

«Nein. Bewahre.»

«Warum nicht?»

«Ich bitte dich. Ich bin erst nach 1970, also nach der Reform richtig eingestiegen. Wie hat unser Dr. med. Franco Kern immer gesagt? Diese Armee ist nicht kriegstauglich, bloss eine preussisch durchgeknallte Marschkolonne. Allein schon diese Helme und diese Weltkriegs-Uniformen, eine Schande! Aber das hat sich verändert. Wie du siehst, bin ich jetzt zumindest für *diese* Armee. Warum hast du eigentlich nicht weitergemacht?»

«Als Sanitätssoldat weitermachen? Da wäre ich als Hospitalisationsoffizier an einer Schreibmaschine gelandet und hätte mir von den Spital-Profis sagen lassen müssen, wie der Laden zu laufen hat. Und Wachtmeister ist ja auch kein Lebensziel, oder?»

«Ja gut. Aber warum Sanitätssoldat?»

«Du weisst doch, wie das 1968 war. Muss ich doch dir nicht erklären.»

«Nein, musst du nicht. Ich hatte auch so meine Zweifel.»

«Siehst du. Zudem hat man als Sanitäter gewisse Freiheiten und sieht die Leute auch mal in einem weniger martialischen Zustand. Das kann sehr befriedigend sein, wenn ein Schreihals von Offizier ziemlich still mit seinen Bakterien hadert.»

«Hast du eigentlich waffenlosen Dienst beantragt?»

«Nein, wozu auch. Ich schiesse ganz gerne mal mit der Pistole. Ist eine gute Konzentrationsübung, ein bisschen ZEN, wenn du willst.»

«Dann haderst du also nicht mit deinem militärischen Schicksal.»

«Schicksal? Hadern. Ist nicht mein Genre. Nein. Das hier ist doch kein Schicksal. Ich meine die dreieinhalb Wochen hält man doch aus. Nur ab und zu nicht, wenn man sehen muss, wer da alles mit Dienstgraden belastet herumparodiert. Also da gefällt mir Krankenschwester schon viel besser. Rein militärisch wird man nicht ernstgenommen. Und nicht vergessen, ich kam gratis zu einer Zusatzausbildung in einem Uni-Spital. Konnte sogar in der Pathologie zusehen, wie's in einem Körper tatsächlich aussieht. Was für ein Geschluder! Da weiss man dann, was der Mensch ist. Jedenfalls verstehe ich seitdem unseren Positivisten Kern wesentlich besser.»

«Und Medizin studieren? Wäre das nichts für dich gewesen?»

«Nein, ich bin schlecht im Auswendiglernen und wäre schon im ersten Jahr durchgefallen. Und du, ich meine beruflich?»

«Ja, immer noch Lehrer, Sekundarstufe, aber nicht mehr lange. Entweder geht's in eine Unternehmung, oder ich werde Berufsoffizier.»

«Ja stimmt. Hast du angedeutet. Ich erinnere mich.»

Davon hatten wir in der Tat ein paar Mal gesprochen.

«Na ja, so lange es dir gefällt. Das wäre nichts für mich. Doch, ich denke, Nof ist gut für dich.»

«Immer noch höflich wie immer.»

«Nein, das habe ich mir abgewöhnen müssen. Die Mächte des Faktischen sind manchmal sehr dunkel.»

Mal sehen, was er jetzt sagen würde.

«Dein Hang zu Rätseln aber auch.»

Das war zu erwarten gewesen. Ich habe geantwortet.

«Ja, kann sein. Da sind wir uns aber einig, oder? Aufklärung geht vor. Jetzt und früher erst recht.»

«Unbedingt. Les lumières und so», sagt er. Typisch Ex-Mittelschüler, denke ich.

«Ja, die auch. Und deshalb deine Variante Nof. Du hast ja den Bildungshintergrund, eindeutig, ich meine Geschichte und so! Und die Lehrgänge im Führungsgrundgebiet 2 sollen ja hervorragend sein.»

«Woher ...?»

«Man orientiert sich halt.»

Ich verblüffe ganz gerne mal die Leute. Als Schreiber sollte man das beherrschen.

«Wie man sieht. Gut, ich muss jetzt. Ich melde mich.»

In der Regel hat er sein Wort immer gehalten. Jahre später hat sich das bestätigt. Wir sehen uns zwar unregelmässig im VITAFORCE. Aber wir haben uns immer was zu erzählen. Vor allem aber stimmen wir in zentralen Punkten des Lebens sagen wir zu 90 Prozent überein.

Die das sind: Es gibt weder Gott noch Göttliches. (Non credimus in unum Deum). Der Mensch ist weder gut noch böse, nur bisweilen peinlich. Politiker beider Geschlechter sind Gefangene ihrer Interessen. Echte Freundschaften sind so selten wie die orange One Penny Mauritius mit der jungen Queen Victoria. Und Frauen gehören zu den ungelösten Welträtseln wie Geist und Materie oder Liebe und Triebe. Anlagen sind hin und zuwider stärker als Erziehung. Gewaltfreiheit ist eine Illusion. Veganer sind doof und nicht ganz gesund.

Letzteres gefällt auch Orlando sehr. Da sind wir dann gerne zu dritt und empfehlen gegenseitig Gaststätten mit den besten Steakangeboten. Und da ist noch Snooker. Auch da sind wir uns einig. Das Strategiespiel par excellence. Einlochen allein fordert heraus, aber so

einlochen, dass die Kugel vor die nächste einlochbare zu stehen kommt, das ist die hohe Kunst.

Gesprächsstoff also bis zum Abwinken. Ganz zu schweigen von den Debatten über das Einlochen, bei denen wir aber immer zuerst um uns blicken, ob keine Damen in der Nähe sind. Vor 40 Jahren im Krankenzimmer war das noch nicht so. Aber der Anfang war gemacht.

Ich denke gerne an diese Zeit in den 70er-Jahren zurück. Wir waren beide jung, erfrischend aber beinahe fahrlässig unerfahren und in der Regel auch ziemlich unbefangen, vielleicht sogar strafbar naiv. Wir fanden unisono, die Gesellschaft sei marode oder komplett verkorkst. Die 68er hielten wir beide für temporär herumschreiende Irläufer, für eine schlechte Laune eines lärmigen halben Dezenniums.

Wolfgang Falckner und ich hatten bis Zwanzig den gleichen Werdegang an den gleichen Schulen hinter uns gelassen. Das kittet, jedenfalls in unserem Fall an der gleichen Mittelschule, das hat er wirklich. Sogar mit Kern, der nicht immer einfach zu traktieren war und geblieben ist. Rationalist durch und durch, zu jedem Veto allzeit bereit. Auch ein wenig autistisch, vor allem beim Training, da duldet er keine Gespräche. Und doch. Ich rede auch mit ihm gerne. Wenn er es zulässt. Ist immer anregend bis aufregend.

Jedenfalls weit spannender als mit den beiden Kräädorns, sowohl der feministischen Kunstkröte und der nach Backbord schlagseitigen Politfregatte. Und ich weiss, für solche lose Worte werde ich dann wieder öffentlich abgestraft. Da habe ich aber Routine.

So etwa, als ich die Oberschwindlerin Uriella als «süss säuerlich lächelnde Sektenfee» in die Unterwelt zu Persephone und Hades verbannt habe. Hexe wäre übrigens angemessener gewesen. Aber ich wollte das Wort «Hölle» vermeiden. Zum Teufel wünsche ich niemanden. Auch wenn's den Gottseibeius nur als Drohkulisse, Metapher, vielleicht auch nur noch als Symbol des Bösen gibt.

Doch von der Kunst, dem Militär und den Sekten noch kurz einmal zurück in die Schulzeit. Orlando hat mich vor Monaten gefragt, was denn aus dem Prügellehrer Feller geworden sei.

«Genau weiss ich es nicht», habe ich antworten müssen.

«Ich bin nach meiner Mittelschulzeit nie wieder in dieses Dorf zurückgekehrt. Wozu auch? Was sollte ich dort noch? Über Umwege habe ich das Gerücht gehört, dass Feller den Schuldienst freiwillig oder unfreiwillig quittiert haben musste. Man ist nicht mehr bereit gewesen, seine Prügelorgien zu tolerieren.»

«Prügelorgien? Übertreibst du da nicht ein wenig?» Typisch Orlando, nur nichts Extremes. Das behagt ihm nicht.

Falckner hat das später sparsam kommentiert. «Das mit der Erziehung war früher einfach so. Kinder wurden geschlagen: Ohrfeigen, Taten und versohlte Hintern. Das hat nun mal zum Repertoire gehört. Meines ist das nie gewesen. Mal abgesehen von unausstehlich krassen Vorfällen.»

Die hat er aber nie näher beschrieben. War ihm wohl eher peinlich. Zudem hat er schon damals andere Pläne gefasst. In einem Schulzimmer zu versauern, hat nicht seinen Karrierevorstellungen entsprochen. Und als man ihm dann im zweiten oder dritten militärischen Wiederholungskurs gefragt hat, ob er jetzt nicht doch «weitermachen» wolle, hat er zugesagt.

So kam er vom offenbar leidigen Schuldienst weg. Und wurde erst noch mit halbem Salär dafür entschädigt. Ein Jahr lang war er weg. Genauer 55 Wochen in Grün als Korporal, Aspirant und schliesslich Leutnant. Später dann Oberleutnant, Zentralschulen: Hauptmann. Und genau da haben wir uns dann wiedergesehen in einem meiner letzten Wiederholungskurse als Hüter eines Krankenzimmers und er als Nachrichtemann im Stab des Regimentes.

In letzter Zeit begegnen wir uns wieder häufiger bei Orlando. Zwei ältere Herren, reich an Erfahrung, arm an Einsichten. Beide im besten Alter und nach eigenem Ermessen alles anderes als verkalkt. Old Zitterhand und Old Bittermund. Zwei Wege, zwei Leben. Und doch in Vielem ähnlich. Zumindest geistig oder, wie man heute hochtrabend näselt, *spirituell*. Ich kann das Wort schon nicht mehr hören. Falckner hat mir kürzlich gestanden, dass er bei diesem Wort sofort Bilder von Insassen auf Spitalkorridoren assoziiere. Bleiche Gestalten am Tropf von irgendwelchen Religionen und Ideologien.

Ich habe genickt und weder Lust noch Bedarf empfunden, das zu vertiefen. Meine eigenen Spitalfrequenzen genügen mir vollauf. Nur dies: Ohne moderne Medizin würde ich das hier nicht mehr erzählen können. Das habe ich Falckner und Orlando während einer der Sofarunden erzählt. Wir gehen da manchmal in die Details: Operationen und Spitalerlebnisse. Einmal Blutvergiftung mit Starrkrampf nach einem Sturz von der Teppichstange und einmal Darmblutung bitte. Letztere am Rande der Letalität. Ursache unbekannt.

Ich habe überlebt. Und dabei einiges erlebt. Soll ich jetzt mit Erotica weiterfahren? Mit 14 Jahren ist das losgegangen oder schon früher. Das war dann der Beginn der jahrzehntelangen schwanzgesteuerten Ära des «Cherchez la femme».

Jetzt müsste eigentlich ein Essay über die verheerende Wirkung des moralingesäuerten Katholizismus folgen. Von wegen Selbstbefleckung mit Neurasthenie und Blindheit als Folgen des Bösen in uns. Aber das lassen wir jetzt, und ich beschränke mich auf den Hinweis, dass ich die Skrupel eigentlich erst mit 25 Jahren wirklich losgeworden bin, als ich nicht mehr einzig auf solipsistischen Handbetrieb angewiesen war, sondern allmählich die anatomischen Besonderheiten des weiblichen Geschlechts und dessen sekundäre und primäre Anordnung wenn auch nicht in einem Zug, sondern nach und nach enthüllen und entdecken durfte. Ich weiss, das klingt hier wie eine Vorlesung über die Grundbegriffe der Anatomie. Ich komme aber ohne Selbstironie einfach nicht klar.

Man darf dabei aber nicht vergessen, dass damals die Frauen die Männer noch nicht scharenweise und emanzipiert an der Krawatte ins Bett gezogen, und wie in jedem zweiten B-Movie zum Frühstück vernascht oder nach einem Feierabend zu Höchstleistungen gezwungen haben, obschon man diese schon in der Berufsgaleere von ihnen gefordert hat. Bis man einem Mädchen unter den Büstenhalter greifen durfte, musste man sanfte Vorleistungen erbringen, bisweilen jahrelang. Bis ich, noch bevor ich Zwanzig geworden war, endlich mal das zentrale Schmuckstück meiner Freundin Marion für ein paar Sekunden betrachten durfte, waren Jahre des scheuen Vortastens vergangen. Und ich bin

doch ein wenig erschrocken. So sah das also aus. Das hatte nichts mehr mit dem verschlossenen Spalt der Kunstschaffenden zu tun. erinnerte an Rosenblätter. Trotz eröffneter Offerte, zur Vollendung ist es bei Marion nie gekommen. Ich getraute mich nicht. Ich meine, die Folgen, Kinder und Krankheiten.

Ich gebe es ungern zu. Besonderes mutig war ich nie. Es dauerte Jahre, bis ich mich zum Beispiel im Schwimmbad ins tiefe Wasser getraute, wo ich dann endlich zu schwimmen gezwungen war. Aber dann - «Triumph! Triumph!» - gehörte ich endlich dazu und konnte mich am Wetttauchen beteiligen.

Und dann auch an längeren Touren in ein Nachbarstädtchen, wo die Mädchen in der Badeanstalt einfach hübscher waren als die «Weiber» unserer Klasse, ganz zu schweigen von der Parallelklasse mit der verklemmten Olga und der widerborstigen Gunhild Hinkelmann. Die hiess wirklich so. Die Deutschen halt.

Oder wir fuhren auf unseren alten Kleppern nach Luzern, einfach so, 80 km oder mehr, hin und zurück, kleine Velotour ins Strandbad, das ich kürzlich in einem helvetischen «Tatort» wiedergesehen habe.

Dort erlebte ich die allgemein so genannte Erste grosse Liebe. Ein vielleicht vierzehnjähriges Mädchen in einem Regenbogen-Badekleid. Dabei kam es nicht einmal zu einem Wortwechsel. Ein paar Kopfsprünge, ein wenig herumcrawlen, um zu zeigen, dass man kein Weichei war.

Wir schauten uns nur dauernd an, wieder weg und wieder an. Das hätte eine unendliche Schleife werden können. Wäre ich mutiger gewesen, und hätte ich sie angesprochen, dann wäre aber vermutlich der imaginäre Zauber verflogen. Immerhin reichte er aus, um zwei Tage später auf meinem alten Militärfahrrad noch einmal hinzutrampen. Sie war aber nicht mehr dort. Das waren dann die gewaltigen Kräfte und Säfte der Liebe.

Auch ein Jahr später, jetzt fuhren ein Mittelschule-Freund und ich bereits mit dem Zug in die Sonderbunds-Kapitale. Aber das Regenbogen-Mädchen war nicht dort, wie denn auch?

Soviel zum Thema «Wenn Emotionen das klare Denken vernebeln». Eine zweite Erkenntnis fürs Leben: Die unerfüllte Liebe ist die wahre

Liebe. Alles andere ist gut gemeint, oder wie die Metzger sagen: «Alles andere ist Beilage». Veganer sind Pflanzenmetzger, damit das auch noch gesagt ist.

Und doch, was wäre das Leben ohne diese heftigen aber flüchtigen Impressionen, wenn wir uns nicht von Wunsch- und Trugbildern zu Taten verleiten liessen, die man heute nicht mehr verstehen kann, auch nicht unbedingt mehr begreifen muss, aber auf keinen Fall bereuen soll? Da gäbe es weiss der Teufel andere. Zum Beispiel die Stunden, die man vertrödelt hat.

Die sogenannte Realität, also der Alltag, die Schule, die Kameraden, das war gegeben, das war Teil einer Realität, manchmal unangenehm, vor allem in der Schule demütigend und verunsichernd. Aber das war eben doch nur ein Ausschnitt der Wirklichkeit. Da gab es auch noch die Mädchen und die Bücher.

Die Mädchen. Wo soll ich beginnen? Mit der Tatsache, dass ich mich nicht mehr an ihr Aussehen erinnere. Ich sehe nur Details. Zum Beispiel, dass ich Teile von der Unterwäsche inklusive BH via ärmellose Bluse von der Rita Sprenger während einer Mathematikstunde betrachtet und selbstverständlich einen Steifen in der Hose hatte. Den hatte ich allerdings täglich mehr als ein Mal. Oder der erste Kuss bei klirrender Kälte, beim Abschied nach der Fahrt von der Kunsteisbahn nach Hause.

Oder die heimlichen Rendezvous im Sommer-Hochwald. Wie häufig waren wir schon als Kinder und Pubertierende eigentlich «im Wald». In der Rückblende dauernd. Messerbewehrte Räuberspiele, gewagte Einstiege in ehemalige Vorratshöhlen, im Winter bäuchlings auf den Davoser-Schlitten, zwei drei Exemplare an den Füßen eingehakt und zusammengehängt: Bobsleigh nannten wir grosskotzig das mörderische Ding, bei dem ich mir die Beine hätte brechen können, als ich als Letzter in eine Kurve in die Tannen und Brombeeren geschleudert wurde. Das bilde ich mir heute jedenfalls ein.

Aber noch mal und eindeutig. Am schönsten und am besten war für mich immer der junge Frühling mit dem frischen, zarten, hellgrünen, fast durchsichtigen lispelnden Laub der windgefächelten Bäume.

«Frühling lässt sein blaues Band, wieder flattern durch die Lüfte.» Nicht übel, Herr Pfarrer. So war das, bis die Gräser sprossen und an Pfingsten der Heuschnupfen das tränenreich, nasenbissige Regiment übernahm. Und trotzdem, erste sogenannte romantische Anfälle, später heimlich mit der kleinen Manuela, der er immer beweisen wollte, dass er auf jeden Baum hochklettern konnte. Dann war sie in Sorge und freute sich, wenn man wieder runterkam und mit stetig sophistizierteren Zungenküssen fortfuhr. Unter ihre Bluse zu greifen, blieb aber hosenspannender Wunschtraum.

Falckner hat mir einmal erzählt, als wir wieder einmal über Frauen gesprochen haben, dass er in diesen vier Jahren zwischen 12 und 16 etwa zehn mehr oder weniger fleissig schmusende und küssende Freundinnen «gehabt» habe. Jedenfalls sprächen die Initialen in seinem Schülertui dafür. An einige erinnere er sich, an andere nicht besonders gerne, so etwa an die leicht zu habenden Eintagsfliegen. Treue sei ein Fremdwort gewesen. Neugier die immer gespannte Triebfeder.

Es sei eigentlich eher eine Forschungsreise zu den gut aber seltsam riechenden Wesen gewesen, genau so hat er das gesagt, die etwas an sich hatten, was er bei der Mutter nie wahrgenommen habe. Und das wollte er stets aufs Neue ergründen. Endlose Recherchen und Ängste, Eroberungen, die nie befriedigten, weil er jene Mädchen, an denen er wirklich was fand, nie bekommen habe. Also gab er sich mit der zweiten Wahl zufrieden. Die sei ja auch nicht übel gewesen. Er habe die wirklich alle gemocht. Geliebt? Das dann doch nicht. Das kam später und heftig.

Sie hiess Rachel. Sie sei nicht eben besonders schön gewesen, aber aussergewöhnlich lebhaft, skurril, schubweise schon sehr verwirrend und zweifellos auch intelligent. Das war mehr als ein bisschen schmusen und küssen. Dazu kam es nämlich lange Zeit gar nicht. Er habe gedacht, wenn überhaupt, dann wäre sie das, das wäre jetzt Liebe. Sie liess ihm keine Ruhe mehr. Er wollte sie haben, was immer das sein sollte. Sie sollte seine Freundin sein, oder eben seine Geliebte, wie seine Lektüre empfahl.

Aber auch hier: Kein handgreiflicher Sex, kein Griff an die erogenen Zonen, die er aus der einschlägigen Literatur und Gesprächen mit

Klassenkameraden zu kennen glaubte. Wenn er sich richtig entsinne, sei er damals aber bereits an der Mittelschule, folglich 17 oder 18 Jahre alt gewesen. Ein Schüler von heute würde da vermutlich bereits schon sein Organ seiner Bestimmung zu- und eingeführt haben. Im Klartext, auch schon mal gevögelt haben.

Was aus einer intensiven Sommernacht der tiefen Zungenküsse geworden sei, habe ich ihn nicht gefragt. Er hat das von alleine erzählt. Eine Leidensgeschichte, die nicht dazu beitrug, Frauen zu mögen. Sie hat ihn zwei Monate später betrogen. Mit einem Typen in Schweden, wo sie als Au-pair eine Familie und auch gleich den gleichaltrigen Sohn betreute. Er habe sie besucht – damals fuhr man dafür noch zwei bis drei Tage lang Zug – und bereits am dritten Tag nach dem Abendessen im Kreis der Gastfamilie von ihr hören müssen, dass es besser wäre, wenn er wieder heimreisen würde. Warum, habe er erst später von Marion erfahren.

Das war sie dann, seine erste Liebes-Katastrophe. Die hat vielleicht auch seine sporadische Misogynie verursacht. Kann sein. Jedenfalls hat das ein paar Jahre hingehalten, bis er die miese Erinnerung und das skandinavische Elend loswurde.

Belastend sei auch gewesen, dass er zwar neue Freundinnen hatte, aber immer noch an dieser Rachel herumlaborierte. Halbierte Existenz, Doppelleben: Die Vergangenheit vergällte die Gegenwart und verhinderte eine unbelastete Zukunft. Zudem habe er jetzt endlich mal mit einer Frau schlafen wollen. Aber auch das war ein Hindernislauf, vorbei an der Angst vor dem Versagen, Geschlechtskrankheiten, Kindersegen und vor Dauerverpflichtungen.

So richtig zwischen den Kissens und auf Tischen losgelegt habe er erst, als er 27 Jahre alt geworden war, dann aber gleich «multifunktional und teilweise mehrspurig».

Der redet manchmal so. Das sei dann aber weniger eine *éducation sentimentale* als vielmehr eine lieblose Parforcejagd und ein rücksichtsloser Eroberungsfeldzug gewesen. Er habe es jetzt endlich einfach wissen wollen und auch zu wissen bekommen, manchmal mehr, als ihm lieb gewesen sei. Ich denke, das genügt jetzt. Wenn interessieren schon

Bettgeschichten im Zeitalter der Internetpornografie? Zudem liegt das jetzt 40 Jahre zurück. Irgendwann muss einmal Schluss sein mit den Erklärungsversuchen der Gegenwart mit der mehr oder weniger verknorzten und vermurksten Vergangenheit. Das habe ich Falckner nicht gesagt. Wahrscheinlich weiss er das auch ohne mein Zutun.

Auch hier im VITAFORCE hört man sie manchmal, diese Geschichten von verpassten Gelegenheiten und von unglaublichen Erlebnissen. Eindeutig Grossspur-Weltmeister ist da unser Freund Remo Zobrist. Stets ist er Protagonist seiner eigenen Heldenepen, von denen die eine Hälfte erfunden und die andere nur bedingt stimmen kann. Wenn er zum Beispiel einen Bundesrat ohne Titel nur mit dem Namen angesprochen haben soll. Oder wenn er einen fehlbaren Autofahrer zusammengeschissen, einer klauenden Frau die Leviten gelesen oder einem Oberst erklärt hat, was Ordnung gemäss Ordonanz sowieso sei. Es gehört zu unseren Gewohnheiten, skeptisch höflich zu reagieren. Wenn ich allerdings Informationen aus dem Ameisenleben von Bad Schachenburg brauche, dann ist Remo in den meisten Fällen eine glaubwürdige Nachrichtenquelle, solange er selbst nicht davon betroffen ist und folglich keine Lyrik in eigener Sache erfindet.

Warum, weiss ich nicht mehr, aber warum sind wir dann noch auf Pommer zu sprechen gekommen. Ich habe Zobrist jedenfalls gefragt, ob er wisse, wo der sei.

«Unser Professor? Nein, aber lange nicht mehr gesehen, das habe ich ihn schon auch. Der ist doch früher mindestens einmal pro Woche gekommen.»

«Ja gut, stimmt, und sonst?»

«Was sonst?»

«Weisst du, warum er nicht mehr kommt, meine ich.»

«Keine Ahnung, aber ... also da gibt's ein Gerücht.»

Ich gebe mich ahnungslos. Zobrist muss man nie auffordern. Die Quelle sprudelt von alleine. Ich sage bloss:

«Ah ja?»

«Ja, ich weiss auch nichts Genaues.»

«Das wäre aber neu.»

Ob er die Spitze spürt, weiss ich nicht. Ich warte mal zu.

«Ob neu oder nicht neu, ich weiss nur, dass es Leute gibt, die behaupten, Pommier hätte einen Hund von einem armen Jungen erschossen, weil der dauernd gekläfft und ihn bei der Arbeit gestört habe.»

«Der Junge?»

«Quatsch, der Hund natürlich. Also manchmal ... bist du was begreifst.»

«Man nimmt sich Zeit.»

Mehr habe ich von Remo nicht erfahren. Dafür aber ein paar Tage später von Herrn Prof. Dr. Gustave E. Pommier, Romanist und auch ein wenig Gräzist von Pallas Athenes Gnaden höchstselbst und ausführlich. Der ist nämlich wieder aufgetaucht. «Auf weinfarbenem Meer segelnd zu anderssprachigen Menschen», wie er das mal via Homer angedeutet hat.

Das war so. Ich habe gerade den vierten 20 Kilogramm-Durchgang an der Bauchmaschine absolviert, da sehe ich ihn am Empfangstresen, lachend und mit Marianna charmierend. Er verschwindet in der Garderobe und ein paar Minuten später spaziert er auf dem Laufband herum. Ich tue so, als hätte ich ihn nicht gesehen.

Zehn Minuten später hat er sich an die Butterflymaschine gesetzt. Jetzt oder nie. Ich komme von hinten, stelle mich vor ihn und deute an, mich zu freuen, ihn wieder einmal zu sehen. Er sei immerhin ein paar Wochen nicht mehr hier gewesen. Ob er etwa krank ...? Ich weiss aber schon, dass er das nicht gewesen ist. Er hatte sich ja ordnungsgemäss für einen Monat bei Orlando abgemeldet. Er lächelt etwas gezwungen.

«Nein, nein, alles in Ordnung.»

«Wo bist du gewesen?»

«In Paris, beruflich und, ja auch privat.»

«Aha! Les femmes.»

«Schön wär's. Nein ich wollte einfach mal abtauchen, meine Ruhe haben.»

«Wollte oder musste?» Das ist jetzt riskant.

«Wieso musste?» Ich gehe aufs Ganze. Mal sehen, was an der Geschichte real ist.

«Nun, du hast ja gehört, was die Hunde bellen», sage ich.

Sein Gesicht gefriert kurz. Bin ich zu weit gegangen?

«Ja verdammt, dass weiss doch jeder. Und jetzt beginnst du auch noch mit dieser verfluchten Hundescheisse. Merde alors.»

Wenn er Französisch zu sprechen beginnt, sind Emotionen im Spiel. Da brechen die Ahnen aus Fronkreisch durch.

«Entschuldige, aber was für eine Hundescheisse? Kackt dir ein Hund in den Rasen? Soll vorkommen.»

«Nein. Herrgott noch mal. Ich halte zwar nicht allzu viel von Hunden. Aber Ärger habe ich mit keinen von denen. Nie gehabt. Ich mag Hunde, nicht alle und vor allem mag ich die nicht, die dauernd herumbellen, wie die beiden Bastarde von den beiden dürren Schachteln in der Nachbarstrasse.»

«Ja, die kenn ich. Aber wenn nicht die, was ärgert dich dann?»

«Nicht was, sondern wer. Ich muss da ein wenig ausholen. Du kennst doch diesen Schreibmenschen aus Bad Schachenburg. Ich kann seinen Namen nie behalten. Mit dem habe ich mal vor einiger Zeit über Hunde gesprochen. Wir lieben sie beide nicht besonders, er noch weniger als ich. Ich habe ihm dummerweise eine Geschichte von einem Hundehasser erzählt, der ein besonders lautes Exemplar offenbar mit einem Zielfernrohrkarabiner exekutiert hat. Du erinnerst dich vielleicht an diesen Wasserglas-Skandal im Städtchen. Der Herr Schriftsteller hat das sofort als Aufhänger für eine Geschichte benutzt. Du kennst sie vielleicht. Sie heisst «Bonzos Ende» und erzählt haarklein, wie ausgerechnet ein Romanist mit dem idiotischen Namen Erwin Gravensteiner von einem Hund und seinen Besitzern tyrannisiert wird, und der dann während einer obligatorischen Schiessübung diesen Köter exekutiert und fortan die Ruhe um seine Villa herum geniesst.»

«Moment, du willst doch nicht etwa ...?»

«Doch, genau das will und das kann ich. Die Schlüsselworte heissen Gravensteiner und Pommier. Das ist die Verbindung. Irgendwelche Leser des Buches haben da falsche Schlüsse gezogen und angenommen, ich sei dieser Gravensteiner, der damals dieses arme Hundi hingerichtet hat. Ausgerechnet ich. Ich bin zwar ein leidlicher Schütze, aber kein

Jäger. Zudem besitze ich kein Gewehr. Nur eine Pistole. Und ich kann beweisen, dass ich zum Zeitpunkt dieser Exekution, denn das war es, gar nicht in der Schweiz war. Da war ich in Montpellier an der Uni, Vorlesungen über die Literatur der Résistance. Auch über einen meiner Vorfahren, aber das gehört jetzt nicht hierher. Und was passiert seit ein paar Monaten? Ich kriege anonyme Drohbriefe und Telefonanrufe mit wüsten Gesängen: Man werde sich rächen. Wehe, wenn ich dich erwische! Ich hetze meinen Hund auf dich. Du bist fällig, und so weiter, und so weiter. Die ganz Palette anonymer Zivilcourage. Da ich so oder so in Paris mit meinem Verleger zu tun gehabt habe, bin ich verreist und einfach weggeblieben. Zum guten Glück ist meine Handynummer nur Freunden bekannt. Das ist jetzt neun oder zehn Wochen her. Nun bin ich wieder hier und muss nicht mehr mit weiteren Reaktionen rechnen.»

Ich zögere ein Moment, überlege kurz, ob ich das fragen soll. Ich tu's.

«Hast du mit der Polizei gesprochen?»

«Nein?»

«Hättest du aber machen müssen.»

«Wozu denn?»

«Weil man anonymen Scheisskerlen, wenn immer möglich, das Mundwerk legen sollte.»

«D'accord. Aber das ist mir zu mühsam. Ich habe jetzt eine andere Telefonnummer, die ich auf die «Liste noire» gesetzt habe. Die findet man dann in keinem Verzeichnis mehr, ja auch in den elektronischen nicht. Folglich habe ich jetzt Ruhe. Es sei denn, die wollen mich besuchen. Aber dazu sind sie in der Regel zu feige ... wie ihre Köter.»

Ich gebe selten Ratschläge, sage dann aber trotzdem:

«Sei vorsichtig, schau lieber einmal mehr hinter dir nach, wer dir folgt. Krieg ich deine Nummer, für alle Fälle?»

«Ja sicher, ich schreibe sie dir auf.»

Das hat er dann getan. Seitdem sehen wir uns wieder häufiger. Ist für beide ein Gewinn. Und wie so viele, hat sich auch diese unangenehme Geschichte allmählich verflüchtigt.





# Chez Orlando

Orlando Dietschi

Falckner und Schwartz haben mir vor ein paar Tage mitgeteilt, ich hätte hier das Schlusswort. Ich sei schliesslich der Inhaber des «Etablissements für Körperkultur und Unzucht». So hat das Schwartz genannt. Mir käme das Finale auf alle Fälle zu. Ist wieder mal typisch für die beiden. Hätten ja fragen können, ob ich das auch will. Aber nein. Die betrachten das als Ehrenbezeugung, wie das militärische Grüssen und das beständige «Sir da und Sir dort». Oder Ansprachen mit Titeln, vom Doktor bis zum Professor. Und auch schon mal ein geschnauztes «Korporal Dietschi, melden Sie sich an.» Es darf hier erwähnt werden, dass ich den Kommandozug meiner Kompanie geführt habe und weiss, wie man Karten zeichnet, inklusive Signaturen.

Gut, man muss berücksichtigen, dass die Beiden das generell nur als selbstironisches Spiel treiben. Nur Aussenstehende würden das nicht begreifen, sagen sie. Vor allem dann, wie auch schon vorgekommen, wenn Schwartz hereinkommt, einen leicht betrunkenen Unbegabten mit Sprechproblemen imitiert und mich fragt, ob er denn hier richtig sei im «Muuskelschduioo Sehnder».

Da sage ich dann ohne zu zögern: «Ja, du versoffener Alki.»

Dann jammert er mir die Hucke voll, man gönne ihm nirgends mehr ein Bier. Die Menschheit sei dem Untergang geweiht, und ich mit ihr. Kurz, ein imitierter Spinner.

Gestern zum Beispiel ist bei uns ein Karton mit Kissen eingetroffen (120x60x50cm). Was macht Schwartz? Er setzt sich hinein. Das müsse fotografiert und als Werbung verwendet werden. Text: «Soeben eingetroffen: Unser neuer Trainer!» Das Bild habe ich ihm gegeben. Was er damit macht, weiss ich nicht. Zeigt es seinen Freundinnen. Hat er überhaupt welche? Wir wissen es nicht. Auch Falckner nicht, vermutet es aber. Er habe ihn übrigens auch schon mal zusammen mit einer bekannten Politikerin gesehen.

Noch in der Kiste erzählt Schwartz mir noch rasch die Geschichte von einem Stoss-Telefonanruf der Firma Swissconext, also wie er den Kerl

abgefertigt habe. Hatte ich übrigens auch schon. Aber da rede ich nie lange. Ich hänge einfach auf. Lohnt keine Sekunde. Und auch Falckner meint dazu jeden zweiten Monat, dass mache keinen Sinn.

Überhaupt stimme es, wir würden auf sehr hohem Niveau jammern. Über Ausländer, über Einheimische. Wir würden uns mit der Regelmäßigkeit eines Taktfahrplanes über minimalste Zugsverspätungen beklagen, über Tempo 30 und Zebrastreifen wimmern, Arbeitslosenquoten beseufzen; oder wenn eine Waldstrasse für viel Geld saniert werden soll. Das sei eine Mikrowelt auf Millimeter-Papier, so hat das Falckner mal genannt.

Oder noch einmal Schwartz. Der kommt auch schon mal rein in die gute Muskelstube, strahlt über alle Backen Marianna an und flötet: «Sei gegrüsst, du Traum meines Glücks!» Ich ergänze sofort laut und deutlich: «Er meint, du Stück meiner Alpträume.» Worauf Marianna nicht eingeht. Sie fragt Schwartz bloss, was denn heute mit ihm los sei, so guter Dinge sei er ja nicht alle Tage. Darauf er relativ plump und durchschaubar: «Das ist immer so, wenn ich meine Augenweide sehe.»

Sie geniesst das mit Distanz. Nie würde er ihr zu nahekommen. Ist nicht sein Stil. «Seiner ist strikt verbal.» Das ist nicht von mir, sondern von Falckner, unserem anderen Wortkünstler, unserem Zitier-Genie.

Als dann Schwartz, um das jetzt hier auf keinen Fall zu vergessen, vor kurzem zu Marianna gesagt hat, dass sie nicht mehr alleine durch die Stadt gehen könne, denn alle Männer kriegten die Halskehre, hat sie wie ein Leuchtturm rundum gestrahlt. Sie brauche dringend einen Begleiter, sagt dann Schwartz und zeigt auf sich. Ob er diese Rolle übernehmen dürfe? Worauf sie meinte, man würde glauben, sie sei wohl seine Tochter. Dass sie dafür wahrscheinlich dann doch zu alt sei, verschweigt er höflich.

Vielleicht denken Aussenstehende, er sei ein Schleimer, ein Heuchler. Das ist er aber nicht. Diese Lobeshymnen stimmt er nur in berechtigten Fällen an. Und Marianna ist weiss der Himmel ein berechtigter. Ohne sie fehlte VITAFORCE etwas. Man könne auch sagen, sie sei die «gute Seele des Kraftstoffladens». Ist auch wieder nicht von mir. Ich glaube von Falckner. Der hat übrigens meinen Laden auch schon mal als

Anabolika-Biotop bezeichnet. Dagegen habe ich mich aber sofort gewehrt. Sowas kommt mir nicht unters Dach.

Nicht nur Marianna, auch Schwartz ist eindeutig eine soziale Begabung. Der spricht mit allen. Meistens ohne anzuecken. Und Leute, von denen er vermutet oder weiss, dass sie ihn vielleicht nicht mögen, lässt er in Ruhe. Kluger Grundsatz, finde ich. Das gilt dann übrigens auch für Falckner. Immer höflich, immer ein offenes Ohr. Aber auch nicht immer. Denn es gibt schon Leute, die auch er, genauso wie Schwartz, nicht erträgt und folglich ignoriert. Einer heisst Jakob Sturzenegger, ein Banker, der gerne Jäck genannt werden möchte. «Unser Jäck.» Falckner und Schwartz begrüssen ihn aber immer mit «Salut Jakob». Und wenn der dann noch von Opernbesuchen und seinen Luxusschiffsreisen zu schnorren beginnt, dann verziehen sich beide regelmässig zu den hinteren Kraftgeräten, wo man sie sonst nie sieht.

Nur einmal ist Falckner geblieben, als Jäck von Wagner (Richard) angefangen hat, da hat Wolfgang kurz zugehört und den Opernkenner dann nach etwas gefragt, das ich glaube Leid- oder Leitmotiv heisst. Da hat Sturzenegger schnell das Thema abgebogen und von neuen Finanzprodukten, von Derivaten und solchem Zeug, zu faseln begonnen. Worauf Falckner einmal mehr sofort verschwunden ist, was dann mehr als einmal vorgekommen ist.

Ein anderes Mal hat Jäck der Weltenbummler auch noch damit angefangenen, über eine geplante Steuererhöhung zu fluchen. Da ist er nicht zu überbieten. «In jedem Fall senken», verkündet er. Man sei schon genug geschröpft. So tönt das bei ihm. Es folgt dann in der Regel ein Gejammer auf dem erwähnten hohen Niveau: Immer die Ausländer zuerst, dann irgendwelche Gemeinderäte, eine Politikerpfeife, und als neustes Beispiel Ortsbürger, die am Waldumgang wieder Sauerkraut essen wollen. Die Probleme der Nörgler und Sörgler, sagt dem Schwartz. Ich höre zu. Hüte mich, etwas zu bemerken. Ich kann mich beherrschen. Das würde mir nur Ärger bringen. Das will aber nicht heissen, dass ich Politisches nicht mitdiskutiere. Ich vermeide aber abschätzig Bemerkungen und Schüsse auf Personen wie dieser Riccardo. Ist nicht gut für die Stimmung im Geschäft.

Ab und zu kommen wir auch auf das zu sprechen, was man die letzten Dinge nennen könnte. Also Tod, das Leben danach, und was wir so glauben. Oder wie man sterben möchte. Ich sage dann immer: Im Schlaf, ohne Bewusstsein. Schwartz meint dann bloss, er wolle nicht lange krank sein, Schmerzen und so, einfach nicht dahinsiechen. Wer will das schon? Aber leider hört man viel vom Gegenteil. Jahre im Pflegeheim und so weiter. Oder am Tropf hängen.

Einmal, Davorin Cencic, der Ironman, war auch dabei, hat uns Schwartz gefragt, ob wir denn an ein Leben nach dem Tod glauben. Unser Dreikämpfer hat dazu nur gesagt, dass es irgendwie schon etwas geben müsse. Ja was dann, hat Schwartz nachgefragt. Etwas, dass über uns steht. Ja schon, aber was denn? Cumulus-Wolken, ein Raumschiff oder eine herumsurrende Drohne? Keine Antwort. Was ich davon halte? Keine Ahnung. Ich lebe hier und jetzt. Für solche Spekulationen habe ich keine Zeit und kein Interesse.

Ich habe hier einen Laden zu führen. Und das tue ich gerne. Immerhin trage ich etwas zur Volksgesundheit bei. Es wird zwar über Fitnesscenter gespottet, sie seien wie gesagt Anabolika-Biotope, Muskelprotz-Baustellen oder Laufband-Mühlen. Das mag in Einzelfällen stimmen. Ich sehe das anders. Die meisten Leute hier wollen wirklich was für ihre Gesundheit tun: Mehr Beweglichkeit, mehr Kraft und ein gesundes Leben.

Schwartz zum Beispiel sagt dann immer: «Ja, und auch für mein Selbstbewusstsein. Ich bin jetzt Siebzig und stelle fest, dass mein immer noch passables Aussehen (Applaus bitte; und wir nicken alle gehorsam.) und die Fitness meines Körpers auch was mit jener in meinem Kopf zu tun hat. Toller Werbeblock, findest du nicht, Orlando?»

Ja sicher ist er das. Und da ist noch etwas anderes. Viele Leute, die hier trainieren, sind nicht nur Kunden, sondern längst Freunde geworden; und das seit über dreissig Jahren. Man kennt sich. Nun gut, es gibt auch andere. Frauen zum Beispiel. Die sind froh, wenn man sie in Ruhe lässt. Die kommen, sprechen kaum ein Wort, machen ihre Sets und verschwinden dann wieder. Wenn's hochkommt, kennt man ihre Vornamen und wo sie arbeiten. Aber aufgeblasene Muskelpakete, Schwartz

nennt sie Testosteron-Fässer, die sieht man hier selten. Sie gelten eher als Lachnummern. Aber auch nicht wieder alle. Zum Beispiel Rocco, der Lokomotivführer. Sieht aus wie ein Skinhead, ist aber ein hyperaktiver, überaus netter sympathischer Riesenkerl.

Falckner hat mal gesagt: Ein Fitnesscenter sei ein Art Mikrokosmos, ein Abbild der Gesellschaft, allerdings mit dem Unterschied, dass man sich hier nicht durchmogeln kann. Das werde zwar versucht. Aber man sehe relativ rasch, wer wirklich an sich arbeite und wer hier nur gesellschaftlichen Normen genügen möchte, wer nur hier ist, damit er herumtönen könne, er gehe «ins Fitness». Das übliche Managergelaber für die Teppichetagen halt.

Ich will auch das nicht kommentieren. Wer Falckner und noch mehr Schwartz ernstnimmt, muss einfach wissen, dass beide dazu neigen, immer ein wenig zu übertreiben. Trotzdem mag ich die beiden Spinner. Sie sorgen für Lacher, somit gute Stimmung, was meinem «Etablissemänt», wie sie es nennen, immer guttut.

Auch Davorin trägt zur guten Laune bei. Und als drahtiger, durchgestählter Ironman von annähernd 1.90 Meter ist er der ziemlich lebhafteste Beweis, zu was man es mit Training bringen kann. Lebhaft ist allerdings auch seine lautstarke Diskussionslust. Er bombardiert nicht selten Schwartz mit seltsamen Fragen oder mit einem Resümee aus der Geschichte, Rommels Wüstenkrieg oder Verschwörungstheorien, welche Schwartz dann, wenn auch selten, zu korrigieren oder zu relativieren versucht. Meistens mit gutem Erfolg. Davorin hört auf ihn. Und Schwartz seinerseits bewundert den eisernen Durchhaltewillen des Triathleten. Sorgen machen wir uns nur über den Umstand, dass er keine feste Anstellung hat. Denn irgendeinmal wird es aus sein mit Sport, vor allem mit dieser harten Variante. Alles in allem. Davorin gehört zum Inventar von VITAFORCE.

Das gilt auch für Marianna, meine Stellvertreterin, unser «zierliches Bijou und handfeste Seele des Geschäftes», sagt Schwartz. Und er hat Recht. Sie kann zum Beispiel, wenn Ärger droht, den einfach diplomatisch weglächeln. Da muss ich dann nicht mehr eingreifen. Oder wie sie auf Kundinnen reagiert, die nicht wissen, was sie wollen. Am Schluss

machen sie das, was Marianna vorgeschlagen hat, wenn auch nach langem Hin und Her. Da sind Frauen einsame Spitze.

Schwartz hat Recht: Sie ist wirklich eine Augenweide und unser Sonnenschein. Kling etwas banal, ist aber so. Ein Tag ohne ihr Lachen ist wie Australien ohne Sonne oder Amerika ohne Trump. Und sie ist auch unsere Principessa im exklusiven «Freistaat Waldrand». Da kommt ja nicht jeder rein.

Zum Beispiel dieser Doktor Kern. Er soll bekennender Atheist sein. Sagt er jedenfalls. Gott sei eine Erfindung der Menschen. Kann sein. Genaues weiss ich nicht. Kern spricht wenig. Er kommt rein, grüsst uns und absolviert dann schweigend sein Stundenprogramm. Manchmal spricht er mit Schwartz, weniger mit Falckner.

Mein Verhältnis zu ihm ist eher distanziert. Ich kann nicht sagen, dass ich ihn nicht mag. Er ist immer freundlich, aber irgendwie kühl und manchmal auch kalt. Vor allem gewissen Frauen gegenüber, die zu schwammigem Esozeugs neigen. Da ist er allergisch. Ausnahme bleibt Marianna. Sie weiss ihn zu nehmen. Da schmilzt was ihn ihm.

Ganz und gar nicht kann er es mit der «Königin der Nacht aller Emanzen», wie es sie nennt, mit der Kräädorn. Die meidet er wie der Teufel das Kreuz. Überhaupt die Feministinnen. Die hält er für einen historischen und hysterischen Irrtum, sagt er aber nur, wenn keine in der Nähe ist.

Ich muss gestehen. Auch ich brauche immer die letzten Reserven an Höflichkeit, wenn diese Helene auftaucht. Die bringt meinen Motor nicht zum Laufen. Schwartz hat zwar mal gesagt, dass die früher mal als «La belle Hélène» gegolten hat. Das muss aber sehr früher gewesen sein. Denn heute sieht sie aus wie ... doch lassen wir das ein für alle Mal.

Was soll ich noch schreiben? Dass Schwartz mal einen ziemlich oberflächlichen Typen, einen Nachbeter darauf aufmerksam gemacht hat, dass er, wie die meisten, Juvenal falsch zitiere. Es heisse nicht «mens sana in corpore sano». Da könnte man ja annehmen, dass in einem gesunden Körper automatisch ein gesunder Geist wohne. Juvenal sage aber, ich hab's mir notiert: «Orandum est ut sit mens sana in corpore

sano.» Das heisst: Man solle darum beten, dass ein gesunder Geist in einem gesunden Körper sei.

Ich bete zwar nicht, aber ich bitte darum, dass alles so bleiben soll, wie es jetzt ist. Meine Devise wird bis zum Ende sein: VITAFORCE FOR EVER, alsdann: «Bleib' auf dem Boden und stark im Leben.» Oder wie Commander Spock es sagt: «Lebe lang und in Frieden.»